

D I E T E M P E L R I T T E R

C L E M E N S A L B O N

HENRI DE ROSLIN
UND DIE DICHTER

R O M A N

D I E T E M P E L R I T T E R

D I E T E M P E L R I T T E R



Clemens Albon

**Henri de Roslin
und die Dichter**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2006 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung: AKG
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2006
Buch-Nr. 019790
www.derclub.de

Als Henri, Joshua und Uthman zu Beginn ihres neuen Abenteuers in Marseille von Bord gehen, landen sie auf vermeintlich sicherem Terrain. In der von Frankreich unabhängigen Provence, der Wiege der europäischen Dichtkunst, entdeckt Henri de Roslin die Macht der Worte. Getarnt als fahrender Minnesänger, gelangt er im Sängerwettstreit zu Ruhm und Ansehen. Sogar der berühmte Ritter Kyot d'Arles muss Henris Meisterschaft anerkennen. Als der berüchtigte Liebhaber und passionierte Dichter Henri und die Seinen auffordert, ihren Triumph in Paris zu vervollkommen, schöpfen die Gefährten einen fürchterlichen Verdacht...

ERSTER TEIL

Ende 1317. Musik

Sean of Ardchatten wusste nicht, was er tun sollte. Er hatte lange vergeblich gewartet. Mit jedem weiteren Tag fiel es ihm schwerer zu glauben, dass die Gefährten noch eintreffen würden. An das Schlimmste wagte er gar nicht zu denken. Vielleicht hielten sie sich noch in einer dringenden Angelegenheit in der Fremde auf. Möglich auch, dass die Winterstürme die Überfahrt verzögerten. Oder hatten sie ihn einfach vergessen?

Bei diesem Gedanken spürte Sean einen Kloß im Hals. Nein, das war unmöglich, sein Herr würde ihn niemals vergessen! Da er zum längst überschrittenen verabredeten Zeitpunkt nicht erschienen war, musste etwas Unvorhergesehenes geschehen sein.

Sean stand auf und ging an dem von einer grob verfugten Steinmauer eingefassten Hafenbecken entlang. Er blickte über die schwankenden Schiffe, die im Hafen von Marseille ankerten. Ihr Schwanken empfand er als Spiegelbild seines Zustands, auch der Boden unter seinen Füßen schien ihm nicht sicher. Das Furchtbare kann doch geschehen sein, dachte er. Das Heilige Land birgt zahllose Gefahren. Menschenleben zählen dort wenig. Männer verschwinden plötzlich, ohne eine Spur zu hinterlassen. Wenn Henri de Roslin und seine Freunde tot waren, dann war auch sein Leben sinnlos.

Was sollte er dann tun? Er war doch immer nur Henris Knappe gewesen. Ohne ihn fühlte er sich nutzlos.

In diesem Moment konnte Sean gut nachempfinden, wie sich ein nasser Hund fühlt, der im kalten Wind am Rand des großen Meeres stand. Er fror, er schüttelte sich. Der schlimme Gedanke kroch wie mit kalten Fingern an seinem Körper empor, weiter und weiter bis hoch in seinen Kopf, wo er sich festkrallte und nicht mehr weg wollte.

Sean of Ardchatten warf noch einen Blick in Richtung Horizont. Kein Schiff war zu sehen. Und wie sehr sehnte er den Anblick eines von Südosten kommenden Seglers herbei, der in Marseille anlegte. Seit Wochen waren Schiffe angelandet, ihre schweren dunklen Leiber tanzten über das lichte, manchmal dunstige Wasser heran, ihre Segel blähten sich im frischen Wind des Spätherbstes, sie näherten sich mit rauschendem Bugschot wie ein Versprechen. Jedes Mal empfand Sean die aufregende Verheißung von Abenteuer beim Anblick der sich nähernden fremden Schiffe. Aber sie alle kamen aus Richtungen, die ihn nicht interessierten, vor allem aus Westen. Auch Lateiner, die unter dem roten Tatzenkreuz segelten, waren darunter gewesen. Sie kamen aus Iberien und brachten maurische Gefangene, die als Arbeitssklaven verkauft oder als Geiseln gegen christliche Gefangene im Osten eingetauscht wurden.

Jedes Mal hatte Sean das Flickern der Fischernetze aufgegeben und war in den Hafen der Großsegler zur neuen Mole gestürzt, wo er mit brennenden Augen wartete, bis der letzte Reisende über das Fallreep an Land gegangen war. Er sah, wie die Sklaven in Ketten mit Peitschenhieben vom Schiff zu einem Lager neben dem Hafen getrieben wurden. Erst, wenn die Matrosen begannen abzutakeln, wandte er sich ab. Und jedes Mal ging er dann mit schweren Schritten und finsternen Gedanken zu den anderen zurück.

Manche der Fischerjungen bedauerten und trösteten ihn, andere lachten ihn aus. Besonders Jacques machte sich einen

Spaß daraus, ihn zu verspotten. Der gemeine Kerl mit dem feuerroten Schopf und den unzähligen Pickeln rund um den fleischigen Mund war ganz allein in Marseille. Seine Eltern waren tot, und seine drei älteren Brüder hatte es in alle Winde verstreut. Wenn Sean am traurigsten war, boxte Jacques ihn am heftigsten oder stellte ihm heimtückisch ein Bein. Anfangs hatte Sean sich tüchtig gewehrt, war auf Jacques losgegangen und hatte lange mit ihm gerungen. Mit der Zeit nahm Sean Jacques' Gemeinheiten jedoch widerstandslos hin.

Wenn Jacques besonders niederträchtig war, fing Sean an zu singen, nicht laut, sondern still und leise vor sich hin. Jeden Tag erfand er ein neues Lied und dichtete einen Text dazu. So kam es, dass Sean of Ardchatten inzwischen ganz erfüllt war von leisen Liedern, von Gedichtzeilen, die ihn trösten sollten, und von schwerelosen Melodien, die er manchmal auf seiner Lochflöte nachspielte. Der Schmerz, dachte er, ist doch der beste Dichter und Komponist.

Aber Sean wäre lieber glücklich gewesen.

Oh, wie bedrückt es mich, dachte er, während er nun am Hafen entlangging und einen Schwarm gen Süden ziehender Wildgänse beobachtete, dass der edle Herr Henri nicht bei mir ist. Wäre er doch nur hier, würde er doch nur all das in Worte fassen, was ich empfinde, er würde sich weitaus gewählter und wohlgefälliger ausdrücken als ich. Seine Worte wären funkelnde Edelsteine, wo meine bloß stumpfe Steine sind. Oh, wie sehr benötige ich doch den Rat und die Hilfe meines Herrn!

Sean summte ein Lied zu diesen Worten. Er hörte in Gedanken seine dreilöchrige Knochenflöte dazu spielen, so als spielte ein anderer ihm vor. Sean hatte sich während des Wartens inmitten des Kreises der Fischer, für die er arbeitete, seit er vor zwei Monaten in Marseille angekommen war, angewöhnt, zu seinem Herrn zu sprechen, als sei dieser

anwesend. Auf diese Weise wurde seine Trauer über dessen Abwesenheit nicht zu groß. Was ich beginne, Herr Henri, würde weitaus besser, dachte er, wenn du mit deiner Lebenserfahrung und Kunstfertigkeit meinem geringen Können aufhüldest...

Auch wenn Henri de Roslin ein Tempelritter ist, dachte Sean weiter, so beherrscht er doch auch die Kunst der Erzählung. Wie oft hat er mich schon getröstet, wenn ich Liebeskummer hatte. Worte können große Trostspender sein! So wie jetzt, wo ich einsam bin und an Angélique denke, die in der Bretagne auf mich wartet. Und wie die Dinge liegen, werde ich das süße Mädchen vielleicht nie mehr wieder sehen!

Sean seufzte, nahm sich ein neues Netz und begann, es zu flicken. Der dunkle Manuel, dem er zu gehorchen hatte, beobachtete ihn eine Weile aus zusammengekniffenen Augen, um zu sehen, ob er geschickt genug war. Dann wandte er sich zufrieden ab. Sean besaß flinke Finger, mit denen er den Faden durch die schadhaften Stellen führte. Das Netz war groß und deshalb schwer, aber Sean war kräftig genug, damit umzugehen. Schon mehrere Jahre lang hatte er gelernt, seine Arme und Hände geschickt zu gebrauchen, zunächst als Page, dann als Knappe seines Herrn, der sich seine Schwertleite verdiente. Er war schlank und drahtig und dabei überaus zäh und schnell. Aber diese Eigenschaften waren für den Kampf gedacht und für die Übungen mit seinem Herrn, in denen er die Waffentechnik des Panzerreiters und das Turnierreiten erlernte. Hier konnte er nur die Finger spielen lassen.

Während er so nachdachte, warf Jacques plötzlich einen toten stinkenden Fisch zu ihm herüber; er landete dicht neben ihm. Sean beachtete diese Provokation jedoch nicht. Er nahm das glitschige Tier am Schwanz und warf es achtlos zur Seite.

»Er hat Angst vor dir, er kneift!«, stachelte ein Fischerjunge mit flachsblondem Haar Jacques an.

Jacques ließ ein kehliges, zufriedenes Grunzen ertönen, und seine Pickel tanzten im grinsenden Gesicht. »Das will ich auch hoffen!«

Sean blickte kurz zu ihm hinüber. Er hatte nichts als Verachtung für den plumpen Rothaarigen übrig, er dachte nicht daran, sich mit ihm zu messen. Aber wenn er nur wollte, würde er ihn in den Boden stampfen.

Warum eigentlich nicht, dachte Sean plötzlich. Ich werde es ihm einmal zeigen, dann lässt er mich in Ruhe. Und dann kann ich mit den Sorgen um meinen Herrn endlich allein sein. Sean sprang auf. Wortlos ging er zu Jacques hinüber. Die Gespräche in der Runde der Fischer und ihrer Jungen verstummten sofort. Sean trat vor Jacques. Der blickte ihn ungläubig an. Sean riss ihn mit einem einzigen Ruck am Jackenkragen hoch, dann schlug er ihm ins Gesicht. Die beiden klatschenden Ohrfeigen ließen Jacques' Wangen sofort rot anlaufen.

Jacques heulte auf. Er stellte sich in Position, dann sprang er Sean an. Der Knappe wich aus. Jacques stürzte an ihm vorbei. Sean trat ihm seitlich gegen das Bein. Jacques fiel in den Sand. Er rappelte sich wieder auf und sprang erneut auf Sean zu. Der empfing ihn mit zwei schnellen Fausthieben, eine Kombination, die er von Henris Freund Uthman ibn Umar, dem Sarazenen, gelernt hatte. Sean traf den Magen seines Angreifers und fast gleichzeitig dessen Kinn, woraufhin Jacques mit einem dumpfen Laut zu Boden fiel. Anschließend rührte er sich nicht mehr.

Weder die Fischer noch die Jungen sagten etwas, und keiner griff ein. Die Jungen starrten nur mit offenem Mund auf die Szene, und die Fischer schienen Sean stillschweigend zu gratulieren. Sean ging zu seinem Netz zurück und setzte sich so, dass er Jacques den Rücken zuwandte. Nach einer Weile hörte er, wie der Niedergeschlagene sich wieder aufrappelte. Sean war sich sicher, dass Jacques jetzt klein beigegeben würde.

Er traute sich nur etwas, wenn er die anderen hinter sich wusste, aber das war im Moment nicht der Fall. Und Sean sollte Recht behalten. Jacques wischte sich das Gesicht ab, hockte sich mit untergeschlagenen Beinen auf seinen Platz und fuhr ohne ein Wort mit der Arbeit fort. Nach und nach nahmen die anderen ihre Gespräche wieder auf und setzten ihre Tätigkeiten fort. Und nach einer Weile schien der Vorfall vergessen zu sein.

Seans Anspannung ließ langsam nach. Er flickte sein Netz, blickte über das Meer und in den Himmel, an dem sich erste Regenwolken zeigten. Er würde weiter warten. Er fühlte sich nicht erleichtert, er war so allein wie noch nie in seinem jungen Leben.

Um seine mutlose Stimmung zu vertreiben, brachte er sich die Erzählungen seines Herrn über die frühen Tage des Templerordens in Erinnerung – ein Orden, der auch gegen die Mutlosigkeit gegründet worden war. Die geistlichen Ritter im weißen Ornat mit den roten Tatzenkreuzen auf beiden Schultern hatten keine Schwäche gekannt und deshalb auch keine geduldet. Im Gegenteil, für ihre Ideale hatten sie freiwillig Armut und Entbehrungen auf sich genommen. Und dabei hatte sich sicher keiner von ihnen je so elend gefühlt wie er.

Sean wurde von diesen Gedanken sogleich gestärkt. Er bewunderte die Tempelritter. Der Gedanke an sie ließ ihn die Nähe seines Herrn spüren, und er hörte im Geiste dessen Ermahnungen. Einmal mehr versuchte er, sich vorzustellen, wie es damals gewesen war. Hätte er doch nur ein einziges Mal erleben dürfen, wie die Ritter im Heiligen Land gekämpft hatten. Welch ein Anblick von Kraft, Stärke und Edelmut musste das gewesen sein!

Sean erinnerte sich an Henris Worte. Sein Herr hatte oft und gern erzählt, und seine Erzählungen hatten Bilder einer

faszinierenden, farbigen Welt voller Abenteuer heraufbeschworen. Die Ritter hatten keine Zeit vergeudet. Sie hatten sich während des ersten Kreuzzuges nach Jerusalem zusammengefunden und eine verschworene Laienbruderschaft gegründet. Schnell hatte sich eine tatkräftige Zelle entwickelt, die von dem französischen Ritter Hugo von Payens angeführt wurde. Die Brüder hatten Armut, Keuschheit und Gehorsam gelobt. Und sie hatten sich Templer genannt, weil sie in der Nähe des Felsendoms residierten, dort, wo der Tempel des alten israelischen Königs Salomon gestanden hatte. Ihr voller Name war deshalb auch »Die armen Brüder Christi vom Tempel Salomonis« gewesen. Sie hatten die Grenzen zu den feindlichen Nachbarländern bewacht, anreisende Pilger geschützt, die Kranken und Verletzten im Hospital gepflegt. Und sie hatten Waffen getragen, die sie wirkungsvoll einzusetzen wussten.

Sean sah über die Schulter zurück zu Jacques. Der Junge stierte ihn unverwandt aus geröteten Augen an. Sean erschrak über den Hass in seinem Blick. Dieser Feind würde ihm bleiben.

Wie war das damals in Jerusalem gewesen? Dort in der Fremde hatte es unzählige Feinde gegeben, jeder von ihnen zehnmal gefährlicher als der tumbe Jacques. Das waren Feinde gewesen, die töten wollten, um nicht selbst getötet zu werden. Die Tempelbrüder waren deshalb bemüht gewesen, ihre Macht auszuweiten. Sie hatten bei jeder Gelegenheit ihre Waffen gezeigt, sodass die Feinde bald vor ihnen erzitterten. Der Dienst im Hospital war den Templern schon nach wenigen Jahren unwürdig erschienen und zugunsten der Kämpfe auf den Schlachtfeldern immer mehr vernachlässigt worden. Wer die Templer zu dieser Zeit im Kampf unterstützte, dem war ein Platz im Himmel garantiert worden. Und so hatten die armen Brüder Christi bald unzählige Geschenke, Stiftungen und

Privilegien erhalten. Edelmänner, Pilger und Herrscher aus dem Abendland hatten ihnen Ländereien übertragen, ja sogar ganze Ortschaften, Burgen und kleine Städte, vor allem in Frankreich, aber auch in Spanien, Portugal und Italien. Und der einflussreiche Zisterzienserabt Bernhard von Clairvaux hatte in ganz Frankreich für die Unterstützung der neuen Ritterschaft geworben.

Bernhard hatte die Templer ausdrücklich wegen ihrer Tugenden gelobt und die übrige Ritterschaft getadelt. Sean erinnerte sich an die Worte, die er in der Schrift des bedeutenden Abts gelesen hatte. Die Lektüre seines in lateinischer und französischer Sprache abgefassten Büchleins mit dem Titel *De laude novae militiae* war Teil seiner Ausbildung gewesen. Bernhard schrieb dort: *Ihr behängt eure Pferde mit seidenen Decken, prunkvolle Gewänder reichen von eurer Rüstung bis auf den Boden; eure Sporen und Zügel glitzern von Juwelen und erregen die Gier eurer Feinde, auf die ihr euch tollkühn und wie von Sinnen stürzt – und so reitet ihr in den sicheren Tod. Nicht in edler Absicht stürzt ihr in die Schlacht, sondern mit tierischer Wut und wilder Ruhmsucht. Oder ihr reitet in den Kampf, weil ihr den Reichtum und die Habe des Nächsten begehrt.*

Ja, dachte Sean, so waren die wilden Ritter des Abendlandes gewesen – und viele von ihnen waren auch heute noch so. Sean hatte einige von ihnen in der Bretagne, in der Provence und auch in England kennen gelernt. Unter anderem waren sie ihm als Feinde seines Herrn begegnet, als krasses Gegenteil von Henri de Roslin, der ein Krieger Christi und des Himmels war und ihm auf immer ein leuchtendes Vorbild sein sollte.

Und doch, Sean seufzte auf, in einer Sache verstand er ihn nicht: Henri de Roslin kam nie mit Frauen zusammen, er lebte fröhlich und nüchtern, war nie müßig, verfiel niemals weltlichen Freuden, lehnte das Würfelspiel ab, mochte keine

Gaukler und Narren, keine ausgelassenen Lieder. Das bereitete Sean oft Probleme im Umgang mit seinem Herrn. Er selbst hegte nämlich starke Gefühle für seine Liebsten. Er lachte mit den Mädchen und weinte mit ihnen. Ihnen zu entsagen schien ihm undenkbar. Er sehnte sich so sehr nach der Nähe einer Geliebten, dass er oft überlegt hatte, ihretwegen den Knappendienst aufzugeben. Er hatte es nicht getan – aber so manches Mal war er nahe davor gewesen. Sein Herr hingegen würde so etwas nicht einmal denken. Sean wusste, dass er viele Tugenden besaß. Er war ein mutiger Mann, ein tatkräftiger Mann, der keine Mühen scheute und jedem zu Hilfe eilte, der ihn rief. Wie oft schon hatten seinen von Staubkrusten bedeckten und von der Sonne verbrannten Körper deshalb zahlreiche Wunden gezeichnet.

Auch jetzt noch, wo der Tempel zerstört war, trug Henri im Herzen seinen Glauben und in der Hand sein Schwert. Denn die Feinde des Tempels lauerten überall. Henri de Roslin vereinte in sich die Sanftmut des Lamms mit der Kühnheit des Löwen, sodass Sean oft nicht wusste, ob er ein Mönch oder ein Ritter war. Henri war immer beides zur gleichen Zeit, und das faszinierte den Knappen sehr.

Henri hatte ihm oft vom Pomp römischer Prälaten erzählt, von hurenden Priestern und von Klostergemeinschaften, bei denen Moral und Ordnung immer weniger zählten. Das hatte ihn gewaltig geärgert. Für Henri waren diese Menschen Verräter an ihren eigenen Idealen. Voller Verachtung hatte er Sean von Kirchenmännern berichtet, die längere Zeit im Heiligen Land verweilt und sich, wie es bei den Einwohnern Sitte war, Harems zugelegt und versucht hatten, es reichen Rittern gleichzutun. Sie hatten gelernt, den Luxus zu schätzen, seidene Gewänder, Pelze, Schmuck. Sie hatten sich Sklavinnen und Tänzerinnen gehalten, Trinkgelage gegeben, um immer höhere Einsätze gewürfelt und Geld für die Falkenjagd

verplempert. Oft hatte Henri auch geklagt, dass es selbst unter den kämpfenden Templern Missratene gebe. Dass das Heilige Land zu einem Sammelbecken für Verbrecher und Schurken geworden sei, für Bösewichter und Gottlose, Diebe und Landstreicher, Totschläger, Vaternörder, Meineidige, Ehebrecher, Verräter, Hurenböcke, Trunkenbolde, Spielleute, Possenreißer und Schauspieler, für abtrünnige Mönche und Nonnen, die gemeine Huren geworden waren, für Weiber, die wegen eines schnöden Vorteils ihre Männer verlassen hatten und in Bordellen hausten, und für Männer, die ihren Ehefrauen davongelaufen waren. Es sei eine besondere, wilde, eigenmächtige Brut, hatte Henri gesagt, die hohe Ideale nur vortäuschte. Sie alle suchten Zuflucht vor dem Gesetz im Heiligen Land.

Sean drehte sein Netz herum. Jetzt musste er nur noch eine Stelle flicken, wo vor zwei Nächten ein Katzenhai hineingebissen hatte. Er hatte die Seile mit seinem kräftigen Gebiss regelrecht zersägt. Es gab viele Katzenhaie hier vor den Küsten, und sie brachten großen Gewinn. Manuel war daher schon ganz versessen darauf, das reparierte Netz am Abend wieder auszuwerfen. Neben Haien würde er vielleicht auch Thunfische, Kraken, Makrelen und Riesengarnelen fangen.

Das Meer blieb grau, die Wolken hingen tief, Seans Gedanken brandeten weiter dahin wie schwere Wellen, und er überließ sich ihnen.

Die Tempelherren waren für Sean immer Vorbilder gewesen, und sein Herr war für ihn der Verehrungswürdigste von allen. Sean war übergelukkig gewesen, als seine Mutter ihn vor vielen Jahren zur Erziehung in den schottischen Tempel gebracht hatte. Die zu einer Elite aufgestiegenen Tempeler, die sich, nicht zuletzt durch ihren Todesmut, militärisch ausgezeichnet hatten, waren bald schon zu seinem Ideal geworden.

Sean wusste, dass das Heilige Land für die Christenheit längst verloren war. Aber die Tugenden der Templer waren gerade jetzt, in Zeiten, in denen zwar Frieden herrschte, aber alles durcheinander geriet, besonders gefragt. Denn es war ein trügerischer Friede, der mit dem Blut von Tausenden ermordeten Templern erkaufte worden war. Wie sehr brauchte man in solchen Zeiten Männer, die nichts ihres persönlichen Vorteils wegen taten. Männer, die handelten, weil sie an das Wohl der Gemeinschaft dachten!

Sean beendete sein Flickwerk und schleppte das Netz zu Manuel hinüber. Er zog es kräftig durch den Sand, wirbelte Staub auf und stand für einen Moment im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Der Fischer wartete, bis Sean das Netz vor ihm ausgebreitet hatte, prüfte es aufmerksam und nickte dann wortlos. Das Netz wurde zusammengerollt und mit vereinten Kräften auf Manuels Boot gezogen. Es war eine der vielen kleinen Barken, die im Hafen lagen, mit viereckigem Segel und Handruder.

Die Barken dümpelten in einer auffrischenden Brise einher, die die Schreie zahlloser Möwenschwärme zum Ufer wehte.

Henri de Roslin war tot. Es konnte nicht anders sein. Er kam nicht. Und niemand brachte eine Nachricht von ihm.

Sean of Ardchatten erinnerte sich deutlich an seine Worte. Es war im Herbst des vergangenen Jahres gewesen. Henri hatte gesagt, dass sie sich in genau einem Jahr treffen wollten. »Im Hafen, dort, wo die Großsegler aus dem Osten anlegen. Wo die Schiffe anlegen müssen, die aus dem Heiligen Land kommen.«

Sean war froh, dass die Fischer ihn als Gehilfen genommen hatten. So hatte er wenigstens ein Dach über dem Kopf und musste nicht Hunger leiden. Auch wenn seine Kammer in Manuels Kate winzig war und keine Fensteröffnung besaß.

Henri kam nicht und auch nicht seine Gefährten. Das Heilige Land schien sie verschluckt zu haben.

Nach einer weiteren Nacht auf See, an Bord einer über das schwarze Meerwasser schwankenden Barke, fragte Sean sich ernsthaft, was er tun sollte. In Marseille konnte er nicht ewig bleiben. Ein Leben als Fischerjunge konnte er sich nicht vorstellen. Den Knappenlohn, den er einst als Vorschuss für ein Jahr von seinem Herrn erhalten hatte, hatte er längst aufgezehrt. Er besaß zwar einen Golddukatens aus der Schenkung eines Grafen der Champagne an den Tempel, den er an einer Kette um den Hals trug, aber der war nur für äußerste Notfälle gedacht. Er würde sich also einen anderen Ritter suchen müssen, der ihn ausbildete und für seine Dienste entlohnte.

Jedes Mal, wenn er so dachte, hörte Sean jedoch tief in sich eine seltsame Melodie. Er versuchte, sie nachzusingen. Inzwischen fragte er sich, ob er nicht eher zum Minnesänger taugte als zum Ritterknappen. Die Tugenden der Tempelritter schienen ihm das Maß aller Dinge zu sein – aber war er für ihr Dasein nicht viel zu sinnlich veranlagt, viel zu gefühlvoll? Konnte er sich ein Leben in Enthaltsamkeit überhaupt vorstellen?

Viel mehr als an seine ritterlichen Pflichten dachte er an sein Liebesglück. Er sah Angélique vor sich, legte im Geiste die Hände auf ihre weichen Äpfelchen, auf ihr wunderbares Gesäß und küsste sie überall. Diese Bilder verfolgten ihn bei Tag und Nacht. An seinen Ritter dachte er mit Bewunderung. Aber erst danach – und das weckte in ihm Schuldgefühle.

Wenn Sean an Angélique dachte, hörte er auch Musik. Überall war dann Musik. Sean wusste, dass auch die Gestirne und Sphären ständig Musik zum Lob Gottes ertönen ließen. Dies war die wahre Musik. Die Klänge der Musikanten waren nur die Versuche, sie nachzuspielen. Die sphärische Musik war

der gleichförmige Klang der Sterne, die sich der Knappe als kristallene Hohlkugeln vorstellte. Mit jeder Sphäre war ein Ton der Tonleiter angeschlagen, ein harmonischer Gesamtklang. Und wenn er selbst die Flöte spielte oder Musikanten zusah, die auf der Knieharfe, der Fiedel, der Lira oder dem Scheitholt spielten, dann fühlte er sich eins mit der Schöpfung.

In dem Augenblick, in dem Sean so dachte, begann es in ihm zu singen. Text und Melodie kamen aus der Tiefe seiner Seele: *Der Mann, sehr traurig, nahm den Abschied an, sie kamen sich ganz nah, mit heller, glatter Haut. So sah der Tag schon früh Tränen – um so süßer die Frauenküsse! Und sie wurden eins mit Lippen, Brust, mit Armen, nackten Beinen. Ihr Glück war zwar von Leid getrübt, doch liebten sie sich bis zum Morgen. So ist die Liebe...*

Es war das Lied eines Provenzalen. Als Sean es vernahm, wurde er sogleich von einer neuen Liebessehnsucht übermannt. Er sah Angélique fast leibhaftig vor sich. Sean seufzte und zog ein Tuch aus der Jackentasche, welches das Angesicht seiner Geliebten zeigte, Ihr Vater, ein Buchmaler aus Brest, hatte es gemalt, und Angélique hatte es ihm vor einem Jahr geschenkt. So war Sean diesem lieben Gesicht immer ganz nahe.

Sean starrte es an. Er strich mit den Fingerspitzen darüber. Das Gesicht bewegte sich leicht, als lächele es. Wie schön – und wie traurig zugleich. Es war nur ein Tuch!

Sean hatte sich oft gefragt, wie die Liebe in einem Mann entsteht, und je älter er wurde, desto drängender wurde diese Frage. Immer wieder versuchte er, sie zu klären.

Zunächst denkt man an ein Mädchen, man denkt über es nach, und je länger die Angebetete die Gedanken beherrscht, umso mächtiger wird sie. Es ist ein überwältigender Vorgang, dachte Sean. Bald verliert man sich ganz in der Vorstellung an sie, man fragt sich, wo sie gerade ist und was sie tut, man stellt

sich ihren süßen Körper vor, sieht dieses betörende Geheimnis ständig vor sich. Der Wunsch, ihn zu besitzen, wird schließlich übermächtig, alles drängt danach, man ist ausgefüllt von dieser Begierde und gibt nicht eher Ruhe, bis sie gestillt ist.

Doch da fängt die Qual erst an, dachte Sean. Denn die Angebetete wird die Erfüllung verweigern. Sie kann gar nicht anders, sonst verliert sie ihre Würde. Deshalb wird der kluge Mann versuchen, seine Liebesqual zu mildern und sich mit ihren Seufzern und Blicken zu begnügen – nicht mit mehr.

Sean war verwirrt, wenn er darüber nachdachte. Alles ist zunächst nicht körperlich, es geschieht in der Seele, dachte er, so verlangt es die Sitte. Es geht aber trotzdem immer um die Eroberung, sie ist das Ziel. Es ist ein Zeichen der wahren, der höheren Liebe, dass sie gewissermaßen wie ein Spiel zelebriert wird, das andere ist niedere Minne, das machen die Bauern und Tagelöhner in den Ställen, im Heu und auf den Feldern.

Erfüllte sich wahre Liebe nicht sogar völlig darin, auf Erfüllung zu verzichten? Sean wusste, dass die Minnesänger landauf, landab davon sangen. Der Minnesang, der die Mauern der Burgen im Abendland erfüllte, war doch die schönste Blüte der unerfüllten Liebe!

Und doch hatte ihm einer der jungen Mönchschreiber im Zisterzienserkloster, der moralische Traktate aus dem Italienischen abschrieb, erzählt, dass auch das Körperliche sehr weit gehen konnte, ohne zur Vereinigung zu führen. Es war noch erlaubte keusche Liebe, wenn man sich küsste, sich umarmte, sich auszog und sich überall berührte, wo der Leib nackt war. Vor dem Allerletzten musste man sich allerdings beherrschen.

Diese Gedanken besänftigten Sean. Er fühlte, dass er sich seiner Begierden wegen nicht zu schämen brauchte. An diesem Morgen quälte ihn die Sehnsucht jedoch besonders schlimm, und daher brachen seine Grübeleien nicht ab.

Sean wusste, dass er niemals heiraten würde, wenn er bei seinem Herrn Henri blieb. Vielleicht schlug man ihn auch niemals zum Ritter und verlieh ihm niemals den Schwertgürtel, denn Henri de Roslin konnte sich in der Öffentlichkeit nicht als Tempelritter zu erkennen geben, ohne in Lebensgefahr zu geraten. Musste Sean deshalb nicht augenblicklich den Knappendienst aufgeben? Er war ja kein Dienstmann des Tempels mehr, zu keiner Gefolgschaft verpflichtet, ja nicht einmal dazu berechtigt. Er war frei, frei wie ein Vogel, aber auch ein Vogel brauchte einen Futterplatz, sonst führte seine Freiheit zum Tod. Sean wusste, wie Henri war auch er nur durch sein Wort gebunden. Er konnte das Vertrauensgelöbnis jederzeit lösen.

Aber sollte er das wirklich tun? Tatsache war, dachte Sean, dass andere Jungen in seinem Alter viel mehr Freiheiten hatten als er, die meisten besaßen sogar längst eine Frau. Manche wurden sogar schon mit sieben Jahren verheiratet, wenn die Familien es so beschlossen. Sollte er also seinen Herrn verlassen und wie seine Altersgenossen das Glück in der Liebe suchen? Oder sollte er als Liedersänger durch die Welt ziehen, wie er es in der Provence kennen gelernt hatte?

Es musste etwas geschehen! Entweder Henri de Roslin und seine Gefährten kamen an, um ihn abzuholen und zu weiteren Abenteuern mitzunehmen – oder Sean würde allein losziehen.

Aufgewühlt von all diesen Gedanken, beschloss der Knappe, an diesem Abend nicht in seinem trübseligen Zimmer zu verkümmern, sondern das Mädchen aufzusuchen, das er vor einigen Abenden an der Mole getroffen hatte. Mit betrübtem Blick hatte sie aufs Meer hinausgestarrt, in Richtung der großen Gefängnisinsel vor Marseille. Das Mädchen hieß Varende und war siebzehn Jahre alt, ebenso alt wie er. Varende hatte ihm erzählt, dass man ihren Cousin auf dieser Insel gefangen hielt, weil man ihn mit einer verheirateten Frau im

Bett erwischt hatte. Die Frau hatte sich das Leben genommen, und Varendes Cousin verfaulte gerade in einem muffigen Kerkerloch hinter mannsdicken Mauern.

Sean lief es bei dem Gedanken daran jedes Mal eiskalt den Rücken runter. Nachdem alle Netze geflickt waren und Manuel ihn entlassen hatte, machte er sich auf den Weg. Ein Geschenk für Varendes hatte er nicht, nicht einmal ein kleines Seidenband oder ein Haarband, und einen Fisch wollte er ihr nicht schenken. Aber er hoffte, dass sie ihn trotzdem gern empfangen würde.

Varendes Vater besaß mitten im Handwerkerviertel von Marseille die Werkstatt eines Knochenschnitzers.

Sean genoss den Lärm und das bunte Treiben in der Hafenstadt. Nach einigen heftigen Schauern in den vergangenen Tagen waren die engen, gewundenen Gassen nass und an vielen Stellen matschig. Die Frauen überquerten sie auf kleinen Holzpodesten, die sie unter ihre Füße geschnallt hatten. Wenn sich die Straße abwärts neigte, rutschte der Matsch nach unten, und man musste aufpassen, nicht hinzufallen. Überall stank es nach altem Fisch, und auf den Abfällen, die überall in den Gassen lagen, saßen Trauben von bläulichen Fliegen. Handwerker hämmerten, Nachbarn stritten sich vor ihren kleinen, wegen der ständigen Feuergefahr in leichten Abständen zueinander gebauten Häusern, zwischen denen sich hier und da kleine Kräutergärten befanden. In Marseille konnte jeder vor seinem Haus verkaufen, was er wollte. An Verkaufsständen, die meist nur aus einem Brett bestanden, das über zwei Hölzern lag, wurde Fleisch gehackt, Fischer schleppten Körbe mit dem Fang der letzten Nacht heran, vor einer Räucherei wurden lange Speckstreifen in einem Holzrahmen präsentiert, und zwischen all diesem Treiben tummelten sich gackernde Hühner.

Im Handwerkerviertel sah es nicht anders aus. Dort waren einige Hausfundamente rot oder blau angemalt, es standen noch mehr Karren und Pferdewagen herum, und Lieferanten luden Waren ab. Sean erreichte die Werkstatt und sah Varende schon von draußen neben ihrem Vater sitzen. Er trat durch eine niedrige Tür, grüßte scheu und trat dann näher.

Varende blickte ihn herausfordernd an, in ihren Augen lag ein Glitzern. Sie sah zierlich aus, aber ihre Glieder waren lang und hell, und ihre blonden Haare lagen wie eine Art Krone auf ihrem hübschen Kopf. Sean gab ihr die Hand und sog den Duft ihres Körpers mit allen Sinnen ein, diesen Geruch nach Wärme, nach glatter Haut, nach den geheimen Stellen. Der Vater blickte nur kurz auf und beugte sich dann über seine Knochen. Er stellte Reliquiare, Spielzeug, Kämme und Waffengriffe her, manchmal auch gute Würfel für die Hafenarbeiter, obwohl das verboten war.

Sean setzte sich hinter Vater und Tochter und sah ihnen bei der Arbeit zu. Varende arbeitete ihm geschickt und wortlos zu. Manchmal blies sie den Knochenstaub weg, dann beugte sie sich vor, und Sean konnte in ihren Ausschnitt sehen. Es war warm in der Werkstatt, die für den Knochenschnitzer auch eine Wohnstatt war. Er schlief hier auf großen Kissen, die an der Wand lagen, nahm hier seine Aufträge entgegen und führte sie aus.

Seans Blicke flogen über eine eisenbeschlagene Truhe und wenige Hocker. Auf der Tischplatte, die auf zwei Böcken lag, befanden sich ein Dokumentenkästchen, Wachstafeln und Schreibgriffel, mit denen Varende den Lohn errechnete und notierte. Das Mädchen konnte auch lesen und schreiben, Sean besaß einen Brief von ihr, in dem sie von ihren Erwartungen für die Zukunft erzählte. Und sie deutete an, dass Sean ihr gefiel. Dieser erblickte nun auf dem Tisch zwei reich verzierte Minnekästchen. Gehörten sie Varende? Bargen sie ihre Briefe?

Vielleicht bewahrte aber auch nur ihr Vater darin die persönlichen Briefe an seine Familie auf.

Sean lehnte sich behaglich zurück. Es roch nach Leim und Knochenstaub, nach Holz und Schweiß. Durch die Ritzen der Bretter, die das Viereck der Werkstatt bildeten, fielen Sonnenstrahlen, auf denen übermütig Staub tanzte. Sean sah eine junge Katze, die sich behaglich leckte.

Der Knappe wurde allmählich ruhiger, seine Pein und Unrast fielen von ihm ab. Seine Liebessehnsucht wich der Freude, Varende ansehen zu dürfen.

Sean dachte daran, dass die Liebe und das Begehren auch dann schön waren, wenn sie Beschwerden mit sich brachten, und dass die Menschen ihrer Natur nach immer das Mühevollle suchen.

Er war zwar noch sehr jung, aber nicht anders als die anderen. Er wollte nicht anders sein.

Sean fühlte sich wohl. Er hätte sich nicht mehr bewegen wollen. Es gab nichts zu tun, was des Tuns wert gewesen wäre. Er ging ganz auf im Betrachten der schönen Varende.

Ende 1317. Die blutrote Fackel

Das Schiff kämpfte mühsam gegen die Stürme an. Haushohe Wellen bauten sich vor dem Segler auf und stürzten über ihm ein. Die zusammengewürfelte Mannschaft aus Orient und Okzident arbeitete hart bei Tag und bei Nacht. Wenn die Elemente übermächtig zu werden schienen, half nur noch das Gebet. Am Morgen des dritten Tages ebbte das Unwetter endlich ab, und die Sonne kam hervor. Henri de Roslin, Uthman ibn Umar und Joshua ben Shimon gingen an Deck und genossen die wahrscheinlich letzten warmen Stunden des Jahres.

Sie reisten in der Kluft der Handelsleute, um nicht aufzufallen. Obwohl sie keine Waren mit sich führten und ihr Gepäck spärlich war, wirkten sie wie Kaufherren, die nach erfolgreichen Geschäften aus Palästina und Syrien mit einer Zwischenstation in Konstantinopel, der byzantinischen Stadt auf den sieben Hügeln, ins Abendland zurückkehrten.

Vier Wochen lang war die Reise ruhig verlaufen, doch dann war im Labyrinth der griechischen Inseln plötzlich Sturm aufgekommen. Der Wind hatte aus wechselnden Richtungen auf sie eingeschlagen. Die Segel hatten gereißt werden müssen. Die Mannschaft war eine ganze Nacht lang damit beschäftigt gewesen, Wasser aus dem Unterdeck zu schöpfen. Nach zähem Ringen war die lange Reihe halb nackter Männer schließlich erfolgreich gewesen. Sooft es nötig gewesen war, hatten die Gefährten mit angepackt und den Matrosen bei ihrer schweißtreibenden Arbeit geholfen.

Nach achtunddreißig Tagen hatten sie Sizilien passiert. Und als sie anschließend Kurs gen Norden genommen hatten, hatte die Gefährten jene Unruhe befallen, die sich immer einstellt, wenn man sich nach Wochen auf See einem vertrauten Hafen nähert.

Henri de Roslin war besonders ungeduldig, die Zeit wurde knapp, aber ihr Schicksal lag in Gottes Hand. Joshua ben Shimon kam oft zu ihm, um mit ihm über seinen Knappen Sean zu sprechen – würde er in Marseille auf sie warten? Sean war leicht zu beeinflussen und vielleicht in schlechte Gesellschaft geraten. Uthman ibn Umar legte in der Zwischenzeit unter Deck seinen Gebetsteppich aus und sprach zu Allah. Anschließend schärfte und polierte er immer wieder sein Schwert aus Damaszenerstahl.

Dann endlich traten die Umrisse Marseilles aus dem Dunst hervor, und sie kamen der Stadt allmählich näher. Alle stürzten zur Reling. Sie passierten das vorgelagerte Felseneiland mit der schwer bewachten Kerkerfestung des Königs. Der Segler lief ruhig in den Hafen ein, und der Anker wurde an einem der Landeplätze in den Schlick hinunter geworfen. Henri blieb an der Reling stehen und suchte die Mole ab. Dort sammelten sich immer mehr Menschen.

Von Sean war nichts zu sehen. Sollten sich seine Befürchtungen bewahrheiten und Sean ein weiteres Mal seine Pflichten vergessen haben? Aber Henri musste zugeben, dass er selbst es war, der nicht pünktlich kam. Die Stürme auf See hatten seinen Zeitplan gehörig durcheinander gebracht.

Das Gepäck der Freunde stand schon bereit. Während andere Reisende ihre Reitpferde und Packesel mit Holzkränen aus dem Unterdeck hieven ließen, gingen Henri und seine beiden Gefährten mit ihren Taschen von Bord. Ihre Sorge um Henris Knappen wuchs zusehends.

»Ich spüre, dass es schon seit einiger Zeit in dem Jungen brodeln«, sagte Henri. »Einerseits möchte er aus seinem Knappendasein ausbrechen, andererseits liebt er unsere Gemeinschaft und will mit uns zusammen sein. Vielleicht hätte ich ihn nicht in Quimper zurücklassen dürfen.«

»Du wolltest nur sein Bestes«, erwiderte Joshua. »Er begreift es, wenn du milde mit ihm bist und ihm gestattest, mit seiner Angebeteten zusammen zu sein.«

»Du weißt, dass das auf Dauer nicht möglich ist, Joshua. Sean muss sich entscheiden.«

»Wir sollten ihn in Zukunft stärker an uns binden«, meinte Uthman. »Er ist alt genug. Er soll das Gefühl haben, ein vollwertiges Mitglied unserer Gemeinschaft zu sein. Und du musst offen mit ihm sprechen, Henri. Was erwartet ihn an deiner Seite, wenn wir uns immer nur getarnt bewegen können und meistens auf der Flucht vor den Schergen des Königs sind?«

»Er lernt, sich zu verteidigen«, meinte Henri nüchtern.

»Ist das genug?« Uthman schüttelte zweifelnd den Kopf. »Es wäre ausreichend, wenn er sich im ständigen Kampf behaupten müsste, aber die Zeit der Kreuzzüge ist vorbei. Ich denke, Sean lernt insgesamt zu wenig von uns.«

»Du musst ihm zeigen, was du von ihm erwartest«, sagte Joshua. »Aber nicht durch Strenge, sondern durch klare Vorgaben.«

»Das habe ich immer versucht«, entgegnete Henri. »Aber es ist wahr, ich muss ihm noch deutlichere Ziele setzen.«

»Vielleicht sollten wir einmal längere Zeit an einem Ort bleiben«, sagte Joshua. »Sean wird auf diese Weise weitaus mehr lernen können, als nur Waffen zu gebrauchen. Er kann die Bücher studieren und seine Sprachkenntnisse vertiefen. Das ist wichtig für ihn.«

»Das haben wir uns doch schon oft vorgenommen«, erwiderte Henri. »Aber es kam immer anders, irgendetwas vertrieb uns immer von dem Ort, an dem wir uns niederlassen wollten. Das weißt du genauso gut wie ich.«

»Wie dem auch sei, du solltest Sean die Gewissensfrage stellen«, sagte Uthman. »Wenn er bei uns bleibt, kann es sein, dass er niemals Ritter wird. Dafür lernt er andere Dinge. Er muss allerdings selbst entscheiden, ob er dazu bereit ist oder nicht.«

Henri wollte über die Vorschläge seiner Freunde nachdenken. Doch hier am Hafen, unter Hunderten von Menschen, war das kaum möglich. »Suchen wir uns eine Herberge«, schlug er daher vor.

Noch vor Anbruch der Dunkelheit hatten die Gefährten ihre Absichten und Pläne besprochen. Die Gefährten wollten Marseille verlassen und in die ehemalige provenzalische Kreuzfahrerstadt Aigues-Mortes reisen. Henri sollte jedoch vorerst in Marseille bleiben, bis er seinen Knappen wieder gefunden hatte. Inzwischen wollten Joshua und Uthman auf dem Schiff, mit dem sie gekommen waren und das am nächsten Morgen weitersegelte, nach Aigues-Mortes vorausfahren, um die dortigen Verhältnisse zu erkunden. Denn wer wusste schon, wem sie an diesem Sammelplatz christlicher Visionäre, Eroberer und Eiferer begegnen würden? Wenn Henri und Sean ankamen, mussten sie über alle Gefahren genauestens Bescheid wissen.

Henri wollte sich nach Tagesanbruch von den Freunden verabschieden. In Aigues-Mortes würde man sich in ein paar Wochen wieder sehen. Dort oder in der näheren Umgebung würde ihr nächster, hoffentlich friedlicher Aufenthaltsort sein.

Im Hafen des winterlich kalten Marseille hatten Kaiarbeiter die ganze Nacht hindurch Waren, Tiere und Menschen entladen. Die meisten Pilger waren ebenfalls von Bord gegangen. Neue Kaufleute stiegen zu, neue Waren wurden aufgenommen und ausgeruhte Pferde und Esel in Gurten mit hölzernen Kränen an Bord gehievt. Uthman und Joshua freuten sich schon wieder auf die See.

Doch von einer Stunde auf die nächste sollte sich ihre Lage ändern.

Am Morgen wurde es am Hafen unruhig. Soldaten in der rotblauen Uniform des französischen Königs zogen auf. Die Front der Bewaffneten bildete rasch eine dichte Reihe vor dem Schiff, mit dem die Freunde ablegen wollten. Jeder, der an Bord gehen wollte, wurde peinlich genau kontrolliert, und wer kein Sendschreiben oder einen schriftlichen Handelsauftrag vorweisen konnte, musste zurückbleiben.

Uthman fluchte leise vor sich hin. »Die Abreise nach Aigues-Mortes können wir vergessen! Sie würden uns sofort greifen.«

»Wen suchen sie?«, überlegte Henri. »Könnten sie uns meinen?«

»Wenig wahrscheinlich«, meinte Joshua. »Woher sollen sie wissen, dass wir an Bord dieses Seglers waren?«

»Haben diese Soldaten überhaupt das Recht, hier in Marseille Waffengewalt auszuüben? Die Provence befindet sich doch außerhalb der Gerichtsbarkeit des Königs.«

»Bisher war es so«, korrigierte Joshua. »Während unserer Abwesenheit könnte sich das geändert haben. Zumindest Marseille als selbständige Republik könnte einen Sonderstatus besitzen.«

»Jedenfalls bleiben wir in Deckung«, erklärte Henri. »Wir gehen kein Risiko ein. Einen erneuten Konflikt können wir uns nicht leisten. Wir bleiben vorerst besser alle zusammen in Marseille.«

»Was für ein Leben!«, fluchte Uthman. »Überall herrscht Unfreiheit. Könnte ich doch alle Soldaten des Königs mit meinem Krummschwert vertreiben!«

Sie gingen in die Herberge zurück und bezogen erneut ihre Zimmer. Der Wirt erhöhte den Preis auf das Doppelte. Joshua und Uthman wollten sich den Tag über in der Stadt nach der aktuellen politischen Lage erkundigen, und Henri machte sich inzwischen auf die Suche nach seinem Knappen Sean.

Der Bote des Königs war wegen einer Denunziation des Edlen von Charney aus Lirey auf Henri angesetzt worden. In Paris hatte Geoffroy de Charney erwirkt, dass man den letzten Templer verfolgte. Henri de Roslin hatte ihn beleidigt. Er hatte sich geweigert, sein Grabtuch mit dem Abdruck des toten Jesus Christus als echt anzuerkennen. Das verzieh ihm Geoffroy nicht. Und da der Neffe des letzten Tempelpräzeptors der Normandie wusste, wer Henri de Roslin wirklich war, zeigte er ihn an. Es folgten zähe Verhandlungen mit den immer wieder wechselnden Beamten des Königs. Der Königshof wollte Geoffroy keine Männer abstellen, man brauchte jeden Soldaten wegen der Hungeraufstände in der Île-de-France.

Erst als der Edelmann versprach, das echte Grabtuch Christi in Notre-Dame auszustellen, wo Ströme von Pilgern es anbeten und Geld in Hülle und Fülle nach Paris bringen würden, willigte man gnädig ein. Noch vor Anbruch des Winters machte sich ein Trupp Soldaten auf den Weg von Paris nach Marseille.

Als der Bote des Königs, Gardehauptmann Luis Gawaan, in der Hafenstadt ankam, begleiteten ihn vier Reisige. Drei weitere waren unterwegs bei Scharmützeln mit fanatischen Aufständischen zu Tode gekommen. Gawaan selbst war mit einer Schulterwunde davongekommen, die ihm ein fanatischer Bauer mit seiner Pieke zugefügt hatte. Dafür sollte Henri de Roslin büßen.

Vom Stadtkommandanten in Marseille ließ Gawaan zwölf weitere Leute für sich abstellen. Zuerst weigerte sich der Provenzale, denn Marseille hatte seit dem Jahr des Herrn 1204 eigene Privilegien. Damals war von hier aus der Kreuzzug unter Führung der Venezianer gegen das christliche Byzanz aufgebrochen. Unter falschen Versprechungen war Marseille zur Beteiligung daran verlockt worden. Die Stadt war getäuscht worden, sie hatte Schiffe zur Befreiung des Heiligen Landes bereitgestellt und war schuldlos zum Büttel des kriegsführenden Venedig gegen die eigenen Brüder geworden. Die Kreuzfahrer hatten Konstantinopel verwüstet und gebrandschatzt. Diese Schandtat lastete schwer auf der Stadt, und einen solchen Fehler wollte man nicht noch einmal wiederholen. Marseille unterstand seit dieser Zeit nicht mehr dem französischen König.

Aber Gawaan versprach dem Stadtkommandanten reichen Lohn, und so rang der Beamte seine Bedenken nieder. Am nächsten Tag standen die Soldaten im Morgengrauen bis an die Zähne bewaffnet im Hof der Kommandantur, Gawaan, obwohl dazu nicht ermächtigt, schritt die Reihe ab und instruierte die Männer. Anschließend zogen sie zum Hafen und riegelten den Bereich der ankommenden und abfahrenden Schiffe ab.

Ein bereits abgetakeltes Segelschiff lag am Kai. Ein Teil der angekommenen Kaufleute hatte sich schon zerstreut, der Rest wartete auf die Weiterfahrt nach Westen. Man durchsuchte das Schiff. Verdächtige, auf die die Beschreibung Roslins und seiner Kumpane passte, waren von Bord gegangen. Aber ob es tatsächlich die Gesuchten gewesen waren, blieb unklar. Der Hafen war unübersichtlich, täglich liefen Schiffe von überall her ein und in alle Richtungen aus. Zumindest jene, die jetzt noch anlegten, würden genauestens kontrolliert werden.

Die Soldaten bauten sich vor dem Segler auf und blieben wie fest verwurzelt in einem Halbkreis stehen. Gawaan sprach

noch einmal mit der Besatzung. Viel war nicht von den Matrosen zu erfahren. Das Schiff war aus Konstantinopel gekommen, und von den vielen Kaufleuten an Bord hatte sich niemand verdächtig verhalten. Gawaan argwöhnte, dass die Matrosen ihm nicht alles erzählten, aber er konnte es nicht beweisen.

Er spürte die Reserviertheit der Männer einem Beauftragten des Königs gegenüber, einen feinen, zähen Widerstand. Das machte ihn wütend. Aber er konnte die Seeleute nicht zwingen, ihm die Wahrheit zu sagen. Dennoch fragte er sich, warum hier keine patriotische Stimmung zu spüren war, wenn es darum ging, die Feinde des Königs festzusetzen. Was hatte das eigene Volk gegen edle Hauptleute des Pariser Königshofs einzuwenden?

Der Hauptmann der königlichen Garde war kein Mann, der Beleidigungen schluckte. Er besann sich seiner geheimen Vollmachten. Kurzerhand ließ er den Steuermann des Seglers verhaften und ins Stadthaus schleppen. Dort verhörte er ihn im Beisein des Stadtkommandanten.

»Wir werden schon noch herausfinden, ob du diesen Henri de Roslin kennst, dieses gefährliche Subjekt, und ob er an Bord deines Schiffes war«, drohte Gawaan. »Solange wir keine befriedigende Antwort von dir haben, wirst du hier schmoren.«

Der Stadtkommandant war keineswegs glücklich über dieses Vorgehen. In Marseille konnte es üble Folgen haben, wenn man einen Bürger – oder einen Fremden – ohne Anklage einsperrte. Die Bewohner der Stadt waren hartgesotten und rebellisch. Die Verhaftung musste also geheim gehalten werden. Deshalb hatte der Stadtkommandant der übrigen Besatzung des Seglers verboten, an Land zu gehen.

»Ich weiß nichts«, sagte der Steuermann, ein schlauer Katalane aus Figueras. »Es waren weiß Gott jede Menge Kaufleute an Bord, und auf drei von ihnen, die

zusammensaßen, passt auch die Beschreibung. Aber ich kenne keinen Mann namens Henri de Roslin.«

»Wie sahen die Männer aus, von denen du sprichst?«, bohrte Gawaan nach.

»Der eine war groß und dunkelhaarig mit gestutztem Bart und kräftigen Schultern, sehr tatkräftig, wenn es darum ging, uns zu helfen. Aber er war eindeutig Tuchhändler aus Konstantinopel, der in Marseille Geschäfte machen wollte.«

Gawaan und der Stadtkommandant wechselten Blicke. Sie waren überzeugt, dass der Katalane von ihrem Mann sprach. Der Stadtkommandant fragte: »Wie sahen die Begleiter dieses Mannes aus?«

»Der eine war ein wilder Geselle, ein Orientale, er trug ein Schwert. Der andere war klein, scheu, bebrillt – aber mutig, wenn er anpackte.«

»Sie müssen es sein«, meinte Gawaan. »Henri, Uthman und Joshua ben Shimon, das ganze unselige Trio. Wir sind schon seit Jahren hinter ihnen her.«

»Erinnere dich genauer«, sagte der Stadtkommandant. »Worüber sprachen die Verdächtigen, was hatten sie vor?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete der Steuermann. »Die Überfahrt war stürmisch, wir hatten alle Hände voll zu tun, und die drei halfen uns nach Kräften.«

»Das heißt wohl, du bist auf ihrer Seite«, meinte Gawaan listig, »auf der Seite von Staatsfeinden.«

»Ich bin immer auf meiner eigenen Seite«, brummte der Steuermann, »aber ich schätze hilfsbereite Reisende, die keinen Dünkel vor sich hertragen wie eine weit sichtbare Standarte. Als die Stürme den Segler bedrohten, galt es, mit anzupacken, und das haben die Männer getan.«

»Werde deutlicher«, befahl Gawaan. »Ich bin sicher, du weißt mehr, als du uns sagst. Auch wenn es dir unwichtig erscheint, uns kann alles nützen.«

Der Steuermann zögerte. »Einmal hörte ich, dass die Männer in Marseille Geschäfte machen und dann weiter westwärts ziehen wollten. Ja, jetzt fällt es mir ein – sie wollten nach Aigues-Mortes. Sie wollten dort Kreuzfahrer treffen, wenn ich mich recht erinnere.«

»Sie sind also tatsächlich mit diesem Schiff gekommen«, resümierte Gawaan. »Es kann gar nicht anders sein. Vermutlich befinden sie sich sogar jetzt noch in Marseille.«

»Erzähle weiter«, forderte der Stadtkommandant den Katalanen auf.

»Ich weiß nichts mehr.«

»Wir lassen dich im Kerker schmoren, bis dir Hören und Sehen vergeht!«, brüllte Gawaan. Der Stadtkommandant hob beschwichtigend die Hand. Der Steuermann blickte verängstigt. Er sagte: »Lasst mich wieder auf mein Schiff! Ich bitte euch! Wir müssen ablegen, alle warten schon!«

»Verrate uns, wo wir Henri de Roslin finden! Du weißt es doch genau, du Halunke!«

Wieder sah der Steuermann Gawaan flehend an. »Ihr hohen Herren, lasst Milde walten! Ich weiß nicht mehr, als ich euch sagte.«

Gawaan stand wortlos auf und schlug dem Katalanen die Faust gegen die rechte Schläfe. Der Mann fiel ohne einen Laut vom Hocker. Als er sich wieder aufrappelte, stand helle Panik in seinem Blick.

»Nun, ist dir etwas eingefallen?«

»Nein.«

Gawaan wandte sich an den Stadtkommandanten. »Ab mit ihm in den Keller, bis er verfault.«

»Ihr hohen Herren! Wartet doch, um Himmels willen! Ich bin unschuldig! Ich decke niemanden! Aber ich muss auf mein Schiff, denn zu Hause wartet meine Familie auf meinen Lohn! Wir leben davon! Ich habe sieben Kinder!«

»Geiler Bock!«, sagte Gawaan ungerührt. »Deine Frau wird sie ohne dich durchbringen müssen.«

Jetzt heulte der Katalane auf. »Ihr wisst nicht, was es heißt, in dieser Zeit mit einer großen Familie zu überleben! Im letzten Jahr hatten wir im Süden eine große Hungersnot, wir mussten unsere Felder aufgeben, und ich ging zur See! Nehmt mir nicht meinen Verdienst, sonst sterben meine Kinder!«

»Die Hungersnot traf alle«, sagte der Stadtkommandant. »Und so groß war sie nicht, es starben nur wenige.«

»Das stimmt«, sagte der Katalane, jetzt wieder gefasst. »Es starben nur wenige, aber diejenigen, die starben, waren arm. Erst war der Sommer vor zwei Jahren verregnet, die Ernte wurde vernichtet, dann folgte ein harter Winter, und schon am Anfang des letzten Jahres waren die Vorräte aufgezehrt. In meiner Heimatstadt Figueras breiteten sich Seuchen aus, weil Heuschreckenschwärme in den Flüssen verendeten und das Wasser vergifteten. Die nächste Ernte verlief auch schlecht, es wurde kaum mehr als die doppelte Menge des Saatgutes geerntet, der Regen machte alles zunichte. Wie soll man so überleben?«

»Dein Gejammer interessiert mich nicht«, sagte Gawaan und rieb sich die Faust. »Ich will Antworten auf meine Fragen.«

Daraufhin verschloss sich der Blick des Katalanen. »Ich weiß überhaupt nichts«, sagte er.

»Führt ihn ab!«, wies der Hauptmann den Stadtkommandanten an. Zwei Büttel packten den Steuermann und zerrten ihn hinaus. Doch noch im Hinausgehen rief er den Beamten über die Schulter zu: »Verflucht soll der Staat sein, der sich gegen seine eigenen Bürger richtet!«

»Der Mann hat Recht«, meinte der Stadtkommandant verzweifelt, als die Tür hinter dem Katalanen ins Schloss gefallen war.

Doch Gawaan ging nicht auf diese Gewissensbisse ein. »Wo ist das Viertel der Tuchhändler?«, fragte er unwirsch.

Der Stadtkommandant beschrieb ihm den Weg. »Ihr solltet aber besser nicht mit den Soldaten dorthin gehen«, meinte er. »Die Handwerker und Kaufleute sind allesamt Aufrührer. Sie behaupten, eine Stadt wie Marseille müsse von den Bürgern regiert werden, sie meinen, sie bräuchten keine Ordnungsmacht. Dabei sind unter diesen Leuten etliche, die keinem Handel aus dem Weg gehen und sich von bezahlten Schlägern schützen lassen, die sie überallhin begleiten. Wenn wir diesen Leuten die Straßen überlassen, dann gute Nacht!«

»Ich habe vor dem Pöbel keine Angst«, sagte Gawaan. »Das wäre ja noch schöner.«

»Seid vorsichtig!«, riet der Stadtkommandant noch einmal.

»Ach was! Auch in Paris gibt es jede Menge Pack, das der Staatsgewalt hasserfüllt gegenübersteht. Jämmerliche Existenzen, die ewig unzufrieden sind. Aber wir zählen sie.«

»Dennoch – haben die einfachen Leute nicht manchmal Recht?«, wiederholte der Stadtkommandant seinen Gedanken. »Magere Ernten, Hunger, Viehseuchen – und wir bieten ihnen keine Hilfe, wir können ihnen nicht mal Erklärungen liefern. Müssen sie dann nicht den Glauben an einen gerechten Staat verlieren, der ihnen Ordnung und Schutz gewährt?«

»Unsinn!«, schimpfte Gawaan. »Solche Katastrophen gab es immer, denkt an die sieben Jahre der Heuschreckenplage, von denen schon die Evangelisten berichten. Es sind Naturereignisse. Kein Staat der Welt ist daran schuld.«

»Das Volk erlebt diese Naturereignisse als Strafgericht Gottes. Gott zieht sein Schwert und bestraft uns, geißelt uns, schickt Stürme, die über Nacht die Körner aus den Ähren schütteln. Und wenn nach solcher Strafe der Staat kommt und seine Willkür walten lässt, seine Bürger in den Würgegriff

nimmt und sie einsperrt, dann wächst der Zorn. Das ist sehr gefährlich, davor sollten wir uns hüten.«

»Vielleicht habt Ihr Recht«, entgegnete Gawaan, der sich jetzt wieder etwas beruhigt hatte, dafür aber ein diabolisches Lächeln aufsetzte und dem Stadtkommandanten tief in die Augen blickte. »Aber vergesst nicht, Ihr habt den Steuermann eingesperrt – nicht ich!«

»Was sagt Ihr? Ich... aber... ich tat es doch auf Euer Geheiß!«

»Nun, wie auch immer! Regt Euch nicht auf! Es wird deshalb keinen Aufruhr geben. Im Ernstfall werden wir sagen, der Katalane sei schuld an dem Kometen, den ich am Himmel sah, als ich durch Aquitanien ritt, und den das gemeine Volk für so unheilverkündend hält. Dieser Komet zieht über uns hinweg, weil es Sünder wie diesen Steuermann gibt. Das werden wir dem Pöbel sagen. Wir werden ihm die Feinde nennen, und der Pöbel wird uns folgen – so ist es immer gewesen, und so wird es auch bleiben.«

»Täuscht euch nicht!«, warnte der Stadtkommandant mit schwacher Stimme. »Ich habe im letzten Jahr erlebt, wie aus Lämmern Wölfe wurden. Ein langer, harter Winter, die Aussaat verspätet, ein kalter Sommer, in dem das Korn nicht trocknete und reifte – die Menschen aßen das Saatgetreide auf, weil nichts anderes da war. Anfang des Jahres gab es dann gar nichts mehr, und sie plünderten die Kornspeicher der Fürsten. Ich habe persönlich darunter leiden müssen, denn ich besitze ein ausgedehntes Lehen im Norden.«

»Dazu beglückwünsche ich Euch!«

»Die Bauern zogen zuerst bettelnd durchs Land, sie bekamen von Klosterbrüdern gelegentlich eine Suppe, aber die reichte nicht lange. In ihrer Not fraßen sie alles, was ihnen unterkam – Katzen, Hunde, Frösche, Schlangen, Wölfe und Gras, sogar Baumrinde. Bald starben sie wie die Fliegen und

verschwanden namenlos in Massengräbern. Und als der Adel im gleichen Augenblick damit begann, in verschwenderischen Festen seine eigene Furcht vor dem Strafgericht Gottes zu betäuben, als überall an den Höfen das Prassen, Huren, Schlemmen und die Völlerei begannen, da schlugen die Bauern los.«

»Ja, ja. Das weiß ich alles.« Gawaan schüttelte die Worte des Stadtkommandanten ab wie lästige Fliegen.

»Es starben viele. Auch Spekulanten, die die Preise für die Nahrungsmittel um das Zwanzigfache in die Höhe getrieben hatten. Aber vor allem starb die Landbevölkerung.«

»Dadurch wurde Platz für die Botmäßigen«, warf Gawaan ungerührt ein. »Die Ernte reichte wieder aus – für die wenigen Überlebenden.«

»Ja, aber versteht, dass der Groll bleibt und wächst. Irgendwann werden wir ihn nicht mehr unter Kontrolle haben. Davor muss ein verantwortungsbewusster Staatsdiener seine Augen nicht verschließen.«

»Ich bekämpfe die Feinde des Staates. Darin besteht meine Verantwortung. Alles andere interessiert mich nicht!«

»Das Volk blutet«, konterte der Stadtkommandant. »Wer etwas gespart hatte, musste es für den Kreuzzug spenden, zu dem jetzt erneut aufgerufen wurde, oder er gab es für Ablässe aus. Denn in Notzeiten sind auch die Schuldgefühle und das Bedürfnis nach Vergebung ungeheuer groß.«

»Zum Glück!«, rief Gawaan. »Und wir müssen dafür sorgen, dass das auch so bleibt, dann richtet sich die Unzufriedenheit der Masse gegen sich selbst – nicht gegen uns!«

»Da habt ihr gewiss Recht«, sagte der Stadtkommandant zögernd. »Aber mir wird ganz mulmig, wenn ich daran denke, wie groß die Wut der Bevölkerung eines Tages sein könnte.«

»Reden wir nicht mehr davon«, schlug Gawaan vor. »Behaltet den Katalanen noch zwei Tage ohne Wasser und

Brot in Haft. Dann verhört ihn noch einmal. Droht mit einer weiteren Dunkelhaft. Er wird reden. Was er dann nicht preisgibt, weiß er wirklich nicht.«

»Und was tut Ihr?«

»Ich suche Henri de Roslin und sein Pack. Er muss noch in Marseille sein, ich rieche ihn förmlich. In Paris war ich ihm einige Male ganz dicht auf den Fersen. Der Hund entkam immer im letzten Moment. Aber ich werde ihn finden und ihn seiner gerechten Strafe zuführen! Es ist höchste Zeit! Kein Templer darf in dieser schweren und dunklen Zeit, die uns alle bedrückt, in Freiheit sein!«

»Gott stehe uns bei«, sagte der Stadtkommandant.

Auch Sean hatte mittlerweile erfahren, dass sich Soldaten des Königs am Hafen postiert hatten. Es versetzte ihn in Alarmbereitschaft. Konnte ihr Erscheinen ein Zeichen für die bevorstehende Ankunft seines Herrn sein? Oder war dieser sogar schon angekommen?

Sean eilte zum Hafen und sah das Schiff, das bewacht wurde, als läge es unter Quarantäne. Alle Wimpel und Fahnen waren eingezogen, und die wenigen Matrosen an Deck verrichteten die notwendigen Arbeiten auffallend langsam.

Eine Gruppe von Einheimischen stand dicht gedrängt und schweigend landeinwärts zusammen in Erwartung dessen, was geschehen würde. Nur Schiffe, die im Verdacht standen, eine Seuche an Bord zu haben, wurden sonst so bewacht.

Einige Hunde kläfften die fluchenden Soldaten an. Sean konnte Henri und seine Gefährten nirgendwo erblicken. Niemand verließ das Schiff oder ging an Bord, und so beschloss Sean, mit den anderen zu warten.

Während er so dort stand, erfuhr er Seltsames. Ein Fischer erzählte von einem Kometen, der in diesen Tagen über den

Himmel zog und direkt auf sie zuhielt. Sean erinnerte sich, auf seiner Reise von Quimper nach Süden von Bauern gehört zu haben, dass nach dem tausendjährigen Kalender die Ankunft eines solchen Kometen bevorstehe, der das Ende der Welt ankündigen sollte. Dieser Komet hatte ihn allerdings nicht weiter beschäftigt. Seine große Liebe Angélique hatte ihm wesentlich näher gestanden. Sie allein war sein leuchtender Komet, der vor seinen Augen den Himmel durchkreuzte. Für einen anderen Kometen hatte er kein Interesse aufbringen können.

Jetzt jedoch, wo er an diesem kalten Hafen stand, nach seinem Herrn Ausschau hielt und der Komet immer näher kam, war es anders. Mit einem Mal wusste Sean, dass große Augenblicke bevorstanden. Es gab keinen Zweifel. Der Komet kündigte Henri de Roslin an!

In Seans jugendlicher Vorstellungswelt konnte es nicht anders sein. So wie einst die Heiligen Drei Könige nach Bethlehem gezogen waren, weil der Komet am Himmel sie leitete, so wies der Wanderstern mit dem glühenden Schweif und dem Sonnenwind hinter sich jetzt den Weg zu Henri de Roslin und seinen beiden Freunden! Denn er war kein böses Vorzeichen. Diese blutrote Fackel kam vom Himmel!

Auch die Soldaten des Königs schienen dieses Zeichen gesehen und richtig gedeutet zu haben!

Sean überlegte, was zu tun war. Auf dem Schiff, das die Soldaten seit zwei Tagen im Hafen bewachten, waren Henri und seine Freunde sicher nicht – oder zumindest nicht mehr. Sean erzitterte innerlich. War es möglich, dass die Freunde rechtzeitig von Bord gegangen waren und sich jetzt in der Stadt befanden? Wie konnte er dies herausfinden?

Er musste sich in den Herbergen umhören. Marseille war riesengroß, dichter besiedelt als London und fast so weitläufig

wie Paris, aber irgendwo mussten sie abgestiegen sein. Die Herbergen waren Marktplätze für Gerüchte und Informationen.

Wenn er sie dort nicht fand, blieben noch die Klöster. Dort konnten Fremde für wenige Tage übernachten. Es gab zwölf, drei gehörten den Benediktinern, fünf den Zisterziensern, zwei den Dominikanern und zwei den Franziskanern.

Sean wusste, dass Henri den Zisterziensern am nächsten stand, denn ihr Begründer Bernhard von Clairveaux war dem Templerorden eng verbunden gewesen. Hatte er den Orden nicht sogar hoffähig gemacht und ihm seine Regel gegeben? Sean verwechselte die Mönchsorden oft. Benediktiner und Zisterzienser unterschieden sich äußerlich für ihn nicht. Nur die Armutsprediger und die Karthäuser waren leicht zu erkennen.

Die Dominikaner wollte er nicht kennen, denn die *dominicanes* führten die Inquisition gegen die Ketzer an, zu denen sie auch die Templer zählten.

Sean verließ das Hafengelände und begab sich in die Innenstadt. Überall hörte er die Menschen vom Einsatz der Soldaten und vom Kometen sprechen. Letzterer wurde jedoch mehr und mehr zum Hauptthema. Die Menschen gaben dem Kometen nun sogar schon einen Namen – Plenio nannten sie ihn. Das war zweifellos Latein. Aber was bedeutete es? Sean fand in der Stadt niemanden, der es ihm erklären konnte. Die Menschen wiesen lediglich zum Himmel, als stünden der Name und seine Bedeutung dort in deutlichen Lettern geschrieben.

Plenio! Die blutrote Fackel!

Als es Nacht wurde und die Wolken sich in der klaren, kalten Luft verzogen hatten, wurde der Komet sichtbar. Ein leuchtender Kopf, der in ihre Richtung schaute, und ein langer Schweif, scheinbar unbeweglich am schwarzen Himmel. Und doch sollte er sich angeblich nähern. Und vielleicht prallte er

sogar auf der Erdscheibe auf und brachte sie gefährlich ins Schwanken!

Stand das Ende der Welt bevor? Sean konnte das nicht glauben. Für ihn bedeutete es das Ende, wenn Angélique ihn verschmähte. Gemessen daran war alles andere einerlei.

Der Komet kam näher. In den Kneipen sprachen nun sogar die Ungebildeten davon. Und von ihnen gab es in der Hafenstadt viele. Sean fragte hier und dort nach seinem Herrn, doch Henri de Roslin kannte anscheinend niemand. Einige Betrunkene schrien ihn an, er solle die Misthaufen fragen, dort würden die giftigen Dämpfe ihm den Weg weisen. Man lachte den Jungen aus, der behauptete, seinen Vater zu suchen.

»Deinen Vater? Läuft er vor dir davon?«

»Nein. Aber er trinkt gern mal einen«, entgegnete Sean auf solche Reden.

»Ein sympathischer Mann! Lass ihn in Ruhe! Ein richtiger Mann verdient es, dass man ihn gewähren lässt!«, bekam er daraufhin zu hören.

»Vielleicht bringt er sich vor dem Weltuntergang in Sicherheit!«, gackerte ein zahnloser Alter. Dann wurde er ernst. »Der Komet verheißt nichts Gutes, sage ich euch! Sturm, Hunger, Pest und Krieg kündigt er an! Es wird fürchterlich werden! Die Heuschrecken werden wieder über uns herfallen und alles wegfressen!«

»Die Heuschrecken?«, fuhr ein anderer wütend dazwischen. »Der verdammte Adel ist es, der uns alles wegfrisst! Wir sollten die Kanaille auf den Kometen katapultieren und davonfliegen lassen! Hin zu den Nichtmenschen auf der Unterseite unserer Erdscheibe, zu den Vielfüßlern und Mehrköpflern!«

Sean setzte sich an einen groben Holztisch und ließ sich ein Glas Honigwasser bringen. Er fühlte sich plötzlich müde und

lauschte dem Gerede der Gäste nur noch mit halber Aufmerksamkeit.

»Ein Komet«, dozierte ein würdevoll wirkender Mann mit weißem Haar und rotem Gesicht, »kündet immer Unglück an. Das ganze Volk wird untergehen, darum lasst uns mehr trinken!«

»Er hat Recht!«, grölte einer der Betrunknen. »Schenk ein, Wirt!«

»Ein Komet bedeutet Versklavung ganzer Völker, Aufstände von Städten, Untergang von Königshäusern, er verheißt nichts Geringes, nichts Maßvolles, sondern immer das Schlimmste.«

»Hört, hört! Unser Basilius ist ein wahrer Prophet!«

»Wie denn auch nicht, im Angesicht dieses Schicksals, meine Freunde! Dieser Komet ist ein Flammenzeichen des Herrn! Seine Zuchtrute besteht aus nichts als Licht und gleißendem Feuer. Er verkündet das Ende der Geduld Gottes mit den Menschen und ihren Herrschern!«

»Unsinn!«, warf ein beleibter Pferdehändler ein. »Viel interessanter ist doch, wie es kommt, dass so ein Komet brennt! Häh? Wie schafft er es, zu brennen? Keine Idee, was? Ja, aber das ist die entscheidende Frage! Welche Feuer benutzt Gott? Sind es heiße Ausdünstungen, die von der Erde aufsteigen und sich oben entzünden? Etwa die tausend Darmwinde, die ihr ständig fahren lasst? Ist es brennender Rauch, der am Himmel dahinzieht und vom ewigen Himmelsfeuer genährt wird?«

»Sinnloses Geplapper!«, erklärte ein Bäcker mit einer Mütze, die er jetzt vom Schopf zog. »Wichtig ist allein, welche Auswirkungen ein solcher Komet hat!«

»Und was für Auswirkungen sollen das sein?«

»Nun, wir müssen uns fragen, ob er ewigen Regen bringen wird. Wird er uns alle in einer Sintflut ertränken, in meterhohen Wellen untergehen lassen wie einst in grauer

Vorzeit? Wer wird dann unsere Arche bauen? In der Nähe welchen Tierkreiszeichens wird er überhaupt auftauchen? Habt ihr euch das schon mal gefragt, ihr Trottel? In welche Himmelsrichtung fliegt er? Das sind die Dinge, die wirklich wichtig sind! Aber das fragt ihr euch nicht, ihr sauft und schwadroniert bloß!«

»Der Komet ist ein Untier. Das steht für mich fest. Er ist ein Drache, der uns verschlingen wird. Ganz Marseille wird von ihm geschluckt. Deshalb kommt er ja zu uns. Weshalb sonst? Doch nicht, weil er aufs Meer hinaus will, um Fische zu fangen. Der Drache fährt alsbald nieder, vielleicht in sieben Tagen, er leckt Bäche trocken, frisst Äcker leer, fährt wieder zum Himmel auf und hinterlässt ein großes, schlimmes Sterben. Und warum? Weil wir selbst zu Tieren geworden sind. Und weil wir das Haupt des Drachen anbeten – den Bischof und die Kardinäle und die ganze Kirche, die uns ausbluten lässt mit immer neuen Ablässen!«

»In meinen Augen ist der Komet nicht mehr und nicht weniger als der Satan selbst!«

»Unfug!«, sagte Basilius trocken. »Der Komet ist nur ein Feuer. Aber es ist von Engeln entzündet worden, auf Befehl unseres Herrn, das steht fest. Und was dort verbrennt, ist Sternennebel, sonst nichts, gewöhnlicher Sternenstaub! Gott hat ihn aus seiner Schatzkammer der Sterne hervorgeholt, weil wir nicht mehr auf ihn hören. Er steckte diese blutrote Fackel an und schwenkt sie, damit wir sie sehen können. Und was lernen wir daraus? Wir müssen auf Gott hören, der mit seiner langen, feurigen Zunge über den Himmel leckt und uns so zu Buße und Umkehr auffordert. Aber in erster Linie ruft er die Fürsten und Büttel. Denn wir armen Leute sind immer schon bußfertiger und gläubiger gewesen. Uns meint er nicht mit seiner Drohung von Tod und Verderben. Nur die Reichen und Mächtigen.«

»Trink mehr, Basilius! Ich gebe einen aus!«

Sean hörte dem Gespräch eine Weile zu und trank hin und wieder einen Schluck. Was die Leute von Marseille alles glaubten, dachte er. Doch bald schon langweilte ihn ihr Gerede. Es war alles Unsinn! Das Firmament mit dem Kometen war für Sean nur eine ferne Glocke, die über der Erdscheibe lag – es barg kein Geheimnis. Es war nicht die Wohnstatt Gottes. Gott wohnte nirgends, er war einfach da, allumfassend. Sagte das nicht sogar der ungläubige Uthman ibn Umar?

Wohin Sean sich in den nächsten Stunden auch wandte, seine Suche führte nicht zum Ziel. Wenn Henri und seine Gefährten tatsächlich an Land gegangen waren, hatten sie keine Spur hinterlassen. Möglicherweise hatten sie aus Angst vor den Soldaten die Stadt gleich wieder verlassen.

Sean war so mit seiner Suche beschäftigt, dass er gar nicht merkte, dass ihm die ganze Zeit über ein Schatten folgte. Über ihm stand der Feuerschein des geheimnisumwitterten Kometen, und hinter ihm schlich sich ein ganz reales Unheil heran.

Ende 1317. Die Soldaten des Königs

Die Spitzel von Luis Gawaan entdeckten Sean of Ardchatten durch Zufall.

In einer Spelunke im schmutzigen Viertel der Seefahrer saß ein Astronom, der gerade ein Gerät erfunden hatte, das er *Astrolab* nannte. Er zeigte es in vertrauter Runde den Gästen, es sollte den Männern der See einen sicheren Weg auch bei Sturm, Dunkelheit und Kälte zu ihren Zielen weisen. Denn jede Familie, die hier lebte, beklagte mindestens einen, der auf stürmischer See sein Leben gelassen hatte. Der Astronom hielt seine Erfindung hoch. Es war eine Scheibe aus Bronze, rund wie die Erde, mit einer drehbaren Darstellung des Himmels und einem Zeiger, der über die Tierkreiszeichen fuhr.

»Ich nenne es das Astrolabium«, sagte der Astronom. »Ich habe es für euch erfunden, meine Freunde.«

»Das gibt es doch schon bei den Arabern!«, brüllte ein Matrose. »Ich habe ein solches Ding schon in Alexandria gesehen! Und von Antiochia aus fahren sie damit schon mehr als hundert Jahre übers Meer!«

»Unmöglich«, sagte der Astronom. »Ich habe es ja soeben erst erfunden. Seht her. Auf der Scheibe sind der Horizont, die Höhenlinien über dem Horizont und die Himmelsrichtungen vermerkt. Man kann den Astrolab so einstellen, dass es dem Bild des Himmels über dem Horizont entspricht, den man gerade über sich sieht. Und dann könnt ihr errechnen, wo ihr seid und wie weit euer Heimathafen entfernt ist. Ich schenke es

euch, damit eure Lieben zu Hause nicht Grund haben, sich noch mehr zu sorgen und das Klagen ein Ende hat!«

»Unser Astronom soll hochleben!«

In diesem Augenblick trat Sean in die Spelunke. Er hörte einen Moment lang zu, dann sagte er:

»Es ist islamisch. Mein Herr und Meister hat mir von einem solchen Gerät erzählt. Man kennt es bei den Arabern im Morgenland schon seit der Antike.«

»Sage ich ja!«, brüstete sich der Matrose, der zuvor schon Einspruch erhoben hatte. »Der Bursche hat Recht!«

»So, so«, sagte der Astronom wütend. »Das willst du also wissen. Und warum hat man es im Abendland noch an keinem einzigen Tag, den Gott werden ließ, in Gebrauch gehabt, wenn es doch ach so bekannt ist?«

»Keine Ahnung. Man brauchte es nicht. Und man wollte von den Arabern nichts übernehmen.«

»Wer bist du Bürschchen eigentlich, he? Hat dich hier schon mal jemand gesehen? Und wer ist dein allwissender Herr und Meister, der solche Reden führt?«

»Ich heiße Sean of Ardchatten«, sagte der Knappe stolz mit lauter Stimme. »Und mein Herr ist Henri de Roslin. Wir sind beide Schotten. Und mein Herr ist weiter in der Welt herumgekommen als ihr alle zusammen. Er hat sogar einen arabischen Freund, der in allen Schriften bewandert ist. Von ihm weiß ich, dass es in Cordoba eine Bibliothek gibt, die zweihunderttausend dicke Bücher ihr Eigen nennt.«

»Hört, hört! Der Araber wohnt also in Cordoba, in der Stadt der Kalifen!«

»Meistens«, sagte Sean. »Jetzt ist er aber unterwegs.«

»Und dein Herr und Meister?«, fragte der noch immer beleidigte Astronom. »Er wohnt sicher in Marseille, sitzt in seiner Kammer, brütet über Schriften und denkt sich Geschichten aus, die ihn interessant machen sollen, wie?«

»Er ist in Marseille, das ist wahr. Aber wo genau, weiß ich nicht. Ich suche ihn ja gerade.«

Sean beschrieb Henri und seine beiden Gefährten.

»Nie gesehen«, brummte der Astronom. »Am besten, du gehst und suchst ihn woanders. Hier störst du nur.«

»Mag sein«, erwiderte Sean trotzig. »Aber dieses Gerät dort habt Ihr trotzdem nicht als Erster erfunden!«

»Raus, du Schlauberger! Und wenn du deinen Herrn gefunden hast, sag ihm, ich warte hier auf ihn! Und dann werden wir ja sehen, wer was erfunden hat!«

Die Gäste lachten, es ähnelte dem Brüllen von Pferden. Sean verließ die Schenke. Was er nicht merkte, war, dass sich kurz darauf ein Mann, der wie ein Matrose gekleidet war und bisher in der hintersten Ecke der Spelunke gesessen hatte, erhob und ihm folgte.

Sean verlor bald die Hoffnung, Henri zu finden. Er war nicht in der Stadt. Aber wenn er sich doch in Marseille aufhielt, dann musste er ihn früher oder später treffen! Oder versteckte sich Henri, um den Soldaten nicht in die Hände zu fallen? Aber er war doch hier mit ihm verabredet, und er hatte noch nie ein Versprechen gebrochen!

Sean ging noch eine Weile ziellos durch das Viertel, fragte hier und fragte dort. Doch niemand hatte Henri gesehen. Der einzige einigermaßen brauchbare Hinweis, den er erhielt, kam von jemandem, der ihm sagte, er solle zum Hafen gehen, da dort Leute, wie er sie suchte, vor kurzem angekommen seien.

Doch dies half Sean auch nicht weiter. Er schlenderte zurück zum Hafen. Die Soldaten standen dort immer noch schweigend in Reih und Glied, ebenso wie die Einheimischen. Sean setzte sich auf die Hafenmauer. Er schaute zu dem bewachten Schiff hinüber, aber dort war keine Bewegung auszumachen. Dann ließ er seinen Blick über das Meer schweifen. Die Sonne

näherte sich der Linie des Horizonts und breitete ihr rotes Licht aus.

Ich brauche einen *Astrolab*, der mir anzeigt, wo Henri sich aufhält, dachte er. Er ist der einzige Hafen, auf den ich zusteuern möchte.

Sean wurde zusehends melancholischer. Nach einer Weile stieg wieder einmal eine Melodie aus seinem Innersten auf. Bald schon bildeten sich auch Worte dazu. Sean zog seine Flöte aus dem Mantelsack und versuchte, die Melodie nachzuspielen, und im Geiste sang er stumm die Worte dazu, die ihm in den Sinn gekommen waren:

Sie ist das Schönste auf der Welt. Wer sie bewusst, mit Absicht, sucht, der wird sie niemals finden. Und doch versuchen es so viele junge Männer. Es muss ganz absichtslos geschehen, nur so erblickt man sie tatsächlich. Sie trägt den Namen Angélique. Die Liebe gab ihr diesen Namen. Suchet sie...

Sean hielt inne. Ich sollte tatsächlich Dichter werden, dachte er. Dann ziehe ich mit den Minnesängern und Vaganten über Land. Ich komme in der Welt herum, dichte hübsche Verse und komponiere sehnsüchtige Lieder. Und wenn mir danach ist, bleibe ich mal hier, mal dort bei irgendeinem Mädchen, jedes Mal so lange, wie ich brauche, um Angélique zu vergessen. Dann geht es weiter. Manchmal im Kreis herum, manchmal geradeaus. Dabei kann ich dann all die sinnlosen ritterlichen Tugenden vergessen, die nur das Herz schwer machen, und die Verfolgungen, unter denen wir bisher zu leiden hatten. Dann wäre ich ein ganz normaler Junge.

Wäre das ein Leben!

Sean nahm ein Blatt Pergament und eine Rohrfeder aus seiner Jacke. Er tauchte die Feder in ein Fläschchen roter Tinte. Er versuchte, sich Angélique im fernen Quimper vorzustellen. Doch es gelang ihm nicht. Immer wenn er glaubte, ihre Züge

in Gedanken gerade fassen zu können, verschwamm das Bild vor seinen Augen. Das machte Sean Angst. War es Angélique selbst, die sich ihm entzog? Wählte sie bereits einen anderen aus?

Vielleicht wollte sie inzwischen längst nichts mehr von ihm wissen, weil er es vorzog, in Marseille auf seinen Herrn zu warten. Aber was sollte der denn tun? Er war doch sein Knappe!

Sean zog das Tuch mit Angéliques Antlitz hervor. Es war sein ganz persönliches *Mandylion*, das Abbild seiner Göttin. Es war jedoch kein Leichentuch wie das Abbild des Herrn Jesu, mit dem sein Herr im französischen Lirey zu tun gehabt hatte.

Es war das Tuch, das ihn nach dem Abschied von Angélique mit dem wahren Leben verband. Sean starrte es unverwandt an. Mit der Zeit sah er nicht nur Angéliques Gesicht, sondern ihre ganze Gestalt. Es war wie ein Zauber. Sie bewegte sich vor seinem inneren Auge. Und Sean übermannte die Sehnsucht nach dem Mädchen mit neuer Stärke.

Er nahm die Rohrfeder und schrieb: *Deine Macht über mich kennt den hellen Tag, die finstre Nacht, nichts reicht an dich heran, meine Liebe. Wirkungskraft der Edelsteine, Kräuterduft, das alles ist um dich, die Worte der Zärtlichkeit. Ich dichte für dich und spüre deine Macht über mich. Das kann man in Büchern nicht lesen...*

Sean seufzte und schaute auf. In einiger Entfernung saß ein Matrose in blauweiß gestreiftem Hemd und mit der tief herabgezogenen Mütze der Angemusterten, die auf die Abfahrt ihres Schiffes warten. Dieser Matrose beobachtete ihn, so zumindest schien es Sean, denn in dem Moment, in dem er zu ihm herüberschaute, wandte dieser seinen Blick rasch ab.

Ich muss Aufmerksamkeit erregen so wie ich hier sitze und wie ein Ochse mit verhangenem Blick über das Meer starre,

auf der Flöte spiele und seufze, dachte Sean. Ich mache mich lächerlich.

Und so stand er schnell auf, verstaute sein Instrument und machte sich erneut auf die Suche nach seinem Herrn und Meister.

Henri de Roslin befand sich genau am anderen Ende von Marseille. Dort lagen die sieben großen Klöster der Stadt in einem lang gezogenen Tal, das nur von der Stadtmauer durchschnitten wurde. Auch jenseits der Mauer hatten sich Zisterzienser angesiedelt, denen große Ländereien gehörten, die von *Konversen* bearbeitet wurden.

Henri verstand noch immer nicht, wo sein Knappe geblieben war. Was er hingegen ganz genau begriff, war, dass sich ein Sturm über ihnen zusammenbraute. Möglicherweise spürte Sean dasselbe und versteckte sich. Anders war es kaum zu erklären, dass der Junge nicht am Hafen gewesen und auch sonst bisher nirgends zu finden gewesen war. Es sei denn, er war gar nicht erst nach Marseille gekommen. Henri hätte einen Boten nach Quimper entsenden können, um zu erfahren, ob er überhaupt von dort abgereist war, aber es hätte viel zu lange gedauert, bis er eine Antwort erhalten hätte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Suche fortzusetzen.

Mit Joshua und Uthman hatte sich Henri erst später in der Nacht verabredet. Er war sich sicher, dass er Sean früher oder später finden würde, wenn er in der Stadt war, daher wollte er so lange wie möglich nach ihm suchen. Er arbeitete sich durch die einzelnen Viertel, erhielt jedoch nur unwirsche Reaktionen auf seine Fragen. Allmählich festigte sich in ihm der Eindruck, dass Marseille ein Ort war, in dem Gleichgültigkeit, Selbstsucht und zügellose Gier den Ton angaben. Die Zünfte der Kaufleute waren reich, jeder versuchte, schnell zu viel

Geld zu kommen. Die Kaufleute reisten noch selbst mit ihren Waren über Land, schifften sich nach Osten ein und kehrten mit stattlichen Gewinnen zurück. So wie sie immer reicher und fetter wurden, wurden auch ihre Häuser und Anwesen immer größer und prächtiger. Gleichzeitig nahmen aber auch der Egoismus und die Unfreundlichkeit zu.

Marseille war Henris Erfahrung nach die einzige abendländische Stadt, in der es überwiegend Steinhäuser gab. Und allorts entstanden mehr davon, es gab keine Straße ohne Baustelle. Herrenhöfe entstanden rund um die nördlichen Einfalltore. Selbst die Bischöfe verpachteten Zollstationen und Stapelrechte im Hafen, um Geld zu verdienen. Und sogar die unbedeutendsten Händler besaßen Verkaufstische, Lagerräume und Fleischbänke auf dem täglichen Markt, die sie ebenso weitervermieteten wie andere Geschäftsleute Badehäuser, Goldschmiedhäuser, Schmelzen und Schlachthäuser. Alles wurde zu Geld gemacht. In dieser Stadt konnte anscheinend niemand genug bekommen.

Und deshalb, dessen waren sich all diese Unersättlichen gewiss, war jetzt der Komet am Himmel erschienen. Der Komet, der unbarmherzig näher kam. Jeder errechnete den Tag seines Aufpralls. Und anschließend errechnete man, wie hoch die Wahrscheinlichkeit war, beim anschließenden Strafgericht auf der Seite der Auserwählten zu stehen.

Henri hatte kaum je eine Stadt erlebt, die so nah am Abgrund stand, am Kraterrand eines brodelnden Vulkans, der jeden Moment ausbrechen konnte. Die Mädchen waren grell geschminkt und ungenierter als andernorts und die Männer ungehobelter, verzweifelter und gewalttätiger. In einer solchen Stadt nach einem zurückhaltenden, wohlerzogenen Knappen zu fragen war aussichtslos. Niemand würde ihn bemerkt haben. Aber Henri gab nicht auf, mit weit ausgreifenden Schritten durchquerte er die Viertel Marseilles von den nördlichen

Stadträndern, hinter denen die Felsen des Sandsteingebirges aufstiegen, bis zu den Stadttoren am Meer.

An diesem Abend schien die Stadt noch überfüllter. In den engen, gewundenen Straßen drängte sich alles, was Beine hatte und gehen konnte. Aufwendige Feste waren im Gange, bevor der kalte Winter endgültig Einzug hielt. Überall brannten Holzfeuer und Pechfackeln. Tanz und Musik. Man trank viel, und man aß viel. Und mit lautem Gelächter trotzte man der Ankunft des Unheil verkündenden Kometen.

Henri hatte seine Suche für diesen Abend inzwischen aufgegeben. Er war auf dem Weg zurück zu seinen Freunden. Da überfiel ihn hinter einer Straßenecke plötzlich ein seltsames Gefühl. Es war ihm, als bohrten sich brennende Blicke in seinen Rücken. Argwöhnisch drehte sich um und suchte die Straße hinter sich ab. Menschen kamen und gingen, Handwerker und Händler, Fuhrwerke, Karren, Pferde. Etwas Auffälliges konnte er jedoch nicht entdecken.

Was war nur mit ihm los, schalt er sich. Sah er nun schon Gespenster? Die jahrelange Flucht durch nahe und ferne Länder forderte offenbar allmählich ihren Tribut. Anscheinend konnte er gar nicht mehr anders, als hinter jedem Gesicht einen Feind zu wittern. Aber wie sollte er auch nicht, war er doch in der Vergangenheit immer wieder in seinem Argwohn bestätigt worden. Nur seiner ständigen Aufmerksamkeit und seinem nie nachlassenden Misstrauen war es zu verdanken, dass er überhaupt noch am Leben war.

Noch während er so dachte, entdeckte Henri plötzlich seine Freunde. Uthman und Joshua standen vor einer Schenke und befragten Passanten. Henri war erfreut über ihren Anblick. Wie oft hatte er das schon empfunden, in allen möglichen Teilen der Erde! Jedes Mal waren ihm Uthman und Joshua wie seine wahre Familie vorgekommen. Seit der Templerorden nicht mehr existierte und sämtliche seiner Brüder, die er geliebt

hatte, tot waren oder in alle Winde verstreut, blieben ihm nur noch der Sarazene und der Jude. Henri wagte nicht, auch nur daran zu denken, dass ihnen etwas zustoßen könnte. Und für seinen Knappen Sean galt dasselbe. Wo war der Junge bloß?

Henri war gerade im Begriff, die Straße zu überqueren, um zu seinen Gefährten zu stoßen, da stutzte er plötzlich.

Hielten sich da nicht einige verdächtige Gestalten im Hintergrund auf? Henri war sofort alarmiert. Er blickte angestrengt die Straße hinab.

Im Schatten hinter brennenden Fackeln an einer Häuserfront standen an einer Straßenecke vier unauffällig gekleidete Männer. Sie hielten sich merkwürdig unbeweglich, aber nicht so, als seien sie gelangweilt oder warteten müßig darauf, dass sich irgendetwas ereignete. Vielmehr schienen sie höchst angespannt zu sein. Ganz nebenbei nestelte einer von ihnen an seinem Umhang. Was er daraus hervorzog, ließ Henri erstarren.

Es war ein Dolch, daran gab es keinen Zweifel. Für einen Augenblick glänzte die Klinge im Schein der Fackeln. Und auch die anderen Männer zogen plötzlich Dolche hervor.

Und dann begriff Henri, was geschah.

Nicht Uthman und Joshua waren das Ziel dieser Männer, sondern Sean. Der Knappe war wie aus dem Nichts aufgetaucht. Er stand halb verdeckt von einem Pferdekarren am Straßenrand und sprach mit einem Matrosen, der heftig auf ihn einredete.

Jetzt stieß der Junge dem anderen die Hände vor die Brust.

Was ging dort vor? Anscheinend hatten die Gefährten den Jungen noch nicht entdeckt. Henri wollte zu ihnen hinübrufen, aber das konnte er nicht riskieren. Daher blieb er einfach stehen und wartete. Sean wandte sich von dem Matrosen ab, um weiterzugehen. Gleich mussten Uthman und Joshua auf ihn aufmerksam werden.

Und dann sah Henri, dass sich die vier Gestalten wie auf Kommando in Bewegung setzten. Wie der Blitz traten sie aus dem Schatten der Fackeln heraus.

Wortfetzen schwirrten in Seans Kopf herum. *Das Tuch – der Spiegelglanz der Sonne – ihr Herz von Schmerz gequält...* Alles zusammenhanglos und ohne Sinn. Die Worte gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf. Während er vom Hafen aus durch die Stadt gegangen war, sah er sich immer wieder nach seinem Verfolger um. Der Matrose in der Kleidung der Angemusterten verfolgte ihn tatsächlich, das war ihm inzwischen klar geworden.

Kannte er ihn? Wenn er angemustert hatte, was wollte er dann von ihm? Sollte er anhalten und ihn einfach fragen?

Sean drehte sich um. Er war jetzt schon mitten in der Stadt, mitten im Marseiller Vergnügungsviertel. Einen Moment lang verdeckte eine Gruppe grell geschminkter Mädchen den Blick die Straße hinunter, sie zogen ihre Röcke bis zu den Knien empor. Dann lachten sie und stoben davon.

Kurz darauf tauchte der Matrose wieder auf, sein Blick fand Sean, und er bewegte sich in seine Richtung.

Sean beschloss, stehen zu bleiben und seinem Verfolger entgegenzutreten. Der Matrose zögerte einen Augenblick. Er hatte begriffen, dass Sean auf ihn aufmerksam geworden war, und schien zu überlegen, was zu tun sei.

Als er nur noch wenige Schritte entfernt war, fragte Sean laut: »Warum verfolgt Ihr mich?«

»Aber mein Söhnchen, wer verfolgt dich denn?«, erwiderte der Matrose. Seine Stimme klang tief und heiser, und er sprach mit einem bretonischen Dialekt.

»Redet nicht um den heißen Brei herum«, entgegnete Sean, und er versuchte, streng zu klingen. »Ihr seid mir vom Hafen aus bis hierher gefolgt. Also, was wollt Ihr?«

Der Matrose blickte an Sean vorbei. Irgendetwas in dessen Rücken nahm seine Aufmerksamkeit gefangen. Dann kehrte sein Blick zu dem Jungen zurück, und Sean bemerkte ein höhnisches Funkeln in seinen honiggelben Augen.

»Du bist also der Knappe von diesem Henri de Roslin!«

»Aber nein!«, sagte Sean, ein bisschen zu schnell, um aufrichtig zu klingen. »Wie kommt Ihr darauf?«

»Du hast es in der Spelunke lang und breit erzählt. Und es ist ja auch nicht schlimm – und vor allem kein Geheimnis, nicht wahr? Henri ist ein großer Mann, und daher kann sein Knappe kaum ein gewöhnlicher Bursche sein. Deshalb folgte ich dir. Ich will dich kennen lernen.«

»Kennen lernen? Wozu?«

»Ich möchte mehr erfahren, über dich und deinen Herrn. Ihr führt ein, nun ja, aufregendes Leben. Meines hingegen ist öde und langweilig. Ist es deshalb verwunderlich, wenn ich dich kennen lernen möchte?«

Sean blickte den Matrosen verblüfft an. So etwas hatte er noch nie gehört. Der Matrose hatte zudem immer noch dieses gefährliche Funkeln in den Augen, so, als erwarte er etwas ganz Bestimmtes. Sean traute ihm nicht, aber seine äußere Erscheinung, mit dem lockigen schwarzen Haar und dem ebenmäßigen Gesicht, war durchaus angenehm.

Sean sagte: »Ehrlich gesagt ist mein Leben uninteressant. Das Leben meines Herrn hingegen ist tatsächlich aufregend. Aber davon will ich nicht erzählen. Außerdem habe ich keine Zeit. Wenn Ihr im Wirtshaus wart, wisst Ihr ja, dass ich auf der Suche nach meinem Herrn bin. Lasst mich also bitte in Frieden.«

Sean wandte sich ab. Der Matrose griff nach ihm.

»Warte doch, Jüngelchen! Ich bin ja noch nicht fertig! Sei nicht so unhöflich!«

»Lasst mich sofort los! Was fällt Euch ein?«

»Hier geblieben, sag ich!« Die leise, zischende Stimme des Matrosen klang jetzt drohend. »Wenn ich etwas von dir wissen will, kannst du doch nicht einfach davonlaufen, wie? Wo sind denn deine Manieren, du kleiner Hosenscheißer? Also erzähl schon, was dein Herr für einer ist, und zwar fix!«

»Ihr seid irre! Ich habe Euch nichts zu erzählen! Und jetzt nehmt Eure schmutzigen Finger von mir!«

Sean löste sich aus dem Griff des Matrosen und stieß seinen Verfolger von sich fort. Einige Passanten wurden auf ihr Gerangel aufmerksam. Jemand feuerte Sean an, andere lachten.

Der Matrose knurrte und packte den flüchtenden Sean am Kragen.

»Du kommst mit mir. Wir sind noch nicht fertig miteinander. Und wehe, du wirst laut und erregst weiteres Aufsehen, dann ramme ich dir das hier in die Seite.«

Augenblicklich spürte Sean etwas Scharfes, Spitzes in der Seite. Der Matrose bedrohte ihn mit einem Dolch und schob ihn ruppig vorwärts.

Sean wehrte sich, aber der Dolch drang schon durch seine Kleidung. Was also konnte er tun, wenn nicht ruhig neben dem Matrosen hergehen?

In diesem Moment erblickte Sean seinen Herrn auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Endlich! Überschwärmend vor Freude schrie er auf. Und da sah er auch Uthman und Joshua.

Aber was war das? Starr vor Schreck sah Sean auch, dass ein paar dunkle Gestalten durch die Gasse huschten und mit blitzenden Klingen auf die Gefährten zusprangen.

»Er ist groß und schlank, hat langes, blondes Haar wie ein Mädchen und trägt die Kleidung eines Ritterknappen, aber ohne Kettenhemd. Und er ist unbewaffnet«, sagte Joshua.

»Was geht mich Euer Lustknabe an, es gibt genügend andere, billig sind sie alle«, knurrte ein untersetzter Träger und stieß Joshua mit dem Ellbogen zur Seite. »Und jetzt lasst mich durch. Meine Herrschaft wartet auf ihre Schatulle.«

Uthman fragte einen Kneipenwirt, der mit entblößten, überkreuzten Armen vor der Tür seiner Schenke stand. Der Dicke schüttelte nur den Kopf. »So einen Engel wirst du hier kaum finden. Hier gibt es nur Abschaum.«

»Das befürchte ich mittlerweile auch«, meinte Uthman. Er wandte sich Joshua zu. »Ich weiß nicht, wo wir sonst noch suchen sollen. Inzwischen bin ich davon überzeugt, dass Sean noch gar nicht angekommen ist.«

»Womöglich hat er Marseille aber auch fluchtartig verlassen, oder er versteckt sich hier irgendwo«, meinte Joshua.

»Kein Wunder, bei dem Pack hier«, knurrte Uthman.

In diesem Moment entdeckte Joshua Henri de Roslin auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Er winkte ihm zu. Und dann sah er Sean. Der Junge kam in Begleitung eines Matrosen auf sie zu. Joshua atmete erleichtert auf und machte Uthman auf den Jungen aufmerksam. Jetzt schien auch Sean Henri gesehen zu haben. Er lief von seinem Begleiter weg auf Henri zu und rief seinen Namen.

Der Matrose folgte ihm fluchend. Dann blieb er stehen, blickte zur Seite, lächelte, trat zurück, bis er mit dem Rücken gegen eine Hauswand stieß, und trat in einem merkwürdigen, schleichenden Krebsgang den Rückzug an. Im gleichen Moment erkannte Uthman den Grund für dieses seltsame Benehmen.

Sean hatte Henri erreicht. Er sprang ihn geradezu an, umarmte ihn heftig und verbarg seinen blonden Schopf an

seiner Brust. Henri hielt Sean gerührt umfassen und legte ihm eine Hand auf den Kopf.

»Ist ja gut, ist ja gut«, sagte er leise.

Als er aufblickte, sah er, dass sich ihnen vier Männer mit gezogenen Messern näherten. Und schlimmer noch: Hinter ihnen standen zu jeder Seite der Straße Soldaten, deren blaurote Uniformen Henri sehr gut kannte. In den Händen hielten sie wappengeschmückte Schilde und Pikeen.

Die Fluchtwege waren somit abgeriegelt.

Henri löste sich von Sean, schob ihn sanft zur Seite und unterwies ihn leise. Der Junge blickte verstört um sich, begriff dann aber schnell die Lage. Innerlich verfluchte er sich dafür, dass er die Feinde zu seinen Freunden geführt hatte.

Der Matrose war inzwischen spurlos verschwunden. Er musste mit den Häschern im Bunde gestanden und sie herangeführt haben, wenn Sean auch nicht wusste, wie er das bewerkstelligt hatte. Wahrscheinlich hatten sie ihn schon seit geraumer Zeit beobachtet.

Henri blickte zu Uthman und Joshua hinüber. Ohne Worte zu wechseln, begriffen die Gefährten sofort, was er wollte. Langsam zogen sie sich in die Schatten der Häuserfronten zurück. Die Soldaten hatten sie nicht bemerkt.

»Tritt zur Seite, Sean, stell dich mit dem Rücken gegen eine Hauswand und halte dich aus dem Kampf heraus. Und versuche vor allem, Uthman und Joshua nicht aus den Augen zu verlieren. Sie wissen, was zu tun ist«, befahl Henri.

Sean tat, wie ihm geheißen. Er sah mit verzweifelten Blicken zu Uthman und Joshua hinüber, hatte aber verstanden, dass die Freunde vorerst im Hintergrund bleiben sollten – ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Die vier Bewaffneten in ihren weiten Umhängen kamen immer näher; vorsichtig wie Raubkatzen schlichen sie heran. Ihre Gesichter waren nicht zu erkennen,

sie verbargen sich unter breitrempigen Hüten. Dahinter rückten die Soldaten von zwei Seiten heran.

Henri duckte sich. Er hatte sein Kurzschwert gezogen und wartete auf den ersten Angriff. Es schien ihm, als würde jedes Geräusch um ihn herum allmählich ersterben. So erlebte er stets die Vorboten eines Kampfes.

»Henri de Roslin?«, rief einer der vier.

»Wer will das wissen?«, erwiderte Henri.

»Beamte des Königs von Frankreich!«

»Ihr meint wohl Spitzel des Königs!«

»Seid Ihr nun Henri de Roslin, der Tempelritter, oder nicht?«

Henri warf dem Volk auf der Straße, das schweigend stehen geblieben war und abwartete, was geschehen würde, einen Blick zu. Er versuchte, etwas Unruhe in ihre Reihen zu bringen.

»Der König von Frankreich hat in Marseille keine Befugnisse. Das hier ist eine freie Stadt!«, rief er laut. »Hier leben freie Bürger. Die Gerichte von Paris dürfen über Angelegenheiten in Marseille nicht urteilen.«

»Das stimmt!«, bekräftigte ein Mann aus der Menge Henris Worte mit einer laut tönenden Bassstimme. »Verschwindet aus der Stadt, oder die Schmiede zeigen Euch, was ehrliche Fäuste vermögen!«

Die vier Unbekannten berieten sich kurz. Dann sagte einer:

»Kommt mit uns, Henri de Roslin. Wir wollen kein Aufsehen erregen. Wir wollen Euch nur befragen.«

»Ja natürlich, genauso, wie ihr meine Tempelbrüder befragt habt, nehme ich an. Tausende von ihnen habt ihr in Pariser Kerkern befragt. Und anschließend fand man sie mit zerschmetterten Gliedern, oder sie waren tot!«

»Haltet keine Reden, Roslin! Folgt uns einfach ohne Gegenwehr ins Rathaus!«

»Was haltet ihr davon, Bürger von Marseille?«, rief Henri über die Köpfe der Bewaffneten hinweg. »Da kommen mir nichts, dir nichts Spitzel des fernen Königs, der sich nie bis hierher verirrt, paktieren mit eurem Bürgermeister und Stadtkommandanten und verhaften einen freien Mann grundlos auf offener Straße!«

»Wer sagt uns, dass du unschuldig bist?«, rief einer der Schmiede mit dröhnender Stimme.

»Ich habe nichts verbochen, also bin ich nach menschlichem Ermessen unschuldig.«

»Liefere uns einen Beweis. Bist du wirklich Templer?«

»Ich war es. Den Templerorden gibt es nicht mehr.«

»Die Templer waren hier im Süden nicht sehr beliebt, mein Freund. Sie rekrutierten regelmäßig Waffenträger aus dem Volk unter falschen Versprechungen. Wer mit ihnen ins Heilige Land zog, kam nicht zurück.«

»Nicht weit von hier«, rief Henri, »in Aigues-Mortes, schmachteten Hunderte von Templern im Kerkerturm, bis sie verhungerten – ohne dass je ein Urteil über sie gesprochen wurde. Und in den Inselkern vor den Toren eures schönen Marseille gingen ebenso viele zugrunde. Wie konntet ihr das zulassen? Habt ihr euch dabei nicht selbst schuldig gemacht, weil ihr ihnen nicht geholfen habt? Vielleicht kommen die Soldaten des Königs bald zu euch und verhaften euch unter irgendeinem Vorwand. Es wird ihnen kaum schwer fallen, einen zu finden.«

»Er hat Recht«, meldete sich eine Frau zu Wort. »Wenn die Willkür einmal anfängt, geht es schnell bergab. Wehren wir uns gegen die Soldaten des Königs, der noch nie etwas für uns getan hat!«

»Nieder mit dem neuen Philipp! Nieder mit dem Fünften!«

Henris Blicke flogen hin und her. Die vier Angreifer standen regungslos auf der Straße. Wie die Soldaten wagten sie es

nicht, näher zu kommen. Uthman und Joshua waren nirgends zu sehen, doch Henri wusste, dass sie sich zum Kampf bereitmachten. Sean stand mit halb erhobenen Armen in drei Schritten Entfernung neben ihm, als wolle er den Angriff mit einer Beschwörung abwehren.

Einer der Häscher schrie: »Die Templer waren eingebildete Hunde! Für das einfache Volk hatten auch sie nichts übrig!«

»Und sie waren reich und mächtig«, sagte ein zweiter an seiner Seite. »Für sie braucht ihr euch nicht einzusetzen! Geht und vergnügt euch, ihr guten Leute!«

Ganz Unrecht hat er nicht, dachte Henri. Haben wir, meine Brüder und ich, uns nicht wirklich für eine Elite gehalten, die mit dem einfachen Volk nichts gemein hat? Andererseits haben wir auch stets an vorderster Front gekämpft. Und die meisten Opfer im Kampf gegen die Feinde waren auf unserer Seite zu beklagen. Das Volk war indes stets seinen eigenen geistlosen Interessen nachgegangen. Für große Ideale hatte man es nie begeistern können.

»Heute holen sie den Templer – und morgen uns!«, schrie der Schmied. »Und sollen uns dann noch helfen!«

»Ach was!«, antwortete eine gebrechliche Stimme aus der Menge. »Es sind Händel unter Herren! Kümmern wir uns um unsere eigenen Angelegenheiten!«

Henri spürte, wie die Stimmung langsam kippte. Auch die vier Männer des Königs spürten das. Einer gab ein Zeichen. Wieder hoben sie ihre Messer. Und dann setzten sie sich langsam in Bewegung.

Die Soldaten folgten mit festen Schritten. Dabei schlugen sie im Gleichtakt ihre Picken gegen die Schilde. Ein Geräusch, das einem Gemetzel voranzugehen pflegte.

Henri kannte es nur zu gut. Er hatte es oft gehört, bevor eine Schlacht begann. Sein Körper straffte sich. Er spürte ein Kribbeln auf seiner Kopfhaut und überschlug seine Chancen.

Wo waren die Gefährten? Die Fackeln erleuchteten die Dunkelheit nicht mehr. Uthman und Joshua waren nirgends zu sehen.

Ende 1317. Nacht in der Provence

Das Feuer loderte höher auf, als ihnen lieb war, denn der Wind hatte zugenommen, ein kalter Wind aus Süden, der die Kronen der Pinien schüttelte. Die Nacht war stockdunkel, Mond und Sterne hielten sich hinter Regenwolken versteckt, doch es blieb trocken. Der Boden war sandig, dazwischen reckten sich immer wieder kleine Felsen empor. Die Geräusche des Waldes klangen herüber, als sammle sich unsichtbares Getier zum Angriff. Die Gefährten lauschten den Stimmen der Nacht.

Sean brach das beredte Schweigen als Erster: »Mein Herr ist doch der Beste! Wie er die Übermacht in Schach gehalten hat! Welch ritterliche, ehrenvolle Kampftechnik! Ich bin so glücklich, einem Herrn wie ihm dienen zu dürfen!«

Henri wollte das Lob jedoch nicht für sich allein verbuchen. »Ohne Uthman hätte ich es niemals schaffen können!«, sagte er. »Ich konnte ein paar Angreifer abwehren, aber es war Uthmans Verdienst, dass wir den Sieg errungen haben. Er hat die ganze Zeit die Übersicht behalten und genau im richtigen Moment eingegriffen!«

»Das stimmt«, sagte Sean. »Aber allein, wie du immer mit zwei Angreifern auf einmal fertig geworden bist, wie du sie mit den Köpfen zusammengeschlagen hast und ihnen, bevor sie sich's versahen, in den Rücken gesprungen bist, das war bewundernswert. Du hast die Häscher außer Gefecht gesetzt und dich dabei sogar bemüht, sie am Leben zu lassen – einfach großartig!«

»In der Tat«, sagte Uthman und lehnte sich behaglich mit dem Rücken gegen eine Korkeiche. »Ich habe wenig Christen kennen gelernt, denen ein Menschenleben so viel wert ist. Für die meisten christlichen Kämpfer, das musst du wissen, Sean, zählt das Leben eines Gegners nichts. Einen Angreifer zu töten bereitet ihnen oft sogar Lust, Schuldgefühle kennen sie nicht.«

Joshua blickte unterdessen ziemlich unglücklich drein. Er rückte seine Brille zurecht, deren Bügel bei dem Gerangel in Marseille verbogen worden war. »Ich habe euch leider nicht viel helfen können«, sagte er. »Nun ja, zwei Soldaten habe ich immerhin ausschalten können. Die waren wohl recht verdutzt, als ich ihnen das Schwert abnahm und es ihnen über den Kopf schlug.«

»Mit Sicherheit! Du hast ihnen ja vorher sogar noch die Helme abgenommen! Fast sah es aus, als wolltest du dich für das Kommende bei ihnen entschuldigen!«, rief der immer noch begeisterte Sean. »So etwas habe ich noch nie gesehen!«

»Und du kamst gerade rechtzeitig mit den Pferden!«, ergänzte Uthman. »Ohne die wären wir vielleicht gar nicht entkommen – zumindest nicht so schnell.«

»Ja, auch du hast dich wacker geschlagen, mein Sean«, meinte Henri. »Du warst behände und mutig. Ich habe mindestens fünf Spieße gezählt, deren Stoß dich verfehlte, fünf Spieße, die an der Häusermauer zerbrachen. Und wie die waffenlosen Soldaten daraufhin davonrannten!«

»Wir haben uns alle gut aus der Affäre gezogen«, sagte Uthman. »Und niemand von uns ist verletzt worden, das ist das Wichtigste.«

»Ich frage mich, wer die Soldaten auf unsere Fährte gebracht hat«, überlegte Henri. »Woher konnten die Spitzel wissen, dass wir in Marseille sind?«

»Sie wussten es nicht mit Bestimmtheit«, erklärte Sean. »Sie haben mich beobachtet, weil sie annahmen, wo ich bin, taucht auch ihr bald auf.«

»Und woher wussten sie, wer du bist und dass du in Marseille bist?«, fragte Henri.

»Vielleicht haben sie mich schon seit Quimper im Visier und sind mir gefolgt, weil sie sahen, dass ihr nicht bei mir wart. Sie sind nicht dumm, sie werden geahnt haben, dass ich sie über kurz oder lang zu euch führen würde.«

»Was du ja auch prompt getan hast«, warf Henri missmutig ein. Als er Seans schuldbewussten Blick sah, milderte er seine strengen Worte jedoch ab. »Aber du konntest nichts dafür!«, sagte er. »Du wusstest ja nicht, dass sie dich bespitzelten. Es kann übrigens durchaus sein, dass ich selbst an der Verfolgung schuld bin. Geoffroy de Charney, der Adlige aus Lirey, könnte uns die Soldaten auf den Hals gehetzt haben. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr überzeugt mich diese Theorie. Charney konnte nicht verwinden, dass ich sein Grabtuch nicht als echt anerkannt habe und dass ich es vorzog, meinen Freunden beizustehen, statt in seiner Gesellschaft zu verweilen. Er ist der einleuchtendste Kandidat für einen Verräter, weil er wusste, dass ich mit euch in Aigues-Mortes zusammentreffe.«

»Aber die Spitzel lauerten in Marseille auf uns!«

»Sie konnten eins und eins zusammenzählen. Es lag nahe, dort zu sein, wo du auf uns gewartet hast, weil wir irgendwann schon dorthin kommen würden, von woher auch immer.«

»Gut, aber was machen wir jetzt?«, fragte Joshua, der wie immer der Nüchternste von allen war.

»Gehen wir nach Marseille zurück, und kämpfen wir noch einmal!«, sagte Sean vorlaut. »Das hat mir so großen Spaß gemacht!«

»Das kann nicht dein Ernst sein!«, protestierte Joshua. »So ein Kampf geht nicht immer so glimpflich ab wie der letzte. Wir können unserem Herrgott danken, dass nichts Schlimmes passiert ist, er hat seine Hand über uns gehalten. Es ist ein Wunder!«

»Das ist es!«, sagte Henri. »Und deshalb will ich deinen Vorschlag auch nicht gehört haben, Sean! Den Kampf sucht man nicht freiwillig, und vor allem nicht aus Spaß! Er sollte in erster Linie der Verteidigung und einer gerechten Sache dienen, aber niemals aus Übermut begonnen werden!«

»Ich verstehe«, erwiderte Sean kleinlaut.

Uthman warf ein: »Nach Marseille können wir auf keinen Fall zurück. Denn jetzt werden auch die Stadtsoldaten aufmarschieren und sich gegen uns stellen. Keine Stadt kann dulden, dass sich Bürger gegen ihre Büttel auflehnen, auch wenn das Recht auf ihrer Seite ist. Sie werden uns suchen und finden – und einsperren.«

»Das fürchte ich auch. Es macht keinen großen Unterschied, ob wir nach Marseille zurückgehen oder im feindlichen Frankreich bleiben«, meinte Joshua. »Hier ist es zu gefährlich für uns, die Spitzel lauern überall. Egal, wo wir uns aufhalten, früher oder später finden sie uns.«

»Nicht, wenn wir weiterziehen«, sagte Henri. »Wir sind schon ein gutes Stück landeinwärts gekommen. Unsere Verfolger haben wir vorerst abgeschüttelt, aber wir müssen auf der Hut bleiben. Ich schlage vor, wir brechen gleich wieder auf, schlafen können wir woanders. Wir löschen das Feuer und begeben uns in unwegsameres Gelände. Vielleicht finden wir eine Felsenhöhle. Dort können wir uns den Tag über verstecken. Und dann sehen wir weiter.«

»Wie ist die politische Lage in der Provence?«, fragte Uthman. »Können wir sicher sein, dass König Philipp uns nicht weiterverfolgen lässt?«

»Das können wir nicht«, erklärte Joshua. »Das französische Königshaus hat hier zwar keine Machtbefugnisse, aber dieser Umstand hat uns ja auch in Marseille nicht viel geholfen. Es kann also durchaus sein, dass man versuchen wird, uns gefangen zu nehmen. Wir waren zu lange im Ausland, um einschätzen zu können, ob das englische Lehen in der Provence noch wirksam ist. Und die hiesigen Fürsten können eigentlich auch nicht dulden, dass sich Aufrührer und Ketzer hier frei bewegen. Und für solche halten sie uns.«

»Also müssen wir uns wieder einmal tarnen«, meinte Henri. »Wir brauchen eine neue Verkleidung, die uns Sicherheit bietet. Eine, die nicht rasch zu durchschauen ist und die wir daher längere Zeit beibehalten können.«

»Ich habe schon eine Idee!«, meldete sich Sean.

Doch Henri wollte im Moment nichts davon hören. »Lasst uns morgen darüber sprechen«, entschied er. »Jetzt brechen wir auf. Joshua, du löschst das Feuer. Sean, mach die Pferde bereit. Uthman und ich sehen uns noch einmal in der Umgebung um. Sicher ist sicher.«

Bei dem Dorf Cabries machten sie eine Höhle ausfindig, die ihren Bedürfnissen entsprach. Buschwerk verdeckte den Eingang, der in fünf Metern Höhe über einen aufgeschichteten Haufen kleiner Felsbrocken zu erreichen war. Sie hatten einen guten Überblick über die lange, gerade Felsschlucht, durch die sie gekommen waren. Ein Bach floss durch die Schlucht nach Süden ab, der klares Trinkwasser mit sich führte. Und als Uthman auch noch mit einem kraftvollen Steinwurf eine Wildente erlegte, die lange zappelte, bevor er ihr den Hals umdrehte, konnten sie tief im Höhleninneren an einer gemütlichen Feuerstelle eine sättigende Mahlzeit zubereiten.

Sean schlief danach sofort erschöpft ein. Die Gefährten berieten am Höhleneingang, wie sie nun weiter vorgehen sollten.

»Wir könnten nach Aigues-Mortes gehen«, schlug Uthman vor. »Dort, wo wir ursprünglich ohnehin hinwollten. In der Stadt haben wir alle Möglichkeiten, uns über das Meer abzusetzen.«

»Aber wohin?«, sagte Joshua. »Das Meer erweckt immer den Anschein von Offenheit und Freiheit. Aber man muss sich doch für eine Richtung entscheiden. Und schließlich kommt man irgendwo an – und die Frage nach dem Wohin stellt sich erneut. Ich bin es leid, schon wieder eine Schiffsreise anzutreten.«

»Wir könnten in Frankreich bleiben«, überlegte Henri. »Zwar müssen wir vor den Häschern des Königs untertauchen, das ist klar. Aber mir ist es lieber, im Land zu bleiben. Ich will herausfinden, was aus den Resten des Templerordens geworden ist. Gerade nach dem gestrigen Zwischenfall mit den Soldaten drängt es mich, die versprengten Brüder zu sammeln und den Widerstand gegen das französische Königshaus erneut zu entfachen. In der letzten Zeit fühle ich mich mehr und mehr gedrängt, gegen Willkür und Ungerechtigkeit zu kämpfen.«

»Du suchst die Gefahr, Henri?«, fragte Joshua zweifelnd. »Das kann nicht dein Ernst sein. Denkst du nicht daran, wie schnell du darin untergehen kannst? Nicht immer werden wir so viel Glück haben wie bisher.«

»Ich weiß, mein Joshua! Aber ich laufe nicht davon. Ich bin ein Tempelritter. Was soll ich anderes tun als kämpfen? Es scheint mir eine verdienstvolle Aufgabe zu sein, das uns zugefügte Unrecht wieder gutzumachen, indem ich versuche, den Tempel in Ehren wieder zu errichten. Es soll ein neuer Tempel sein, der für Verständnis und Gerechtigkeit unter den Religionen und Rassen eintritt.«

»Das ist gewiss ehrenvoll«, bestätigte Uthman. »Aber es ist in erster Linie dein Kampf. Wenn wir zusammenbleiben wollen, müssen wir ein gemeinsames Ziel verfolgen. Du kannst natürlich auch allein kämpfen, dann gehen Joshua und ich nach Spanien zurück. Aber hast du in der Nacht nicht selbst gesagt, man solle nur kämpfen, wenn es nicht anders geht? Für mich sind die Studien in Cordoba wichtiger als der Aufbau des Templerordens. Ein Mensch, der studiert, ist ein besserer Mensch als der, der kämpft.«

Henri wandte sich seinem jüdischen Gefährten zu. »Was denkst du, Joshua?«

»Ich sagte schon, wir sollten nicht die Kräfte des Schicksals herausfordern, indem wir den Kampf suchen. Ich würde gern in Frankreich bleiben, aber nicht, um hier zu kämpfen.«

Henri seufzte. »Wir sind versprengte Seelen, eine jede in ihren eigenen Fesseln gefangen«, sagte er wehmütig. »Ich fühle mich entwurzelt. Die beste Zeit war die, in der ich tun konnte, was ich gelernt hatte.«

»Bleiben wir im Land und richten uns ein. Du, Henri, kannst versuchen, dir einen Überblick über die politische Lage zu verschaffen. Vielleicht gibt es ja ein größeres Bedürfnis, den Tempel wieder aufzubauen, als uns zurzeit bewusst ist – auch bei friedliebenden Menschen, solchen, die sich nach einer gerechten, aufrichtigen Ordnungsmacht sehnen. Und wenn es so sein sollte, dann bist du der Einzige, der dieses Ziel verwirklichen kann. – Jedenfalls sollten wir zusammenbleiben.«

»Das sehe ich auch so«, stimmte Uthman dem jüdischen Gefährten nickend zu. »Wir ziehen ein Stück nach Norden, ins Landesinnere, und dort richten wir uns ein.«

»Wir könnten nach Nordwesten gehen«, schlug Joshua vor. »Dort sieht es fast so aus wie im Land der Khasaren. War es dort nicht paradiesisch? Ich habe mich jedenfalls wohl gefühlt

wie lange nicht mehr – von den Gefahren einmal abgesehen. In der Camargue sind die Verhältnisse auch ganz ähnlich.«

»Welche Stadt gibt es dort?«, fragte Uthman. »Denn eine Stadt sollte es schon sein, die uns beherbergt. Ich möchte nicht in Sümpfen und Erdhöhlen hausen.«

»Gehen wir nach Arles!«, ertönte plötzlich eine Stimme aus dem Höhleninneren. Sean war erwacht. »Es ist eine schöne Stadt. Dort gibt es zahlreiche Minnesänger und Gaukler, zudem einen Sängerwettbewerb und ständig irgendwelche Feste. Am besten verkleiden wir uns als fahrende Sänger! Eine perfekte Tarnung!«

»Als Minnesänger?« Uthman verzog ungläubig das Gesicht.

»Und Henri soll wohl sein Schwert zum Singen bringen!«, amüsierte sich Joshua über den Vorschlag.

»Nein«, sagte Sean, der jetzt mit vom Schlaf noch ganz zerzausten Haaren und zerknitterten Kleidern näher trat. »Die Schwerter werden wir ablegen. Wir werden ganz friedlich auftreten. Das jedenfalls ist die Konsequenz, die aus Henris Lektion von letzter Nacht zu ziehen ist, denke ich.«

»Sieh an, ein folgsamer Knappe«, sagte Henri. »Dein Vorschlag scheint mir nicht schlecht zu sein. Zwar eigne ich mich kaum als Sänger. Aber die Tarnung wäre wirklich gut, niemand würde uns unter den Troubadouren vermuten. Und zumindest Sean hat ja auch eine gute Singstimme.«

»Dann gib uns doch einmal eine Kostprobe von deiner Kunst«, schlug Joshua vor.

Das brauchte der Knappe nicht zweimal zu hören. Sogleich stellte er sich in Positur und trug, wie könnte es anders sein, eines seiner selbst gedichteten Liebeslieder vor. Schon nach einigen Takten mussten die Gefährten zugeben, dass Sean tatsächlich eine passable Stimme besaß, die recht melodisch klang. Dem Ende seines Liedes lauschten sie fast schon hingerissen:

So dachte ich gleich an Blumenwiesen, mein Herz ward still von Schmerz gequält, doch hatte ich meinen Sinn nicht verloren für Kränze. Ganz gleich, ob farbig oder fahl, ich wand den Kranz für Angélique...

»Du wirst uns bestens mit deinem Gesang ernähren können«, sagte Henri schmunzelnd, nachdem Sean geendet hatte. »Ich denke, unser weiterer Weg steht damit fest. Wir machen es, wie Sean es vorgeschlagen hat. Wir reisen nach Arles.«

Uthman und Joshua nickten zustimmend. Und wie zur Bestätigung wieherten die Pferde, die ebenfalls in der Höhle Platz gefunden hatten.

In der Camargue schien der Herbst noch einmal den Sommer zurückbringen zu wollen. Mit jedem Tag wurde es wärmer. Schwärme von Kranichen schienen nicht aufzubrechen, sondern sich häuslich einzurichten, als hätten sie ihr Winterquartier bereits erreicht. Auch die Flamingos hielten sich am Wasser auf. Reglos standen sie in der Sonne, die schon tief stand, aber kräftig brannte, und ließen sich das Gefieder bescheinen.

In den Nächten sahen sie jetzt den Schweif des Kometen. Nacht für Nacht leuchtete er heller, und er schien immer näher zu kommen. Sein Kopf begann, blutrot zu leuchten. Unaufhaltsam schob sich das Ungetüm heran, und niemand wusste, was es bringen würde.

Immer wenn hinter den Hügelkuppen und Felsen die Sonne aufging, brachen die Gefährten auf. Den Kometen, den das Tageslicht verschluckte, vergaßen sie rasch. Vor ihnen erstreckte sich eine flache Landschaft, in deren unzähligen Wasserlachen, Rinnsalen und Seen das Herbstlicht glänzte.

Die Freunde ritten jetzt nach Westen. Auffallend viele neue Klöster wurden hier gebaut. Als sie die Handelsstraße nach Nîmes überquerten, um durch die Sümpfe der Camargue weiterzureiten, trafen sie Abt Martin, einen Franziskaner, der

ihnen in Südfrankreich schon mehrmals begegnet war und mit dem Tempel sympathisiert hatte. Der Geistliche lud die Gefährten in sein Kloster ein.

Dort angekommen staunten sie nicht schlecht über die Größe des Bauplatzes – denn ein solcher war das Kloster noch. Nur die Abtei mit ihren blumengeschmückten Fenstern und die Kapelle waren bereits fertiggestellt. An der im neuen Stil konzipierten, hoch aufragenden Kirche wurde noch gebaut. Ansonsten gab es Ställe, einen Fischweiher und einen Taubenschlag. Und in einigen halbfertigen Wirtschaftsgebäuden lagerten Nahrungsmittel für den anbrechenden Winter.

Abt Martin, der die heimliche Hoffnung hegte, dass man das Kloster nach ihm benennen würde, führte sie herum. Auf die noch im Bau befindliche Kirche war er besonders stolz. Eine erste Weihe der Kapelle hatte er bereits vornehmen können. Doch es war noch viel zu tun. Abt Martin führte die Gefährten zu den Fundamenten der Kirche, wo neben etwa hundert Bauarbeitern und Steinmetzen auch Laienbrüder beschäftigt waren. Hier und da sah man sogar Mönche arbeiten, was für Franziskaner recht unüblich war. Die Fundamente der Säulen und tragenden Wände standen bereits, ebenso die mächtigen Sockel des Chors. Während die Gefährten diese wohl ausgeführte Arbeit bestaunten, erklärte Abt Martin ihnen, wie das fertige Gebäude aussehen sollte. Es sollte ein imposanteres Gotteshaus werden als alles bisher Dagewesene.

»Als Franziskaner glauben wir, dass ein mächtiges, standhaftes Kloster den Glauben der Menschen festigt«, erklärte er. »Das Volk braucht etwas Erhabenes, nichts Kleines, Geducktes. Wir müssen auch in unseren Bauwerken zeigen, dass wir mit aller Macht, die wir besitzen, zu Gott streben.«

»Solche Kirchen gibt es in Frankreich schon!«, meldete sich Sean vorwitzig zu Wort. »Ich sah sie in der Bretagne. Und in Paris, in Burgund, in Chartres, in Reims.«

»Du bist viel herumgekommen, mein Sohn«, entgegnete der Abt milde. »Dann verstehst du sicher, dass es jetzt gilt, auch hier im Süden solche Herrlichkeiten zu errichten.«

»Wie kommt Ihr an das nötige Geld, wer bezahlt diese teuren Bauvorhaben?«, erkundigte sich Joshua vorsichtig.

Abt Martin lächelte den etwa gleichaltrigen Juden zufrieden an. »Wir haben einen Kreuzzug eingesparrt. Mit dem Geld, das uns die Fürstenhöfe der Champagne und Rom dafür zur Verfügung gestellt hatten, können wir jetzt Kirchen bauen.«

»Das ist wahrlich gottgefälliger«, murmelte Uthman.

»Und ist eine solche Kirche nicht selbst eine Art Jerusalem?«, fragte der Abt. »Der Himmel, die heiligste aller Stätten, ist darin jedenfalls gegenwärtig. Dank unserer neuen Kirchen können wir daher jeden Kreuzzug vergessen, denn Pilgerfahrten ins Heilige Land werden unnötig. Das Volk wird hierher pilgern und die Absolution erhalten.«

»Eine begrüßenswerte Idee«, nickte Henri. »Zumal Ihr selbst Hand an das Werk legt. Bislang nahm es mich nicht unbedingt für die Franziskaner ein, dass sie stets die Konversen für sich arbeiten ließen. Zur Ehre Gottes sollten wir alle dieselben Dienste verrichten.«

Der Abt überhörte Henris Einwand und fuhr in seinem Vortrag fort. »Für unsere Reliquie, einen großen, wundertätigen Splitter vom Kreuz des Herrn in Golgatha, gewährte uns der Heilige Vater in Rom einen großzügigen Vorschuss. Ich hege jedoch keine Sorge, dass wir das Geld nicht zurückzahlen können, denn die zu erwartenden Pilgerströme werden uns reichlich Einnahmen bescheren, sodass wir Rom nichts schuldig bleiben werden. Wir hoffen auch auf großzügige Stifter aus der Region, Kaufleute und

Schiffseigner, die sich den Schutz des Himmels sichern wollen. Wir trugen den Kreuzessplitter schon in die Kleinstädte der Umgebung und erhielten Geschenke.«

Die Vorstellung vom baldigen Ruhm seines Klosters hatte den Abt offenbar stark erhitzt. Er wischte sich mit dem Handrücken über die schwitzende Stirn und führte die kleine Gruppe weiter. Überall markierten in den Boden gerammte Kreuze die Grenzen der Klosteranlage. Noch musste Torf gestochen und der Sumpf durch Gräben trockengelegt werden, bevor die restlichen Bauvorhaben in Angriff genommen werden konnten. Anschließend würde das Kloster der einzige urbare Ort in der Umgebung sein. Der Transport des Baumaterials bereitete offenbar große Schwierigkeiten. Das Felsgestein für das Mauerwerk wurde in Steinbrüchen geschlagen, die in den Bergen lagen. Von dort aus mussten sie auf Karren durch die Sümpfe transportiert oder auf zusammengebundenen Baumstämmen zum Bauplatz gerollt werden. Die Stämme konnten später für die Dachausbauten verwendet werden.

Die Gefährten bewunderten die perfekte Zusammenarbeit und das harmonische Miteinander der vielen am Bau beteiligten Menschen: Steinmetze bearbeiteten große Felsbrocken grob mit Schlageisen oder kleine Steine, die Ornamente tragen sollten, sorgfältig mit Klöppeln oder Reibeisen. Maurer rührten in Trögen Mörtel an, der in Körben über Laufschrägen dorthin getragen wurde, wo man ihn brauchte. Einzelne Holzkräne, die die Arbeit in der Höhe erleichtern sollten, waren schon in Stellung gebracht, aber noch nicht in Betrieb genommen worden. Am Rande des Baugeländes standen schlichte Holzhütten, in denen die Arbeiter und deren Familien für die Dauer des Baus zusammen wohnten. Vor diesen Hütten sprangen Kinder und einige Hunde herum.

Den Gefährten erschien das Leben auf dem Bauplatz wie ein Sinnbild des menschlichen Daseins. Ein halb planvolles Herumlaufen von Menschen auf einem zugewiesenen Platz unter dem strengen Blick des Himmels.

Abt Martin schwärmte: »Ich sehe unsere Kirche bereits fertig vor mir stehen. Es ist, als habe der Herrgott mir die Gabe verliehen, in die Zukunft blicken zu können.«

»Habt Ihr den Kometen auf Eurer Seite?«, fragte Uthman plötzlich, und der eben noch verzückt wirkende Blick des Abts trübte sich.

»Ihr sprecht ein recht heikles Thema an«, entgegnete er. »Der Komet bereitet uns ein wenig Sorgen. Deuten wir sein Erscheinen richtig? Handelt es sich um einen guten Sendboten des Himmels? Oder haben wir Sünden auf uns geladen und werden nun bestraft? Ich weiß es nicht.«

»Wartet mit dem Weiterbau besser, bis dieser Wanderstern weitergezogen ist«, riet Henri. »Sollte uns der Komet übel gesinnt sein, spart ihr euch möglicherweise eine doppelte Arbeit. Denn wenn er auf uns fällt, wird alles einreißen, was ihr bis dahin gebaut habt.«

Der Abt schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Ich kann unmöglich öffentlich eingestehen, dass wir den Bau des Klosters nicht von unserem Willen, sondern von einem Naturschauspiel abhängig machen. Nach außen hin muss ich die Meinung vertreten, dass wir uns nichts haben zuschulden kommen lassen und deshalb unbesorgt weiterbauen können.«

»Ist das klug?«, fragte Henri. »Eure Einstellung beeindruckt vielleicht die einfachen Leute. Aber ist sie verantwortlich?«

»Wir bauen weiter«, sagte der Abt. »Und wir lassen uns auch nicht von dieser aufwendigen neuen Bauart abbringen, die von Anfang an geplant war. Unsere Kirche soll ein strahlendes geistiges Sinnbild sein. Durch die wunderbaren hohen Fenster werden wir das ewige Licht einfangen, alles wird durch sie

erstrahlen! Die Kreuzform des Mauerwerks wird die göttliche Menschengestalt symbolisieren, und die zwölf Apostel werden in ebenso vielen Jochen versinnbildlicht werden. Unser Herr Jesus Christus kann dann in unsere Kirche einziehen und für immer in ihr wohnen.«

Sean blickte ängstlich zum Himmel hinauf, aber es war taghell, und der Komet war nicht zu sehen. Gerade diese Tatsache jedoch ließ ihn noch weitaus unheimlicher und bedrohlicher erscheinen als jedes sichtbare Ungetüm.

Die Gefährten übernachteten im Kloster. Aufgewühlt durch das Gespräch über den Kometen, schreckten sie alle mehrmals aus dem Schlaf auf und blickten durch die vorhanglosen Fenster. Aber der Himmel war bedeckt und gab seine Geheimnisse nicht preis.

Gleich bei Sonnenaufgang zogen die Gefährten weiter. Der Abschied von Abt Martin war kurz und herzlich, man wünschte sich gegenseitig gutes Gelingen für alle zukünftigen Vorhaben. Der Abt hatte gewusst, dass Henri de Roslin Templer gewesen war. Aber über den größten Justizskandal der Geschichte, die Anklage und Verurteilung des bedeutendsten geistlichen Ordens der Christenheit, die nur durch gekaufte Zeugenaussagen möglich gewesen waren, hatten sie nicht gesprochen.

Während er sich im Pferdesattel umdrehte und noch einmal zurückblickte, hoffte Henri, das Kloster mit der neuen Kirche eines Tages wirklich in der Form sehen zu können, die Abt Martin vorschwebte. Aber bis dahin war es noch ein weiter Weg. Und wie viele große Kirchen hatte er nicht schon gesehen, die falsch berechnet und eingestürzt oder von Unglücken und Gewalt vernichtet worden waren.

Wenig später kamen die Gefährten durch ein verlassenes Dorf. Wie sie von einem zurückgelassenen wirren Greis erfuhren, waren die Einwohner vor der lodernden Himmelsfackel geflüchtet. Diesen Leuten bereitete der Komet offensichtlich mehr Sorgen als Abt Martin. Nachdem sie durch zwei weitere menschenleere Ortschaften geritten waren, in denen Plünderer die letzten Hinterlassenschaften der ehemaligen Bewohner geraubt hatten, sehnten sie sich nach einer großen Stadt, die von der Lebenslust und Tatkraft ihrer Bewohner erfüllt war.

Doch erst nach einer weiteren Tagesreise erblickten sie die Stadtmauern von Arles. Die Gefährten waren guten Mutes. Nach all den Gefahren der letzten Zeit fühlten sie sich augenblicklich sicher. Solange sie zusammenhielten, konnte ihnen nichts geschehen.

Arles glitzerte im Licht der strahlenden Herbstsonne. Die Stadt bildete ein längliches Viereck aus hellbraunen und gelben Mauern und viel grün gestrichenem Holz. Kleine Gärten befanden sich hinter einstöckigen Häusern. Es gab einen Bischofspalast außerhalb der Stadtmauern im äußersten Nordwesten, dort, wo auch eine lang gezogene römische Gräberallee begann, die sich wie eine Schneise durch die gesamte Stadt zog. Dem Palast gegenüber, ebenfalls jenseits der Stadtmauer, ragten die Türme der hoch aufragenden Kathedrale Saint-Trophime empor, die Henri an Templerkirchen erinnerte, die er aus dem Morgenland kannte.

Kurze Zeit später ritten die Gefährten in ein Stadtzentrum ein, wie sie es noch nicht gesehen hatten. Der innere Bereich von Arles war in ein riesiges zweistöckiges Amphitheater hineingebaut worden. Kreisrund angelegt, standen die Häuser aus der Zeit der römischen Besatzung in Schichten wie bei einer großen Zwiebel, die äußerste Hülle wurde von den Arkaden des Theaters gebildet. Viereckige Wachtürme spähten

in die flache rötliche Landschaft. Zahlreiche künstliche Wasserläufe durchzogen die ebenen Straßen und sogar die Säulengänge vor den Häuserfassaden. Mittels kleiner Wehre reguliert, ließ man das Wasser stetig laufen. An den Wehren befanden sich auch die Werkstätten der Gerber und Häuteschaber.

In den engen Vierteln der Innenstadt waren Fleischhauer und Bäcker, Schneider und Kräuterhändler zu Hause. Die Hauptstadt der Provence machte einen äußerst belebten, aber ruhigen Eindruck, die Menschen wirkten gelassen. Auf dem zentralen Platz befand sich eine alte Holzkirche neben einem Rathaus mit einem Steinfundament, ein deutliches Anzeichen für ein erwachtes bürgerliches Selbstbewusstsein. Nachdem die Ankommenden eine Straße passiert hatten, in der Münzer ihre Werkstätten besaßen und das melodische »Pink-Pink« der Hämmerchen auf Metall den Ton angab, standen sie vor einer Reihe von Wirtshäusern.

Jenes mit dem Namen »Zur fetten Mamsell« gefiel ihnen am besten. Die Wirtin, die der Herberge den Namen verliehen hatte, kam ihnen sogleich entgegengestürzt, wischte sich ihre verschmutzten Hände an der Schürze ab und führte sie in den Gastraum.

»Es gibt Kutteln vom Schwein und Nierchen in Soße«, dröhnte sie. Die Fettpolster in ihrem Gesicht verhinderten, dass sie ihren Mund schließen konnte. »Setzt euch!«

Joshua und Uthman schüttelten sich angewidert ob dieses Angebots. Henri und Sean hingegen aßen mit großem Appetit, während die beiden anderen sich nach längerem Verhandeln einen Plattfisch braten ließen. Die Wirtin schien zu ahnen, warum die beiden ihr Schweinefleisch abgelehnt hatten, aber sie ging nicht weiter darauf ein.

Nach dem Essen bezogen die Gefährten ihre Zimmer. Sie waren geräumig und sauber und rochen nach Obstessig. Auch

Sean bekam eine eigene Kammer und legte sogleich sein Mandyllion mit dem Antlitz von Angélique auf das mit Stroh gefüllte Schlafkissen. Die schöne Varende aus Marseille hatte er schon fast vergessen. Nur einmal noch sah er sie in Gedanken ganz kurz neben ihrem Vater in der Werkstatt sitzen, wo er einen letzten Blick in ihren Ausschnitt werfen konnte. An den frechen Jacques hingegen dachte er schon lange nicht mehr.

Sean setzte sich an die Fensterluke und zog seine Flöte hervor. Leise begann er, ein verträumtes ruhiges Lied zu spielen. Dabei konnte er beobachten, wie auf dem Platz vor der Herberge bald ein geschäftiges Treiben anhub.

»Ein Sängerfest«, erklärte die fette Mamsell, als die Gefährten wieder in den Gastraum kamen. »Wir haben es hier jedes Jahr zu dieser Zeit.«

Nach einem Augenblick des Zögerns erklärte Henri: »Das wissen wir. Genau deshalb sind wir nach Arles gekommen.«

»Aber noch ist nicht geklärt, ob es wirklich stattfinden darf. Die Stadtregierung wittert Unbill, denn manchen Sängern wird vorgeworfen, Rebellion und Ungehorsam anzustiften. Einer von ihnen soll sogar ein Templer gewesen sein.«

»Was Ihr nicht sagt«, entgegnete Henri mit gespielter Verwunderung. »Kennt Ihr ihn?«

»Er nennt sich Kyot d'Arles. Gesehen habe ich ihn allerdings noch nicht.«

»Ich habe von ihm gehört! Er ist ein berühmter Sänger. Ich wollte ihn schon immer einmal treffen.«

»Wieso? Seid Ihr etwa auch ein Unruhestifter?«

»Sehe ich so aus?«

»Ich brate heute Abend Spanferkel. Kommt und esst, denn die nächsten Tage werden anstrengend. Und euren Freunden koche ich Forellen in Sud, so viel sie essen können.«

Am Abend wurde Arles noch in das warme Licht der provenzalischen Sonne getaucht. Doch bevor die Nacht hereinbrach, die in dieser sonnenüberfluteten Landschaft besonders finster und kalt zu sein schien, entzündeten die Bewohner lodernde Feuer, an denen sie sich wärmen konnten. An diesem Abend wurden auch zahlreiche Sänger von ihrer Wärme angelockt.

Ein Sängerpokalstreit heizte die Stimmung an. Jemand sang zur Laute ein Fürstenlob, der nächste trug ein gereimtes Rätselspiel vor, ein Dritter gab eine Totenklage auf einen Helden. Der Gesang der Dichter klang wunderbar, Sean war hingerissen. In Gedanken spielte er die gehörten Melodien auf seiner Flöte nach. Die Gefährten gaben sich der besonderen Stimmung hin, in der nichts Feindseliges lag. Ein Streit unter Dichtern wurde nicht mit Waffen ausgetragen.

»Dieser Wettstreit sollte uns ein Beispiel sein«, sinnierte Uthman. »Auch hier können Siege errungen werden – jedoch ohne Blutvergießen.«

Rund um das größte Feuer auf dem Marktplatz maßen sich nun vier Sänger in der Lobpreisung hoher Herren. Sie trugen Bundhosen und bunte Jacken mit allerlei Bändern. Einer von ihnen, ein Provenzale, rühmte den verstorbenen König Philipp den Schönen. Die Gefährten sahen sich zweifelnd an und überlegten, ob sie diesen Vortrag bis zu Ende hören sollten, aber da Sean unbedingt weiter zuhören wollte, blieben sie. Die Zuschauer bedachten alle Vorträge mit lautem Applaus. Den lautesten erhielt ein lothringischer Sänger, der einen Herrn deshalb lobte, weil er seine Frau besonders heftig liebte. Jetzt klatschten auch die Gefährten.

Seans Blicke flogen über die anwesenden Zuhörer. Besonders bei den vielen Zuhörerinnen verweilte er länger. In Arles gab es wunderschöne Mädchen mit Mandelaugen und langen,

geschmeidigen Gliedmaßen. Sean scheint Angélique mittlerweile vergessen zu haben, dachte Henri. Er wurde jedoch im gleichen Augenblick eines Besseren belehrt.

»Kannst du mir nicht auch so schöne Liebeslieder schreiben wie jene, die hier vorgetragen werden, damit ich Angéliques Liebe zurückgewinnen kann?«, flüsterte Sean ihm leise ins Ohr.

»Wie stellst du dir das denn vor?«, entgegnete Henri verdattert. »Ich bin doch kein Dichter! Das fehlte noch!«

»Aber ich weiß, dass du es kannst! Willst du es nicht mir zum Gefallen versuchen? Ich wäre dir so dankbar!«

»Und wie willst du mir, für den Fall, dass es klappt, deinen Dank beweisen?«

»Nenne mir eine Bedingung, Meister!«

»Gehorsam!«

»Gut. Gehorsam. Unbedingten Gehorsam immer und überall.«

»Nun übertreibst du. Sei gehorsam da, wo es Not tut. Das genügt.«

»Du wirst also für mich dichten?«

Henri überlegte einen Augenblick. »In das Dichterkleid zu schlüpfen, wäre eine perfekte Tarnung. Aber ich denke... Nein, das ist unmöglich. Das würde mir nie gelingen.« Henri schüttelte den Kopf und schien Seans Vorschlag schon abgelehnt zu haben, als er plötzlich rezitierte: *»Ich sage Liebe, fände man den wahren Grund dafür, der wäre dieser: Männermund an Frauenmund, diese Lockung, ohne Absicht, zu betrügen. Etwa in der Art?«*

Sean starrte ihn begeistert an. »Ja! Wunderbar! Ich bekomme Angélique zurück! War das von dir?«

»Nein, von einem deutschen Dichter namens Heinrich von Weißensee. Es fiel mir gerade ein.«

»Ach so!« Sean blickte enttäuscht.

»Aber lass dich doch nicht so vorschnell entmutigen, mein Knappe! Ich kann es ebenso.«

»Zeig es mir, Meister Henri!«

Henri de Roslin holte tief Luft, blickte zu den Sängern am Feuer hinüber und sang mit seinem kräftigen Bariton: *»Wer wenig sät, der erntet schlecht... und wenn du dir Erfolge in der Liebe wünschst, dann säe auf einem Boden, der tausendfache Früchte trägt...im Acker der innigen Gefühle...In einem Acker aus bloßen Gedanken bleibt jeder gute Samen trocken.«*

»Das war die erste Strophe«, sagte Sean mit glänzenden Augen. »Jetzt die zweite.«

Henri räusperte sich. *»Liebe, die sich nicht bewährt... sie ist fürs Höllenfeuer reif... ist Hagelschlag für Wert und Würde... drum mühe dich darum... die Liebe zu erhalten... und kämpfe um dein Herz.«*

»Angélique! Ich komme zurück! Mit diesen Liedern werde ich dein Herz erneut gewinnen«, rief Sean überglücklich. Dann begann er, Henris Worte nachzusingen, und spielte dazu auf einer Laute, die ihm einer der Umstehenden kurz geborgt hatte.

Uthman und Joshua mussten lachen, aber es war ein freundschaftliches Lachen. »Du solltest noch ein wenig üben. Dein Gesang muss besser werden«, sagte Joshua schließlich.

Nach einer Weile sprach einer der Umstehenden die Gefährten an. Es war ein Mann mittleren Alters, der sich als Waffenherold außer Dienst aus der Champagne vorstellte. Sein breiter Mund wurde von einem Dauerlächeln belagert.

»Dieser Junge scheint mir begabt«, sagte er. »Ich will ihn anstellen. Er erhält bei mir eine Ausbildung, und ich schicke ihn zur Domschule, wo er in den *Septem artes liberales* unterrichtet wird. Er wird die Schulpoetik studieren und ein großer Dichter werden.«

»Sean of Ardchatten erhält bereits eine Ausbildung«, entgegnete Henri. »Er ist mein Knappe.«

»Oh, dann seid Ihr ein Ritter?«

»Ein Ordensritter.«

»Herrje, wie aufregend. Welchem Orden gehört Ihr denn an?«

Uthman blickte Henri warnend an. Aber der war vorsichtig. Er sagte: »Dem Orden der Edinburger Sangesleute.«

»Oha! Davon habe ich ja noch nie etwas gehört. Wo gibt es denn so was?«

»Bei uns in Edinburgh gibt es so was.«

»Hört, hört!«

Der Wappenherold zog sich zurück. Aber nach einer Weile sahen die Freunde, dass er sie unaufhörlich beobachtete, und später steckte er mit Unbekannten den Kopf zusammen.

Rund um das Feuer sangen die Dichter weiter. Jetzt sprangen drei junge Frauen in den Kreis und drehten sich zur Leiermusik. Eine von ihnen war besonders hübsch. Als sie um das Feuer sprang, schien auch auf ihrem Kopf ein Feuer zu lodern. Mit ihren rotblonden Haaren und dem schlanken, aber sehr weiblichen Körperbau zog sie die begehrliehen Blicke aller Männer auf sich. Sean kannte sie. Wenn er sich nicht täuschte, hatte er sie mehrmals in Marseille gesehen, sie war die Tochter eines Stadtboten und hieß Lucinde.

Ein Dichter sang am Feuer mit melancholischer Stimme: »... *Der Freund des schwankenden Gemütes, er ist völlig schwarz gefärbt... und gleicht auch bald der Finsternis... dagegen hält sich an das Lichte, der innerlich gefestigt ist...*«

»Singen sie nicht alle wunderbar?«, sagte Sean zu Henri. »Mir scheint jedoch, der Ursprung allen Gesangs liegt nicht in der Schönheit der Melodien verborgen, sondern im Übersäumen der Gefühle. Die Liebe ist seine Ursache, die man nicht anders ausdrücken kann als dadurch, dass man singt. Ist es nicht so, Herr Henri? Jene, die dort singen, klingen nun

aber, als läsen sie die Ankündigung eines Stadtkommandanten vor.«

Henri lachte. »So schlimm ist es wohl nicht.«

Sean überlegte einen Moment, dann fragte er: »Was würdest du spontan dichten, wenn es um die Liebe ginge?«

»Ich besitze die Seele eines Mönchs, Sean. In Dingen der Liebe bin ich nicht ausgebildet, wie du sehr wohl weißt. Das überlasse ich anderen.«

»In dir, Herr Henri, schlummern so viele tiefe Gefühle, dass du inniger von der wahren Liebe singen könntest als alle anderen zusammen!«

»Na, nun übertreibe bitte nicht so maßlos. Ich habe keine Erfahrung in der Liebe. Mit einer Ausnahme, aber...«

»Falkie von Inverness?«

»Ja. Wie lang ist das schon her...«

»Aber wenn du an sie denkst, dann blutet dein Herz, als wäre alles gestern geschehen, nicht wahr?«

»Das ist wahr, mein Sean. Gefühle kennen kein Altern. Sie sind jung und bleiben es.«

»Aber du willst mir nicht davon erzählen?«

»Nein. Es ist besser, zu vergessen.«

»Bitte!!«

September 1285, Falkie of Inverness

Ich brauche Menschen, dachte Henri, die Einsamkeit der Jugend ist ein Fluch, ich muss mich mit Menschen umgeben, ich muss mich den Kumpanen gegenüber öffnen, auch wenn sie mich langweilen. Wer nur Latein und Griechisch lernt, der wird wie ein Stück Lavagestein, kalt, starr und schwarz unter der Sonne. Aber – allzu viele Menschen können auch wieder einsam machen. Was soll ich nur tun? Ich fühle mich fremd in meinem eigenen Körper, und ich weiß nicht, wie ich das ändern soll. Ich hätte so gern ein Mädchen...

Henri schob sich die Kadettenmütze aus der Stirn, der dreizehnjährige Junge spürte, wie er rot geworden war bei den Gedanken, die in ihm aufstiegen. Er hatte Mädchen vor sich gesehen – nackte Mädchen. Zehntausende Mädchen gab es in Schottland, aber er kannte keine von ihnen. Dabei hätte doch schon eine Einzige genügt. Sie sollte sinnlich und lebhaft sein, jung zwar, aber klug und schön, mit allen Vorzügen der jungen Weiber an den richtigen Stellen. Reich musste sie nicht sei. Geld, dachte Henri, bedeutet mir nichts, Geld stillt nicht das Fieber in mir.

An diesem schönen Edinburger Spätsommernmorgen war Henri besonders unruhig. Er öffnete die Türen zur Klosterschule und schloss sie wieder, er konnte sich nicht auf seine Lektüre konzentrieren. Die Welt da draußen lockte ihn mit ihrem prächtigen Farbenspiel. Bevor mein Vater mich endgültig in dieses weit- und lebensferne Kloster abschiebt, muss ich ein Mädchen finden, das ich heiraten kann, dachte

Henri. Ich bin dreizehn... nun gut, dann brauche ich eine, die mindestens zwölf ist... besser wäre natürlich eine Siebzehnjährige, die kennt das Leben schon und kann mich in die Liebe einführen.

Sollte er in eines dieser Häuser gehen, von denen die Älteren erzählten, wo in Hinterzimmern willige Mädchen warteten, die die Beine spreizten? War das nicht besser, als sich selbst abzureagieren, wie er es schon einige Male getan hatte? War das nicht – Henri suchte nach einem passenden Wort – menschlicher? Es war jedenfalls besser, als diese fiebrige Sehnsucht im ganzen schmerzenden Körper zu erdulden, die zuerst verrückt machte und dann todtraurig.

Henri hatte kein schlechtes Gewissen. Wozu war er jung? Er kannte die Alten und die Uralten, Dreißigjährige, die sich im Lauf ihres Lebens immer mehr verflüchtigten, bis sie schließlich irgendwann starben. Auf dem Land war ein Menschenleben besonders kurz. Aber auch die Städter lebten nicht lange. Und manche Söhne starben innerlich schon vor den Vätern. So wollte er nicht werden.

Henri de Roslin fragte an diesem Morgen in Edinburgh nach einem Haus mit willigen Mädchen. Er erhielt Ohrfeigen, und eine ältere Dame rief einen Stadtbüttel herbei. Aber dann kam ein kräftiger junger Mann mit Bart und Pockennarben auf ihn zu, der an einer Ecke auf irgendetwas zu warten schien und Henris Fragen gehört hatte. Er deutete in eine Richtung, und Henri folgte ihm.

Sie gingen durch die schmalen Gassen Edinburghs, deren dicke rotbraune Mauern Henri zu erdrücken schienen. Sie passierten niedrige Arkadengänge, unter denen es nach Abfall roch, und Tore, hinter denen sich Gärten öffneten. Schließlich erreichten sie ein schmales Haus mit rot verhängten Fensterhöhlen.

Der Pockennarbige ging hinein, und Henri staunte, dass er einen Eingangsschlüssel besaß. Gehörte das Haus ihm? Nicht den Mädchen, die darin wohnten? Woher kamen diese Mädchen überhaupt? Wurden sie ausgebildet für das, was sie taten? Und wenn ja, von wem? Henri wagte nicht, dies zu fragen.

Er folgte seinem Begleiter durch einen dunklen Flur, in dem es nach Kürbissen roch. An dessen Ende betraten sie eine dunkle Kammer. Henri konnte nicht viel darin erkennen.

Der Pockennarbige verlangte zwei Silberpence. Henri kramte die kleinen Münzen aus der Hose und gab sie ihm. Anschließend deutete sein Begleiter übertrieben nachdrücklich mit dem Finger in eine Ecke. Henri verstand dies als Weisung, und so ging er in die gezeigte Richtung. Plötzlich hörte er leises Lachen. Er nahm zwei junge Mädchen wahr, die anscheinend nackt auf einem mit Kissen bedeckten Lager knieten.

»Nicht so schüchtern, kleiner Mann«, lockte ein dunkelhaariges Mädchen mit üppigen Brüsten. Henri erahnte ihren Körper mehr, als dass er ihn sehen konnte, er nahm die Spur auf, die zu ihnen hinführte, wie ein Tier, das eine Beute wittert.

Henri blickte den Pockennarbigen fragend an. Der wies mit einer Kopfbewegung zu den Mädchen und stieß ihn grob in ihre Richtung. Henri spürte eine süße, warme Erregung in sich aufsteigen. Er hatte nicht die geringste Vorstellung davon, was nun verlangt wurde. Was sollte er tun? Er ging auf die kichernden Mädchen zu und spürte die immer heftiger werdende Erregung in seinen Lenden. In seinem Kopf brummte es wie in einem Hornissennest.

Hinter ihm fiel die Tür ins Schloss. Henri ging bis zur Bettkante. Die Mädchen glucksten. Henri wollte sich einfach nur auf dieses Lager fallen lassen, zwischen den beiden

kichernden Engeln liegen und alles vergessen. Aber etwas hielt ihn davon ab. Er blieb stocksteif stehen. Da griffen die beiden Mädchen nach ihm, doch er entzog sich ihren Händen. In seinem Kopf drehte sich jetzt alles, und tief aus seinem Inneren heraus hörte er eine Stimme, die ihm sagte, dass er im Begriff stünde, eine Todsünde zu begehen.

Henri drehte sich um und rannte aus dem Zimmer. Er hörte das Lachen der Mädchen und einige unflätige Rufe hinter sich, und ihm war bewusst, dass er eine Niederlage erlitten hatte.

Erst als er wieder auf der Straße stand, blieb er stehen und atmete mehrmals tief durch. Nein, das, was er vorhatte, wäre keine Sünde gewesen. Es wäre das gewesen, was alle taten.

Auch sein Vater und seine Mutter hatten es getan, sonst stünde er nicht hier in den Straßen der Stadt. Henri schwor sich, ein richtiges Mädchen zu suchen. Eines, dem er nicht unterlegen war wie diesen beiden da drinnen, die ihn in seiner Schwäche nur ausgelacht hatten.

»Ich will heiraten«, eröffnete er zwei Tage später seinem Vater. »Ich will eine eigene Familie gründen. Ich will, dass ihr stolz auf mich sein könnt.«

»Du bist dreizehn!«, wies ihn der Vater zurecht.

»Alt genug!«, erwiderte Henri.

»Dennoch, ich habe andere Dinge mit dir vor! Du sollst Gelehrter werden! Bald werde ich Festungskommandant sein, dann werden wir mehr Geld haben, und ich kann dich auf die besten Schulen schicken!«

»Aber ich will leben! Lieben! Ich bin schon so alt!«

»Unsinn!«, sagte der Vater barsch. »Geh jetzt und lerne!«

In diesem Moment trat die Mutter hinzu. »Ich denke, wir sollten für Henri ein Fest veranstalten«, sagte sie milde. »Alle Mädchen, die für dich infrage kommen, mein Sohn, werden erscheinen. Suche dir eine aus! Es ist nie zu früh für die Liebe und die Ehe!«

»Aber Frau, wie kannst du nur?«, schimpfte der Vater. »Er wird nie wieder ein Buch anschauen!«

»Wir haben geheiratet, als ich sechzehn war – und du warst achtzehn! Und? Bist du etwa verantwortungslos geworden? Na also!«

»Er ist noch zu jung«, beharrte der Vater. »Er braucht kein Fest, und es wird auch keines geben. Und jetzt will ich nichts mehr davon hören.«

Vier Wochen später fand das von Henri lang ersehnte Fest auf dem Anwesen der Roslins statt. Henris Eltern hatten keine Ausgaben gescheut. Von nah und fern reisten die Gäste an. Das stille Landgut südöstlich von Edinburgh, an der Straße nach Penicuik, glich einem Heerlager mit runden und spitzen Zelten und flatternden Wimpeln mit den Wappenfarben der Gäste. Diese empfing Henri an der Seite des Vaters. Die Mädchen begutachtete er dabei besonders aufmerksam.

Da war die niedliche Jean. Sie war fünfzehn und gut entwickelt, aber stohdumm; sie kicherte fortwährend. Aliéna war das süßeste Mädchen weit und breit. Ihr einziger Makel war ihr Stottern. Henri hätte darüber hinweggesehen, denn sie gefiel ihm sehr. Aber wenn Aliéna sich beim Sprechen völlig verhedderte, dann trat ein Zug grenzenloser Verzweiflung in ihr hübsches Gesicht, und von ihren Lippen troff der Speichel. Barbie errötete zart, wenn man sie ansprach, als hätte sie soeben jemand geküsst. Sie stand im Begriff, das Schloss und die Ländereien ihrer verstorbenen Eltern zu erben, aber sie war schon fünfundzwanzig Jahre alt, und hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich, dass sie niemals Kinder bekommen könne. Und da waren Fora und Glenn, Zwillingsschwestern, die nur eine einzige Stunde Lebenszeit trennte. Beide waren weißblond und von zärtlichem Wesen, sie hatten Stupsnasen und lange, geschmeidige Glieder. Aber Henri sah rasch, dass er beide würde heiraten müssen, wenn er sich für eine entschied,

denn keine tat einen Schritt ohne die andere. Ellen war stolz und schön, aber obschon sie erst achtzehn war, hatte sie schon zwei Kinder, für die sie nun einen Vater suchte. Auch all die anderen Mädchen, die zum Fest der Roslins geladen worden waren, waren begehrenswert. Aber sie kamen allesamt für Henri nicht in Frage. Der Vater registrierte es befriedigt. Aber die Mutter schüttelte nur traurig den Kopf.

Zuletzt kam Falkie, ein dunkelhaariges, geheimnisvolles Mädchen aus Inverness. Falkie lebte allein in Edinburgh, wohin ihre Eltern, die nahe einer Festung auf dem Land lebten, sie geschickt hatten, damit sie die Sitten der städtischen Gesellschaft kennen lernte. Falkie hatte sogleich Henris Interesse geweckt. Sie war drei Jahre älter als er, wirkte ernst und erwachsen.

Henri tanzte mit allen Mädchen. Und auch mit ihren Müttern. Angeregt und beschwingt vergaß er die Schmach, die ihm sein Bordellbesuch eingebracht hatte, und genoss es, die anwesenden jungen Frauen ohne Schuldgefühle berühren zu dürfen. Aber noch während die Musik spielte, die Paare sich drehten, gegessen und getrunken wurde, spürte Henri eine zunehmende Unzufriedenheit in sich aufkeimen. Es war ein Gefühl, als fehlte jemand. Der Junge versuchte, diese Empfindung zu ignorieren, er tanzte noch ausgelassener und wilder und wirbelte seine Tanzpartnerinnen nur so herum. Doch das Gefühl wollte nicht vergehen. Irgendetwas war nicht an seinem Platz. Henri schimpfte mit sich selbst, er hätte sich ohrfeigen können. Alles war für ihn angerichtet. War er unfähig, Glück zu empfinden?

Seine Mutter fragte ihn immer wieder: »Und, ist eine dabei?« Doch Henri konnte ihr keine Antwort geben. Er fasste seine Tanzpartnerinnen bei den Hüften und drehte sie im Kreis. Die Mutter blickte ihn ahnungsvoll an, sie spürte, wie schwer ihr Junge sich tat. Er war vielleicht wirklich noch zu jung, um eine

Auswahl zu treffen. War man in seinem Alter nicht verliebt in das ganze Leben?

Henri tanzte weiter und begriff allmählich, dass er nicht ans Heiraten dachte. Es war etwas ganz anderes, das ihn bewegte. Er hatte zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl, wichtig zu sein. Es kam auch auf ihn an! Er war dabei, das Haus des Lebens zu betreten. Und alle Blicke waren auf ihn gerichtet!

Er umfasste die Mädchen und tanzte wild. Als er die Zwillingswestern an sich drückte, musste er wieder an die beiden Freudenmädchen denken, die Hübschlerinnen in dem dunklen Bordell. Mädchen waren doch ein Geschenk Gottes! Wie aber sahen sie die Männer? Als notwendiges Übel oder als anbetungswürdige Geschöpfe? Für ihn verkörperten Mädchen das pralle Leben, ein Leben im Überfluss. Männer dachten im Allgemeinen nur an das Notwendige, an das, was getan werden musste. Sobald Frauen um sie herum waren, wurden jedoch alle Beschäftigungen unwichtig. Aber natürlich half das nicht, die Weltordnung aufrechtzuerhalten...

Henri verlor sich in den Blicken seiner Tanzpartnerinnen. In ihren Augen erblickte er ebenso viel Weisheit und Mysterium wie in den Sternen, die er nachts am Firmament beobachtete. Beides hatte ein unermesslich weiser Schöpfer geschaffen. Mädchen und Sterne. Henri konnte nicht entscheiden, was schöner war.

Gerade als ihm dies durch den Kopf ging, erblickte er Falkie of Inverness, die soeben den Tanzsaal betrat. Sie kam aus dem Garten und hatte dennoch keine roten Wangen. Sie schien seinen Blick zu suchen. Und Henri ließ die anderen Mädchen stehen und ging zu ihr, forderte sie zum Tanz und führte sie an der Hand auf die Tanzfläche.

Falkie war federleicht. Sie verströmte einen feinen Duft, der Henri erschauern ließ. Ihr Busen hob und senkte sich immer heftiger, sie blickte Henri aus warmen braunen Augen an, und

in ihrem Blick lag eine Frage. Henri drückte sie an sich, dann wirbelte er sie wieder lachend im Kreis herum. Falkie ließ ihn gewähren, aber ihren fragenden Blick verlor sie nicht.

Henri begriff, dass er diesem Blick nicht ausweichen konnte. Mit einem Mal nahm er die immense Traurigkeit wahr, die darin zum Ausdruck kam, und jäh stoppte er seine ausgelassenen Bewegungen. Danach tanzten sie langsam weiter, seine Hände lagen auf ihren Hüften, ihre Hände auf seinen Schultern, sie schauten sich unverwandt an. Henri wusste nicht, was er sagen sollte, er spürte seine Befangenheit. Gleichzeitig war er ihr auch ohne Worte nahe. Oder vielleicht gerade deshalb?

Er wollte fragen, ob er etwas für sie tun könne, unterließ es dann aber, als er das hauchfeine Lächeln sah, das plötzlich ihre Mundwinkel umspielte. Sie drängte sich jetzt näher an ihn heran und schien mit ihren Augen um Erlaubnis dafür zu bitten. Henri ließ sie gewähren. Er hielt den Atem an. Er spürte Falkies Körper ganz nah an seinem, ihr brennendes Gesicht, ihre sanften Hände. Als sie dann ganz unvorhergesehen zum ersten Mal zu ihm sprach, waren ihre Worte von einer solchen Ungeheuerlichkeit, dass er zunächst glaubte, sie nicht richtig verstanden zu haben.

»Willst du mit mir schlafen?«, hauchte sie ihm ins Ohr. »Ich würde es gerne tun.«

Für den Jungen kam in diesem Moment die Weltenscheibe, von der er wusste, dass sie sich kreiselnd drehte, zum Stillstand. In seinem Kopf brach ein Funkenregen los, wie er nur entstehen konnte, wenn alle Sterne des Himmels gleichzeitig explodierten. Unfähig zu sprechen, nickte Henri nur. Er spürte, wie Falkie ihn auf die Wange küsste. Ihre Lippen waren heiß, trocken und fiebrig.

»Gehen wir hinaus«, sagte Henri dann mühsam, immer noch nicht ganz Herr seiner selbst.

»Ja.«

»Aber nicht gemeinsam. Es würde deiner Ehre schlecht bekommen. Geh du voraus. Wir treffen uns am See.«

Falkie meldete sich bei ihrem Begleiter ab, einem älteren Herrn, der ihr in Abwesenheit ihrer Eltern als Vormund zugeteilt worden war. Sie verließ den Tanzsaal unter dem Vorwand großer Hitze. Henri folgte ihr kurze Zeit später, sah jedoch zu, dass er zunächst einen anderen Weg als sie einschlug, sodass ihr relativ zeitgleiches Verschwinden unauffällig blieb.

Blutrote Wolken, die von der untergehenden Sonne angestrahlt wurden, zogen langsam über den dunkler werdenden Himmel daher. Leichter Wind trug den Duft von Herbstblumen herüber. Falkie wartete schon am See, sie selbst die schönste aller Blumen. Sie beobachtete die Schwäne, die auf dem dunklen Wasser kreuzten, als gehorchten sie einer geheimen Macht.

Als Henri nah genug an sie herangekommen war, wandte sie sich zu ihm um. »Weißt du, dass sich Schwäne ein Leben lang treu sind? Sie verlassen sich niemals«, sagte sie.

Henri war so verwirrt von Falkies Anblick, dass er nicht wusste, was er auf ihre Worte erwidern sollte. Ihm entfuhr daher nur ein unbeholfenes: »Nein.«

Falkie stand auf und umarmte ihn. Es schien ihr egal zu sein, ob jemand sie dabei beobachtete. Henri hatte noch nie ein solch intensives Gefühl erlebt. Es war, als sei Falkies Körper ein Teil seines eigenen Leibs. Das süße Mädchen küsste ihn mit heißen, bebenden Lippen. Henri spürte ihre Zunge und die Feuchtigkeit ihres Mundes.

Dann war Henri mit einem Mal alles klar. Er wusste, was er zu tun hatte. Als hätte ihm jemand alles Wesentliche in Sekundenschnelle zugeflüstert, zog er die vor Begehren zitternde Falkie mit sich. Auf einer kleinen Lichtung des

angrenzenden Waldes, die wie eine Oase von Tannen umschlossen war, drückte er sie wieder an sich. Auch er zitterte jetzt.

Dann zog Henri das Mädchen aus. Ohne hinzusehen, wusste er, wo all die Bänder und neumodischen Knöpfe saßen, die zu lösen und zu öffnen waren.

Als Falkie schließlich nackt vor ihm stand, ein Wunderwesen in Menschengestalt, das von den letzten Stahlen des Abendlichts in einen rotgoldenen Schimmer getaucht wurde, übermannten ihn Gefühle, die den Knaben, der er bis dahin gewesen war, in Vergessenheit geraten ließen. Alle deutlichen Konturen verschwammen vor seinen Augen, und er ließ sich mit Falkie auf dem warmen Wiesenboden nieder.

Ihre Hingabe empfand Henri als Geschenk. Er war in keiner Weise peinlich berührt und fühlte sich weder verunsichert noch schuldig, so wie es ihm bei seinem Bordellbesuch ergangen war. Falkie und er küssten einander leidenschaftlich, und er berührte sie überall. Wie ein Forscher die Fremde, deren Eigenheiten er der Nachwelt übermitteln will, registrierte er jedes noch so kleine Detail mit der allergrößten Aufmerksamkeit.

Nun begann Falkie, auch ihn zu entkleiden. Er beobachtete sie dabei und sah, dass die Traurigkeit aus ihren Augen verschwunden war. Falkie blickte ihn unverwandt an. Auch ihre Finger schienen wie von selbst zu wissen, was zu tun war. Als auch Henri schließlich entkleidet war, kamen sie zueinander. Es gab nichts Selbstverständlicheres, und für Henri war es schöner als alles, was er bisher erlebt hatte.

Als es um sie herum völlig dunkel geworden war, nur von der fernen Festgesellschaft aus die Fackeln schwach leuchteten, lösten sie sich voneinander. Sie tauchten aus ihrer Versunkenheit auf wie aus einem gemeinsamen Traum. Es fiel ihnen schwer, in die Wirklichkeit zurückzukommen.

Erst nach und nach kamen sie zu sich. Als es so weit war, kleideten sie sich wieder an. Diesmal tat es jeder für sich. Aber sie sahen sich dabei an. Es sollte keine Fremdheit entstehen.

Sie gingen zunächst gemeinsam, auf dem letzten Stück jedoch getrennten Wegs zum Fest zurück. Als die Mutter Henri erblickte, begriff sie sofort, was geschehen war. Henri ging hinauf in seine Kammer und richtete sich wieder her. Als er zurückkehrte, konnte er Falkie nirgends entdecken. Er hörte, dass sie das Fest mit ihrem Erzieher verlassen habe.

Der weitere Abend war für Henri nun bedeutungslos. Er fand kein Vergnügen mehr daran, zu tanzen. Sein Vater wollte wissen, was mit ihm los sei, doch Henri schüttelte nur den Kopf. Er wirkte zufrieden und glücklich, ein Teil von Falkies Geheimnis gehörte nun ihm.

Am Morgen nach dem Fest brach Henri auf, seine Angebetete zu besuchen. Aber Falkie war abgereist. Mit unbekanntem Ziel, wie ihr Erzieher ihm kühl mitteilte. Ob er ihr schreiben könne, wollte Henri wissen. Das könne er sicher, erhielt er zur Antwort, aber er solle seinerseits nicht auf eine Antwort warten.

Henri begriff nicht, was geschehen war. Der Erzieher bat ihn, zu gehen. Henri blieb den ganzen Tag auf der Straße stehen und beobachtete das Haus, in dem Falkie gewohnt hatte. Er glaubte einfach nicht, dass sie abgereist war. Er spürte doch, wie nahe sie ihm war. Ganz nahe!

Henri de Roslin sah seine große Liebe nie wieder. Zwei Monate nach ihrem innigen Liebesabenteuer starb sie in einem Spital irgendwo auf den Hebriden. Das war also ihr Geheimnis gewesen, dachte Henri, als er davon hörte, ihr Blut war vergiftet, sie war todkrank gewesen. Und sie hatte schon an dem Abend des Festes gewusst, dass sie sterben würde.

Henri konnte die Nachricht von Falkies Tod nicht verwinden. Er war tief erschüttert und wusste nicht mehr, was er denken

oder tun sollte. Unfähig, zu lernen, sich zu konzentrieren oder irgendeine Art von Glück zu empfinden, brachte er die nächsten Wochen zu. Seine Eltern gestatteten ihm nicht, Falkies Grab auf den Hebriden aufzusuchen. Er sollte wieder zu sich kommen.

Und Henri kam wieder zu sich. Falkies Tod soll meinem Leben den Weg weisen, dachte er. Von nun an will ich bescheiden sein und an allem zweifeln, das mir begegnet. Henri bat seinen Vater, dem Templerorden beitreten zu dürfen. Er entsagte dem weltlichen Liebesglück, er wollte dafür büßen, dass er Falkies Leben nicht hatte bewahren können.

Henri de Roslin wurde am Jahresende Knappe in der Londoner Komturei des Ordens. Und vier Jahre später trug er den weißen Habit mit den roten Tatzenkreuzen auf beiden Schultern.

Jahresende 1317. In Arles

Ich setze Zeichen für die Frauen. Wenn eine meinen Rat befolgen will, sollte sie sich schon überlegen, wen sie rühmen und ehren will und wem sie daraufhin die Liebe schenkt und ihren Ruf, ihre Würde. Damit sie dann nicht klagen muss um ihre Tugend, Liebe, Treue. Ich bitt bei Gott die edlen Frauen, sie möchten Augenmaß bewahren – Takt und Anstand schützen Tugend. Mehr Segen brauch ich nicht zu wünschen.

Der Sänger machte eine Pause, trank einen kräftigen Schluck Met aus einem Becher und sang weiter.

Betrügt die Frau, so trägt ihr Lob. Wie fest ist denn ein dünnes Eis, wenn im August die Sonne brennt? So schmilzt ihr Ruf ganz rasch dahin. Schöne Frauen rühmt man sehr, doch ist das Herz bloß nachgeahmt, so kann ich es nur loben wie ein Stück in Gold gefasstes Glas. Ich halt es keineswegs für Talmi, wenn man in den schlichten Messing den Rubin, den noblen, fasst, mit aller seiner Zauberkraft – so sehe ich wahre Weiblichkeit.

»Bravo!«, rief Sean und klatschte laut. Er war jedoch der Einzige. Der Sänger, der im Wirtshaus auf einem der Tische stand, verbeugte sich in seine Richtung.

Einer der anderen Gäste schrie: »Was soll uns dieses trübe Liebesgesäusel! Der Mädchen Jammer, der Frauen Treue, der Männer Gebuhle! Singt lieber das Lied vom Gral! Darin steckt tausendmal mehr, als man bei den Weibern finden kann!«

»Da hat er Recht«, rief der Wirt, ein stämmiger Glatzkopf, »aber in einem Punkt stimme ich nicht zu. Wenn vom Gral

erzählt wird, bestellt kein Gast Wein, weil er atemlos zuhört. Wenn dagegen einer von der Liebe erzählt, seufzen alle und saufen, bis sie umfallen. Also – welcher Gesang sollte mir da wohl lieber sein?«

Henri musste lachen. Er erinnerte sich daran, wie atemlos er den Erzählungen vom Heiligen Gral gefolgt war, wenn sie im Tempel von London oder Paris erzählt wurden. Man hatte behauptet, die Templer hätten den Gral besessen. Er kannte alle Gesänge und Legenden darüber. Aber ein Beweis, dass es ihn tatsächlich gab, war in seinen Augen nie erbracht worden.

Der Sänger rief: »Ich kann nur von der Liebe singen, alles andere ist nicht mein Metier, man möge mir vergeben! Und schenkt mir noch einen Becher ein!«

»Dann soll ein anderer vom Gral singen!«, forderte ein alter Mann, der nichts trank, sondern nur rohe Zwiebeln aß, die er mit einem kleinen Messer in feine Ringe schnitt.

»Mein Herr Henri kennt alle Geschichten, die über den Gral erzählt werden!«

»Dann soll er sie vortragen!«

»Ja! Tragt vor!«

»Wer ist dein Herr, Knappe?«

Sean überlegte einen Herzschlag lang, dann sagte er stolz: »Es ist der berühmte Sänger Gabriel von Edinburgh.«

»Donnerwetter!«, entfuhr es Henri. »Ich hatte keine Ahnung...«

»Tragt vor«, forderte der Wirt ihn auf. »Ihr bekommt so viel zu trinken, wie Ihr wollt. Auch wenn ich dabei kein Geschäft mache, Gralsgeschichten sind es allemal wert, erzählt zu werden!«

»Sag ich doch!«, rief Sean.

Uthman und Joshua schüttelten nur die Köpfe. Sie hatten nicht damit gerechnet, dass ihr Freund Henri einmal in einem Wirtshaus Lieder zum Besten geben würde.

Henri schüttelte ebenfalls den Kopf. »Ich bin kein berühmter Sänger, wie mein Knappe behauptet. Wohl bin ich – Gabriel von Edingburgh, und ich kann durchaus singen. Aber berühmt hat mich, ich bekenne es, diese Kunst ebenso wenig gemacht, wie sie mich reich machte.«

»Das macht nichts!«, brüllte ein Gast. »Reiche haben wir genug. Und sind sie unterhaltsam? Nein! Wenn du arm bist, so bist du uns doppelt willkommen! Denn wir sind es nicht minder!«

»Und nun fang schon an!«

Henri sah, dass er sich nicht länger bitten lassen konnte. Er bat Sean, ihn auf der Lochflöte zu begleiten, und begann eine Erzählung, die nur hin und wieder in Gesang mündete. Henri erzählte vom Tempel und vom Heiligen Gral. Und die Anwesenden waren vom ersten Wort an hingerissen und lauschten mit offenem Mund.

»Also, ihr müsst euch das so vorstellen«, begann Henri seinen Vortrag zunächst etwas unbeholfen. »Ähm... es ist schon lange her und war zu der Zeit, da Bäume trieben, Büsche sprossen, Wiesen grünten und die Vögel ihr Latein in der Frühe lieblich sangen, und alles war vom Glück entflammt...«

»Können wir uns gut vorstellen!«

»... da stand ein junger Mann in einem tiefen Wald«, fuhr Henri, jetzt schon sicherer, fort, »der sehr einsam war. Mit leichter Hand legte er seinem Jagdpferd den Sattel auf, nahm drei kleine Speere, verließ das Haus der Mutter, und sein Herz hüpfte vor Freude in seiner Brust. Denn er wusste, er würde mit dem Heiligen Gral zurückkehren.«

»War er ein Templer? Und wie hieß er?«

»Was wisst ihr von den Templern?«, rief Uthman. »Wie steht ihr überhaupt zu ihnen?«

»Es waren mutige, tadellose Männer! Wie wir sie heute brauchten!«

»Jawoll! Da hat er Recht.«

»Ganz meiner Meinung!«

»Lasst ihn doch weitersingen!«

Und Henri sang: »Er war ein Templer. Und er hieß Perceval. Weil es an diesem Tag sehr milde war, gab er dem Pferd die Zügel frei und ließ es weiden im frischen grünen Gras.«

Henri machte eine Pause. Sean spielte eine hübsche Melodie auf der Lochflöte.

»Es muss im Frühling gewesen sein, jetzt ist alles verdorrt!«

»Es war im Frühling! Und der junge Herr Perceval in seinem Habit, der mit so viel Geschick die kleinen Speere werfen konnte, er ging umher und warf, bis er schließlich aus dem Wald fünf Panzerreiter kommen hörte, die in voller Rüstung waren; die Waffen derer, die da kamen, machten viel Lärm, denn oft stießen sie an die Äste von Eichen, Buchen und anderen Bäumen. Lanzen schlugen an die Schilde, und die Kettenhemden klirrten. Als Perceval die Reiter, die der Wald bislang verborgen hatte, auf freiem Felde vor sich sah, erblickte er die Kettenhemden, die Helme, die Lanzen und die Schilde, und er sah das Grün und das Purpur im Gegenlicht der Sonne leuchten, auch das Gold, das Azur und das Silber, und Perceval dachte bei sich: Das sind ja Engel, die ich da sehe. Und was tragen sie da mit sich...«

»Was trugen sie denn?«

»Ein goldenes Gefäß, einen Kelch, darin schwappte Blut.«

»Der Heilige Gral!«

Henri fuhr fort: »Sie nahmen den jungen Perceval mit sich, weil sie erkannten, dass er ein Tempelritter war. Einer trug den Gralskelch voran, und bald erreichten sie eine Burg. Dort betraten sie den Palas und warteten. Doch worauf...?«

»Nun erzähl schon weiter, Gabriel von Edinburgh!« Die Spannung unter den Zuhörern war förmlich zu spüren.

»Aus einem Raum kam ein Page, der eine weiße Lanze trug. Er schritt zwischen dem Feuer und mehreren Liegen für die Gäste hindurch, und alle Anwesenden beobachteten ihn: Ein Tropfen Blut sickerte aus der eisernen Lanzenspitze, und der rote Tropfen lief hinunter bis zu des Pagen Hand.«

Die Luft in der Schenke war stickig, Henri musste einen Schluck trinken.

»Weiter doch! Was geschah dann?«

»Der junge Tempelritter, der zur Nacht gekommen, sah den wundergleichen Vorgang. Er unterdrückte alle Fragen, dachte er doch an die Mahnung des Ritters, der ihn selbst zum Templer geschlagen hatte, er solle sich vorm Schwatzen hüten. Er fürchtete, wenn er früge, wäre das sehr ungehörig, und so frug er nicht. Zwei weitere Pagen kamen mit Kerzenleuchtern in den Händen, Schmelzarbeit aus feinstem Gold. Diese Pagen mit den Leuchtern waren wunderschön. Und an jedem ihrer Leuchter brannten mindestens zehn Kerzen. Eine edle, schöne Jungfrau in gar festlichem Gewand erschien hinter diesen Pagen, und mit beiden Händen hielt sie den Gral. Sobald sie eingetreten war, durchströmte ein derart helles Licht den Raum, dass alle Kerzen ihren Glanz verloren wie die Sterne bei Sonnen- oder Mondaufgang. Hinter der Gralsträgerin erschien eine zweite Jungfrau mit einem Silberteller. Der Gral, der ihr vorangetragen wurde, bestand aus feinem, lauterem Gold, und eine Vielfalt edler Steine war auf ihm zu sehen, die edelsten und schönsten, die in Meer und Erdreich zu finden sind. Wie die Lanze wurde er an den Gästen vorbei in einen angrenzenden Raum getragen.«

»Was machte Perceval unterdessen? Fummelte er an den Jungfrauen?«

Alle lachten.

»Der junge Tempelritter aus dem schönen Schottland betrachtete das Spektakel wie gebannt. Die Lanze, die vor dem

König, seinen Gästen und dem Hofgefolge durch den Saal getragen worden war, steckte man vor ihm in den Boden. Dort blieb sie schwankend stehen. Anschließend überreichte man Perceval den Gral, den er von nun an zu behüten hatte. Nach einem ersten unsicheren Zögern nahm Perceval ihn an – und er trug ihn nach Avalon. Später nahm er ihn mit ins Heilige Land und brachte ihn nach Jerusalem in den Tempel Salomons. Dort wurde er aufbewahrt, bis die Tage des Templerordens gezählt waren.«

»In den Tempel Salomons? Den gab es wirklich?«, fragte ein Gast ungläubig.

»Man sagt, er steht dort, wo sich Himmel und Erde berühren«, gab Henri ihm zur Antwort.

Sean hatte begeistert geschwiegen. Jetzt sagte er: »Herr Gabriel von Edingburgh, erzähle uns von Salomons Tempel – und von den Templern!«

Henri sah unwillig drein, aber dann erzählte er doch weiter, und seine Stimme verfiel nach und nach in einen Singsang.

»In den alten Mythen wird von der Gralsburg erzählt, die den Gral beherbergt. Sie ist der Nabel der Welt, gleichbedeutend mit dem Berg Golgatha, wo unser Urvater Adam erschaffen wurde und das Blut des geopfert Christus auf Adams Totenschädel fiel, um uns zu erlösen. Dieser Berg ist wie die Gralsburg ein Berührungspunkt von Himmel, Erde und Hölle. Den Gral stellt man sich vor als blutgefülltes Gefäß, das den heiligen Schoß symbolisiert, der die Wiedergeburt ermöglicht.«

»Und was ist mit den Templern?«

»Die Gralsritter gehörten zum östlichen Orden der Templer«, erklärte Henri. »Ihr Tempel in Jerusalem galt als Mittelpunkt des Universums, auf dem ein riesiger Rubin lag, der die heilige Rose genannt wurde. Der Tempel besaß einen Durchmesser von einhundert Metern. Um ihn herum standen zweiundsiebzig

achteckige Kapellen. Je zwei Kapellen besaßen einen Turm, der sechs Stockwerke hoch war und an dem außen eine Wendeltreppe hinaufführte. Sie reichte bis nahe an das Himmelszelt heran. Ein Gewölbe aus blauem Saphir, aus dem auch die Altäre bestanden, schmückte die Halle. Zwei große Diamanten, die Sonne und Mond symbolisierten, strahlten von ihm herab. Überall waren Topase zu sehen, die ein Licht verströmten, das noch aus der Finsternis den hellsten Tag machen konnte. Die Fenster waren aus Kristall und Beryll und der Boden aus durchsichtigem Kristall, unter dem alle Fische der Meere in Onyx geschnitten waren, als ob sie lebten. Die Türme bestanden aus Edelsteinen, mit Gold eingelegt, ihre Dächer waren aus Gold und blauem Email. Über jedem Turm ragte ein Kristallkreuz auf, und obenauf thronte ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, sodass er zu fliegen schien. Oben auf dem Hauptturm befand sich ein riesiger Karfunkel, der den Tempelrittern nachts wie ein Stern den Weg wies. In der Mitte des Baus, unter der großen Kuppel, stand eine kleine Nachbildung der Anlage, und man behauptet, darin werde das heilige Gefäß aufbewahrt.«

»Fantastisch!«

»Du erzählst es so genau, Sänger, als hättest du alles mit eigenen Augen gesehen!«

»Das habe ich auch«, sagte Henri. »Es war unvorstellbar schön. Allerdings habe ich den Gral nie zu Gesicht bekommen – vielleicht war ich nicht lange genug im Heiligen Land. Im Jahr 1291 ging unsere Herrschaft im Outremer zu Ende, wir verließen das Geburtsland unseres Heilands nach der letzten Schlacht in Akkon und gingen nach Frankreich zurück. Und danach hat kein Christ mehr diesen Palast betreten.«

»Du sagst: unsere Herrschaft! Bist du Templer gewesen?«

»Ich meine«, erwiderte Henri vorsichtig, »die Herrschaft von uns Christen in Palästina.«

»Die Templer waren also die Hüter des Heiligen Grals in Palästina?«

»Das kann ich nicht beschwören. Ich selbst sah den Gral, wie gesagt, nie. Aber die Legenden erzählen es so.«

»Du hast diesen Heiligen Gral also nie mit eigenen Augen gesehen?«

»Nein. Das habe ich nicht. Ich gab nur wieder, was die berühmten Dichter erzählen.«

»Erzählte man nicht auch, dass die Templer in Jerusalem auf die Ankunft eines heiligen Ritters warteten, der das Paradies auf Erden wieder auferstehen lassen und der Ausbreitung des wüsten Landes Einhalt gebieten sollte? War das nicht Häresie? Denn sie meinten doch damit, der Messias sei ein Tempelritter!«

Henri blickte auf. Der Mann, der soeben gesprochen hatte, war aufgestanden und kam auf ihn zu. Henri glaubte, ihn zu kennen, war sich jedoch nicht ganz sicher.

»Warum stellt Ihr mir solche Fragen?«, fragte Henri vorsichtig. »Wieso sollte ich sie beantworten können?«

»Weil Ihr darüber vielleicht Bescheid wisst«, sagte der Mann.

»Wer seid Ihr?«

»Mein Name ist Kyot d'Arles!«

»Ah«, entfuhr es Henri, »ich habe von Euch gehört. Man sagt, ihr seid ein Unruhestifter!«

Spöttisch lächelnd blickte ihn der breitschultrige blonde Mann an, dessen sinnlicher Mund von einer feinen Narbe an der Oberlippe gezeichnet war. Dann entfuhr ihm ein kurzes trockenes Lachen.

»Wer sagt das?«

»Das ist einerlei. Ihr seid Minnesänger?«

»Und Ritter. Und Lehnsman des französischen Königs. Alles zusammen.«

Henri wurde sofort argwöhnisch und nahm sich vor, äußerst vorsichtig vorzugehen. »Soso. Ihr besitzt also ein Gut, Ländereien, eine Burg in Arles oder in der Umgebung?«

»Aber ja! Ihr müsst mich unbedingt einmal besuchen! Wir setzen uns vor den Kamin und lassen uns von schönen Jungfrauen vorsingen, die – verzeiht mir – eine lieblichere Stimme besitzen, als es die Eure ist.«

»Das glaube ich gern. Ich bin nicht ausgebildet.«

»Ihr kommt also? Bringt Eure Freunde mit. Dann sprechen wir von alten Zeiten.«

Nach einem kurzen Zögern sagte Henri: »Natürlich nehme ich die Einladung an. Gerne sogar, denn ich und meine drei Freunde hier sind fremd in Arles.«

»Kommt morgen Abend – wenn es Euch beliebt.«

Henri blickte seine Gefährten der Reihe nach an. Sie nickten ihm zu.

»Morgen Abend also«, bestätigte Henri. »Wir kommen nach Sonnenuntergang.«

Sie erblickten den Mont Generac schon von weitem. Kyots Burg wurde von rundum laufenden Terrassen geradezu emporgehoben, bis die Zinnen an die Wolken stießen. Jedenfalls kam es den Gefährten so vor, als sie im letzten fahlen Licht der gerade untergegangenen Sonne das Bauwerk erblickten.

Die Burg besaß zwei äußere Mauerringe. Die Gefährten betraten sie durch Tortürme, in deren Höhe aufmerksame Bewaffnete sie beobachteten. Henri wurde jedes Mal unruhig, wenn er durch solche Tore ritt. Und wenn die Zugbrücken und eisenbeschlagenen Türen hinter ihm zufielen, machte er sich unweigerlich zum Kampf bereit.

Diesmal blieb jedoch alles ruhig. Die Gefährten ritten in einen grob gepflasterten Innenhof ein. Aus einer kleinen Kapelle zur Rechten fiel flackerndes Licht von vielen Fettlichtern, die auf dem Boden standen, und man hörte das Gebimmel einer Glocke, die zur Abendmesse rief. Der Burgherr schien eifrig im Glauben zu sein.

Der Burghof war menschenleer. Die Gefährten saßen ab und führten ihre Tiere zum Stall, wo Stallknechte sie in Empfang nahmen. Anschließend gingen sie zum Wohnturm. Auch hier standen Bewaffnete auf den Zinnen. Erneut mussten die Freunde eine schmale Zugbrücke überwinden. Dahinter lag eine breite Wendeltreppe, die es emporzusteigen galt.

Am Ende der Treppe stießen die Freunde auf mehrere Ritter, die gerade dabei waren, Schwerter und Eisen umzuschlagen. Henri blieb stehen und wähnte sofort das Schlimmste. Aber die Ritter polterten grußlos an ihnen vorbei und verschwanden ins Freie. Offenbar waren kriegerische Händel in der ländlichen Umgebung Anlass für ihren Aufbruch.

Hinter dem Treppenaufgang erstreckte sich ein großer, mit Wandteppichen und Schilden geschmückter Saal im Donjon. Kyot erblickten die Freunde darin sofort. Er saß in einem schneeweißen Habit, das Schwert in der Scheide auf den Knien am Kamin, und trank aus einem glänzend polierten Pokal. Zu seinen Füßen knieten zwei blonde Frauen.

»Ah, die werten Gäste! Willkommen! Tretet näher!«, rief Kyot, rührte sich jedoch nicht.

Die Eintretenden empfanden es als recht unhöflich, dass ihr Gastgeber ihnen nicht entgegentrat. Kyot räkelte sich in seinem fellbespannten Armsessel, die jungen Frauen kicherten.

»Sind wir zu früh?«, fragte Henri.

»Aber nein! Kommt, trinkt einen Becher!«

»Wo hat der denn Manieren gelernt?«, flüsterte Sean an Henris Seite.

»Im Tempel sicher nicht«, knurrte Henri.

Sie blickten sich um. Henris und Uthmans Blicke blieben an den vielen Kampfschilden hängen. Sie sahen Wappen darauf, die ihnen nichts sagten, aber auch Zeichen wie Lilien und Rosen, Blitze und sogar den Schweif eines Himmelskörpers.

»Habt Ihr Hunger? Kann ich Euch etwas Fleisch, Brot oder Wein anbieten? Der Kellermeister ist ein flinker Geselle! Seine parfümierten und gut gewürzten Speisen sind berühmt.«

»Ihr wolltet von alten Zeiten reden, Kyot«, meinte Henri verstimmt. »Ich wüsste gern, welche alten Zeiten Ihr meint.«

»Ja! Ihr seid Tempelritter, nicht wahr? Ich kenne Euren Namen! Wart Ihr nicht Fiskal des Londoner Tempels?«

»Und war einer Eurer Vorfahren, Kyot de Provence, nicht der erste Sänger, der Tempelritter mit dem Heiligen Gral in Verbindung brachte? Das muss vor etwa einhundert Jahren gewesen sein, wenn ich mich recht erinnere.«

»Das stimmt! Ihr kennt Euch aus! Aber so setzt Euch doch endlich! Kyot de Provence war mein Urgroßvater. Ein Tempelritter und Minnesänger.«

»Und?«, fragte Henri. »Seid auch Ihr Templer gewesen?«

»So direkt solltet Ihr nicht fragen«, wies Kyot ihn zurecht. »Die Wände könnten Ohren haben.«

»Dann solltet Ihr auch von mir keine direkten Antworten auf Eure Fragen erwarten«, erwiderte Henri.

»Ihr habt Recht. Wir sollten uns nicht den Abend mit komplizierten Reden verderben. Elsa und Minnige werden etwas singen – das hebt die Stimmung, nicht wahr?« Kyot klatschte in die Hände. Die beiden Blondinen stimmten ein fröhliches Lied an. Sean erfreute sich daran und wippte mit dem Fuß im Takt.

Als das Lied zu Ende war, hob Kyot den Pokal, und alle tranken einen Schluck des schweren roten Weins, der ihnen

eingeschenkt worden war. Henri stellte den Becher als Erster wieder ab. Er fragte:

»Von welchen alten Zeiten wollt Ihr also sprechen, Kyot?«

Der Ritter blickte Henri versonnen an. Es war ihm anzusehen, dass er nachdachte.

»Die traurige Wahrheit ist«, begann er schließlich, »dass mein Vater im Verließ von Aigues-Mortes gestorben ist – weil er ein Tempelritter war. Sie folterten ihn zu Tode. Ich werde den Tag nie vergessen, als ich seine sterblichen Überreste abholen musste, zusammen mit meiner Mutter, die bald darauf aus Gram verstarb. An diesem Tag schwor ich Rache. Aber ich konnte meinen Schwur nie erfüllen. Die Geschehnisse des Tempels waren mir stets gleich. Nur mein Vater hat mir etwas bedeutet. Seit seinem Tod versuche ich nur noch weiterzuleben. – Im Winter ist es hier unten kalt und dunkel wie überall. Und weil wir im Süden sind, scheinen die Tage um den Jahreswechsel herum noch düsterer zu sein als anderswo. Morgens ist es feucht und kalt, abends wird es zeitig dunkel, und diese Burg hält einfach nicht genug Wärme, egal, wie groß die Kaminfeuer sind, die man entfacht. Also brauche ich Mädchen, die mich wärmen. Ihr seht also, ich lebe, um zu vergessen. Aber Ihr, Henri de Roslin, könnt auch Ihr vergessen? Ich weiß, dass Ihr ein Templer wart. Und wahrscheinlich seid Ihr es noch immer.«

»Eure Rede war lang und voller Wohlklang, Kyot! Aber wenn Ihr dem Tempel nicht nahe gestanden habt, dann sollte es Euch kaum interessieren, ob ich Templer war oder bin. In dunklen Zeiten wie den unseren, in denen schon ein Gespräch über Bäume zur Verfolgung führen kann, wenn darin ein verdächtiger Ton auftaucht, sollte man besser nicht über solche Dinge sprechen.«

Uthman räusperte sich. »Wie steht es mit der politischen Situation hier in Eurem Land, Kyot? Berichtet uns doch davon, denn wir sind noch nicht lange hier zu Gast.«

»Nun, die Provence ist leidlich friedlich. Bis auf einige Landplagen oder Kometen, wie jenen, der jetzt heranzieht, gibt es nichts, was Unruhe auslösen könnte. Unser Herr, Karl von Anjou, dem wir lehenspflichtig sind, regiert milde. Die von ihm eingesetzten Provinzverwalter, die *Vigniers*, lassen uns Ritter gewähren. Die Bauern zahlen brav ihre Abgaben, und Soldaten habe ich in der Nähe noch nie gesehen. Graf von Anjou und seine mächtigen Landvögte halten sich die meiste Zeit über in Avignon auf und streiten sich mit den Päpsten. – Ich vergesse unterdessen die Dinge der Vergangenheit und lebe in der Gegenwart.«

»Das sagtet Ihr schon. Aber wie wird Eure Zukunft aussehen?«

Kyot blickte Uthman unter gesenkten Brauen an. »Wie meint Ihr das?«

»Was plant Ihr? Was wird aus Eurer Rache?«

»Ich hege keine Rachedgedanken mehr. Ich habe sie feierlich im Schoß einer Frau begraben. Und das ist gut so. Dafür sind Frauen da. Gäbe es mehr willige Frauen, könnten wir Männer endlich gänzlich friedfertig werden. Meiner Ansicht nach sollten alle Frauen Mätressen werden, um den Männern zu dienen. Dann könnten wir sie noch mehr achten.«

»In Frankreich werden die Frauen und Mädchen genug geachtet«, mischte sich Sean ein. »Sie werden geradezu vergöttert.«

»So? Weißt du schon etwas davon?«

»Ja«, sagte Sean. »Ich liebe und verehere.«

Ein dunkelhäutiger Mann mit zerzaustem Haarschopf und mit kniehohen Stiefeln bekleidet kam die Wendeltreppe heraufgepoltert. Er trat zu Kyot und flüsterte ihm etwas ins

Ohr. Dabei blickte er aus halb geschlossenen Augen auf die Gäste. Als er geendet hatte, wies Kyot ihn mit einer knappen Geste an, den Saal zu verlassen. Wenig später hörte man den Mann über das Burgpflaster davongaloppieren.

Kyot blickte Henri an. »Ihr scheint in Marseille Unruhe gestiftet zu haben. Man berichtet, die Soldaten des Königs wollten Euch gefangen nehmen.«

»Hier haben die Wände tatsächlich Ohren!«, meinte Henri.

»Ihr müsst auf der Hut sein, meine Freunde!«, warnte Kyot, und mit einem leicht selbstgefällig scheinenden Lächeln um die Mundwinkel fuhr er fort: »Ich könnte Euch verstecken. In meiner Burg ist genügend Platz. Als Gegenleistung könntet Ihr mich mit Gesang und Geschichten unterhalten. Denn meine Mädchen hier sind zwar süß, aber stohdumm. Was geistige Angelegenheiten betrifft, sind sie gänzlich einfallslos. Anderes hingegen...«

Die Blondinen kicherten.

»Wie steht Ihr eigentlich zum französischen König, Ritter Kyot?«, fragte Uthman.

Kyot musterte Uthman. »Ihr seid Araber, nicht wahr?«

»Weicht mir nicht aus. Ich habe zuerst gefragt!«

»Nun gut, dann will ich versuchen, Euch zu antworten. Obwohl ich kaum glaube, dass Euch meine Antwort befriedigen wird. Da ich auch Ländereien in Frankreich besitze, ist König Philipp mein Lehnsherr. Deshalb kann ich, wie Ihr sicher verstehen werdet, kaum schlecht über ihn sprechen. Und sollte ich Gegenteiliges denken, ist das, wie Ihr sicher ebenso verstehen werdet, etwas, das nur mich selbst angeht.«

Uthman neigte leicht seinen Kopf, um Kyot seinen Dank für diese Erklärung zu bekunden. »Dann will auch ich Euch keine Antwort schuldig bleiben«, sagte er. »Ich bin Sarazene. Wichtiger ist jedoch, dass ich in Iberien die islamischen

Schriften studiere und dass ich meinem Gefährten Henri immer gern zur Seite stehe, wenn er sich einer Übermacht von Feinden gegenüber sieht.«

Henri stellte auch Joshua und Sean vor. Die Blicke des Ritters funkelten, als er die Freunde nacheinander betrachtete. Henri wusste nicht, was er davon halten und wie er über Kyot d'Arles denken sollte. Er sagte deshalb:

»Die alten Zeiten. Sprechen wir doch ein wenig darüber. Ihr müsst verstehen, dass mich die zurückliegenden Jahre geprägt haben. Deshalb kann ich sie nicht einfach vergessen. Die alten Zeiten stecken in mir wie der Splitter einer vergifteten Pfeilspitze.«

»Oh! So getroffen seid Ihr also?«

»Ihr wisst warum. Ihr kennt die Geschichte des Tempels.«

»Ja, aber Ihr seid am Leben, Henri de Roslin! Vergesst die Vergangenheit! Wenn Ihr es nicht als aufdringlich empfindet, biete ich Euch gerne eins meiner Mädchen an. Sie kann...«

»Kyot d'Arles! Beleidigt mich nicht! Ich kam nicht zu einem Besuch in ein Bordell!«

Kyots Gesicht lief hochrot an, und er starrte Henri wortlos in die Augen. Einen Moment lang war nicht klar, ob er sich entschuldigen oder aus der Haut fahren wollte. Dann lehnte er sich zurück und sagte:

»Das Leben. Die Liebe. Was gibt es Schöneres? Schade...«

Henris Gefährten sahen ratlos drein. Sie verstanden das Geplänkel nicht. War dieser Ritter wirklich nur auf Zerstreuung aus? Oder führte er etwas im Schilde?

Als hätte Kyot ihre Gedanken erraten, begann er von seinem Urgroßvater zu erzählen, dem berühmten Barden Kyot de Provence. Und so erfuhren die Gäste endlich auch mehr über Kyots Haltung gegenüber dem Templerorden.

»Die Lieder meines Urgroßvaters sind allesamt aufgeschrieben worden«, erzählte er. »Ich habe sie wieder und

wieder gelesen. Aber Kyot de Provence hat auch eine Geschichtschronik verfasst. Auffälligerweise schrieb er besonders viel über die Templer. Die *Pauperes commilitones Cristi templeque Salomonis* hatten es ihm angetan.«

»Die Armen Ritter Christi vom Tempel Salomons hatten es vielen angetan«, warf Henri leichthin ein. »Ich verstehe das. Es war ein wunderbarer Orden.«

»Es war vor allem ein kriegerischer Orden«, meinte Kyot. »Die meisten versetzte allein schon der Anblick des achtspeitzigen Tatzenkreuzes in Angst und Schrecken.«

»Besang dein Urgroßvater sie als die Hüter des Grals?«, wollte Sean wissen.

»Ja, das tat er«, erwiderte Kyot. »Und wie sollte er nicht? Denn entstand dieser Orden nicht auf dem Konzil von Troyes, hier in Frankreich, zur gleichen Zeit, als der große Rivale meines Urgroßvaters in der Dichtkunst, Chrétien aus Troyes, den *Conte du Graal* schrieb und in Deutschland der große Dichter Wolfram den *Parzival*? In beiden Werken werden die *Templeisen* als Gralshüter beschrieben. Das kann kein Zufall sein. Ihr Templer hattet in Troyes nach eurer Ordensgründung eines der mächtigsten Zentren. Und der Graf der Champagne, der in Troyes residierte, war einer der Führer des Ersten Kreuzzugs gewesen.«

»Du kennst die Daten der Geschichte«, sagte Henri anerkennend. »Aber du solltest keine voreiligen Schlüsse aus alldem ziehen.«

»Ich sprach bislang nur von dem, was alle wissen«, entgegnete Kyot. »Es gibt jedoch noch weitere Tatsachen, die weniger bekannt sind. Mein Urgroßvater bereiste zusammen mit dem Dichter Wolfram das Outremer, das Heilige Land jenseits des Meeres, um das Wirken des Templerordens zu studieren. Und dort machten sich die beiden Reisenden die

Ansichten und Meinungen der Templer zu Eigen. Ist es nicht so, Henri?»

»Ich weiß nur, dass Chrétien de Troyes im Outremer war, die Geschichte der beiden anderen kenne ich nicht.«

»Nun, mein Urgroßvater nahm im Heiligen Land allerlei merkwürdige Fahrten auf. Und er muss einiges entdeckt haben. Hätte er die Templer sonst als Gralshüter beschrieben? Dass sie den Gral besaßen, war ihm rasch klar, aber was war der Gral überhaupt? Ein Gefäß, wie du es in der Schenke beschrieben hast? Oder ein Pokal, ein Bild, eine Skulptur?»

»Wir wissen es nicht!«, entfuhr es Uthman mit einem Stoßseufzer. »Was Henri erzählte, flüsterten ihm die Dichter ein.«

»Mein Urgroßvater beschrieb den Gral, und Wolfram von Eschenbach besang ihn«, erklärte Kyot. »Der Gral ist ein Edelstein von unbestimmter Größe und Form. Er hat zwei Namen, die aus den Sternen herausgelesen werden müssen. Der Gral übertrifft alle irdischen Herrlichkeiten, sein Anblick verleiht dem Betrachter immerwährende Jugend. Durch die Kraft des Grals verbrennt der Phönix und ersteht erneut aus der eigenen Asche. Von Zeit zu Zeit erscheint auf dem Gral eine Schrift, die von selbst wieder verschwindet, nachdem sie gelesen wurde. Sie offenbart die Namen derer, die zum Gral berufen worden sind. Die ersten Gralshüter waren Engel, später ersetzte Gott sie durch ehrenwerte Christen. Und die letzten Gralshüter waren schließlich die Templer, die den Gral gegen alle Unberufenen verteidigten.«

»Ich hörte«, warf Sean ein, »dass der Gral eine mit Edelsteinen verzierte Goldschale sei, von der ein übernatürliches Licht ausgehe.«

Kyot nickte. »Auch das kann sein. Der Gral wurde von Gott geschaffen, also kann er auch mancherlei Gestalt annehmen. Er wurde aber auf jeden Fall in einem Jerusalemer Tempel

aufbewahrt, und zwar in dem, der auch als Taufkapelle diene. Welche war das?»

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Henri.

»Nur bei besonderen Gelegenheiten wurde der heilige Stein, der auch ein Gefäß gewesen sein kann, gezeigt. In einer feierlichen Prozession wurde er auf einem Seidentuch umhergetragen, damit ihn jeder sehen konnte.«

»Von alldem ist mir nichts bekannt«, sagte Henri. »Aber Kyot de Provence wird sicher gewusst haben, wovon er sprach.«

Kyot blickte Henri lauernd an. »Schilderten nicht die Inquisitoren beim Prozess gegen den Templerorden vor gerade einmal zehn Jahren, wie man bei Ritualen in den Komtureien dreigesichtige Köpfe anbetete? Und dass die Templer behaupteten, solche Köpfe könnten sie erretten, würden Licht bringen? Und dass sie Reichtümer erzeugten, die Bäume zum Blühen brächten und das Land fruchtbar machten? Und dass diese Köpfe ewige Jugend schenkten?«

»Das waren haltlose Anschuldigungen«, erklärte Henri erregt. »Man brachte sie vor, um Templer zu Ketzern zu machen und die späteren Urteile und Hinrichtungen zu rechtfertigen.«

»Vielleicht«, nickte Kyot. »Aber fällt Euch nicht auf, wie in diesen Anklagen dem geheimnisvollen Kopf, dem Bahomet, die gleichen Eigenschaften zugeschrieben werden, die man dem Gral zuschreibt?«

»Das stimmt«, mischte sich zum ersten Mal Joshua ein. »Das kann man nicht leugnen. Ist da was dran, Henri?«

»Ich habe einen solchen dreigesichtigen Kopf nie gesehen. Ebenso wenig, wie ich miterlebt habe, dass bei Ritualen unseres Tempels das Grabtuch Christi angebetet worden ist, wie man uns unterstellte. Wir besaßen es ja gar nicht. Es ruhte in den Kammern des Ritters Geoffroy de Charney in Lirey.«

»In der Champagne!«, stieß Kyot triumphierend aus.

»Nun, und?«

»Alle Fäden um den Tempel und den Heiligen Gral laufen in der Champagne zusammen! In Troyes! Sogar die ersten Templar kamen von dort. Und der erste König von Jerusalem, Gottfried, kam ebenfalls dorthin! Gottfried ist ein Nachkomme des Geschlechts der Merowinger! Und die Merowinger entstanden aus dem Blut der Nachkommen Christi! Denn – was viele wissen, aber kaum jemand zugeben will – Jesus zeugte noch vor seiner Kreuzigung mit Maria Magdalena einen Sohn, und von diesem stammen die heutigen Gralshüter ab. Jesus ist somit der eigentliche Anbeginn von allem!«

»Ein wilder Gang durch die Geschichte!«, kommentierte Henri Kyots scheinbare Enthüllungen trocken. »Mir sind diese Spekulationen viel zu weit hergeholt. Ich habe durchaus schon davon gehört, aber noch niemanden gefunden, der mir auch nur das Geringste davon beweisen konnte. Und ich halte mich lieber an bewiesene Tatsachen, mit Viertelwahrheiten gebe ich mich nicht zufrieden.«

»Aber ich!«, sagte Kyot. »Deshalb bin ich Minnesänger geworden. Ich liebe Mythen und Legenden. Irgendetwas daran ist immer wahr!«

Joshua sagte: »Einiges davon kann durchaus stimmen. Denn auch mir kommt es so vor, als seien die Geschichten um den Gral nicht vollständig. Irgendwie schließt sich der Kreis der Legende nie wirklich. Dieses Gefühl hatte ich immer, sooft ich auch davon hörte. Könnte es nicht sein, dass sich dieser Kreis schließt, wenn wir Kyots Spekulationen folgen?«

»Folgt, wem ihr wollt«, meine Henri missmutig. »Für mich ist die Geschichte des Templerordens mit ganz anderen Ereignissen verknüpft. Mit Kämpfen und ehrenvollen Idealen. Nicht mit dreigesichtigen Köpfen und einem Heiligen Gral.«

»Das ist auch verständlich, Henri«, sagte Uthman. »Du hast das Leiden erlebt, die Prozesse, die Folterungen, die Scheiterhaufen.«

»Dennoch, verschließt Euch nicht gegen die Einsichten, von denen ich gerade erzählte«, sagte Kyot. Er saß jetzt vornübergebeugt in seinem Armsessel und wirkte angespannt.

»Denn bleiben nicht drei Wunden?«

»Welche Wunden?«, fragte Henri ruhig.

»Ich meine das Weibliche, ich meine das wüste Land, ich meine die verletzte Person.«

»Erkläre dich, Kyot. Wir verstehen dich nicht«, sagte Joshua, der jetzt hellhörig geworden war.

»Die Suche nach dem Gral bleibt unbefriedigend, wenn man den Gral nicht mit dem Templerorden in Verbindung bringt«, erklärte Kyot. »Und der Orden ist mit den drei Dingen, die ich nannte, verbunden.«

»Rätsel über Rätsel!«, meinte Joshua, blieb aber gespannt. Uthman wirkte unbeteiligt. Sean lauschte. Henri wirkte abweisend.

»Die Kirche hat immer einen Kampf gegen das Weibliche geführt«, sagte Kyot. »Bis hin zur Vertreibung der Frauen aus allen religiösen Ämtern. Und auch die Prinzipien des Tempels waren frauenfeindlich. Ihr musstet absolute Keuschheit geloben! Die Frauen, die die Liebe verkörpern, wurden als Werkzeuge Satans angesehen, sie waren Eure Feinde!«

»Das ist Unsinn«, sagte Henri ruhig. »Frauen sind der gleichberechtigte Gegenpol zum männlichen Prinzip. Sie führen das Leben durch die Geburt neuen Lebens weiter. Ich kannte keinen Tempelbruder, der Frauen als Feinde angesehen hätte.«

Unbeeindruckt fuhr Kyot fort: »Durch die römische Kirche hat sich Europa in ein wüstes Land der Kriege, Plagen und Verfolgungen verwandelt. Der Papst, der Einzige, dem ihr

Templer Gehorsam schuldetet, hat euch verraten. Er lieferte euch den Folterknechten aus. Er hinterließ durch sein Tun das wüste Land. Seitdem gibt es kein Vertrauen mehr und keine Hoffnung. Der Verrat zählt. Dafür seid ihr Templer der beste Beweis.«

»Nun gut, das kann man so sehen, wenn man will«, gab Henri zu. »Aber das sind Dinge, die politisch zu erklären sind, nicht mystisch.«

»Glaubst du? Wie ist es mit dem dritten Punkt, den ich nannte? Ist das nicht die größte Wunde? Die verletzte Person? Sind wir nicht alle irgendwie angeschlagen? Und haben nicht die verdammten Heilslehren und Kriege Schuld daran? Man behauptet, der Mensch sei durch die Erbsünde schuldig – ganz gleich, was er tut, er kann sich nicht davon lösen. Diese Wunde kann niemals heilen. Sie führt zu Schuld und Hass und zur Rache. Und obschon sie dies wussten, haben Kreuzfahrer und Templer blutige Kriege geführt.«

»Ich weiß nicht, auf welcher Seite du stehst, Kyot«, sagte Henri. »Vieles von dem, was du sagst, klingt richtig. Ich teile es. Aber du ziehst unverständliche Schlüsse daraus.«

»Ich weiß nicht, was zu tun ist, damit wir glücklich werden«, sagte Kyot. »Wir sind Verletzte in einem wüsten Land, und wir haben das Weibliche vernichtet.«

Kyot wirkte jetzt glaubwürdig und ernst. Henris Gefährten begannen sich zu fragen, ob sie den Sänger nicht falsch eingeschätzt hatten.

Joshua sagte: »Vielleicht ist das die Haltung, die wir Menschen brauchen. Vielleicht müssen wir nur aufrichtig sein. Wir sollten nicht behaupten, etwas zu wissen, wenn wir es gar nicht tun. Das Wichtigste ist die Suche, nicht das Ziel.«

»Und die Vergebung«, brummte Uthman.

Kyot nickte. »Am Hof des Grafen der Champagne befand sich eine große, allerdings geheime Kabbalaschule. Wusstest

du das, Jude? Nein, du kannst es nicht wissen, aber so war es. Dort lehrte man die Bedeutungen der Namen, der Zahlen, der Schrift. Denn man hatte begriffen, dass es allein auf diese Dinge ankommt. Nicht auf Heilslehren, sondern darauf, zu erkennen, was tatsächlich ist.«

»Ich weiß«, sagte Joshua. »Ich studierte die Kabbala in Toledo. Sie lehrt, nichts zu erfinden, was nicht vorhanden ist.«

»So ist es, Jude! Wir müssen bei der Wahrheit bleiben«, sagte Kyot. Er wirkt weithin überzeugend in seinen Ausführungen, dachte Henri, aber er ist zu selbstgefällig und zu überheblich – und zu schön.

»Und was lernen wir nun aus alldem?«, wollte Sean wissen.

»Der Held Wolframs, der Gralssucher Parzival, findet schließlich, was er gesucht hat«, erklärte Kyot. »Und wisst ihr wann? In eben dem Augenblick, in dem er aufhört, es zu suchen.«

»Er erkannte im Zug der Suche schließlich sich selbst und seine eigentlichen Beweggründe«, meinte Joshua.

»So ist es. Wenn wir die drei großen Wunden erkennen, die uns Menschen brandmarken, dann erkennen wir uns selbst. Und wir können beginnen, unseren eigentlichen, ganz eigenen Weg einzuschlagen. Dann finden wir vielleicht auch den Gral.«

»Erst dann?«, fragte Sean.

»Ja, erst dann – wenn wir aufhören, ihn zu suchen. Frag deinen Tempelherrn, er versteht, wovon ich spreche«, meinte Kyot.

Henri blickte Sean an, dann sagte er zu Kyot: »Du bist gefährlich, Ritter Kyot. Denn du sagst das Richtige. Aber du verfolgst damit das Falsche. Du willst nicht das Gute. Was dich treibt, ist die Gier. Du willst nur andere in deinen Bann bringen und so deine Macht spüren.«

»Eine bloße Behauptung, mein Ritter!«, lachte Kyot.

»Bedeutet dir Macht über Menschen etwas?«

»Alles«, sagte Kyot plötzlich leise und mit kalter Miene.

»Nur das bedeutet mir etwas.«

Die beiden Frauen zu seinen Füßen schrien auf und schlugen die Hände vor den Mund.

»Alles!«, fügte Kyot noch einmal hinzu. »Ich bin geheilt von den Idealen. Ich gehe meinen eigenen Weg. Aber es ist kein gefälliger Weg. Es ist ein schlechter Weg. Wollt ihr mir darauf folgen?«

Anfang 1318. Die Minne

Die Dichter erfanden Geschichten und Lieder. Und das Volk liebte sie dafür. Aber ihre Stoffe waren zum größten Teil erfunden, Wahrheiten berichteten sie nicht.

Jedoch erwartete auch niemand, von ihnen die Wahrheit zu hören. Die Geschichten, die sie erzählten, waren gefälliger. Und manchmal auch gefährlicher. Das bekamen die Gefährten in den nächsten Tagen zu spüren, nachdem sie Ritter Kyot verlassen hatten und nach Arles zurückgekehrt waren.

Von eventuellen Verfolgern war zwar nichts zu sehen, aber der Ruf des Fremden, der Gabriel von Edinburgh genannt wurde und so wunderbar vom Heiligen Gral und den Templern erzählen konnte, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Vor der Herberge, in der die Gefährten abgestiegen waren, wartete eine Menschenmenge. Sie wollten Lieder und Geschichten hören. »Vielleicht ist er der neue Prophet!«, sagte einer.

Unter den Wartenden befanden sich auch Stadtsoldaten mit Pieken, da offensichtlich ein Aufruhr befürchtet wurde. Die Soldaten beruhigten die Menge und versuchten, sie zu zerstreuen.

Henri betrat die Herberge unerkannt durch einen Hintereingang. Uthman und Joshua waren beim Anblick der Schaulustigen sofort umgekehrt. Sie wollten in irgendeiner Garküche der Stadt eine koschere Mahlzeit einnehmen. Henri und Sean aßen in der Herberge und setzten sich anschließend in Henris Zimmer zusammen. Henri erzählte von der Hohen Liebe und dem ehrenvollen Ritterkampf. Beides gehörte

zusammen. Die Minne feierte die schönen Frauen als verehrungswürdige Wesen, der ritterliche Kampf schonte den Gegner, obwohl er ein Feind war. Dann fragte ihn Sean allen Ernstes:

»Herr Henri! Ich bitte dich mit all meinem Herzblut um eines. Kommst du mit mir? Ich will zurück in die Bretagne!

Hilfst du mir bei meiner Minne? Ich allein kann Angélique nicht zurückgewinnen. Ich muss an deiner Seite nach Quimper zurückkehren.«

»Aber Sean!«, wies Henri den Knappen zurecht. »Du weißt nicht, was du da redest! Ich kann dich nicht begleiten! Wir müssen andere Aufgaben bewältigen. Wir können nicht ewig Minnelieder singen! Und das weißt du genau.«

»Ich weiß es, Herr Henri! Ich weiß es wirklich! Aber wenn Ihr mir nur dieses eine Mal helfen könntet!«

»Und dann? Angenommen, du gewinnst das Herz von Angélique zurück. Was willst du dann tun?«

»Sie kommt mit uns! Sie zieht mit uns durch die Welt! Ganz gleich, was sie tut! Hauptsache, sie ist in meiner Nähe!«

»Das wird sie sicher nicht tun, sie ist ein ziemlich verwöhntes Mädchen. Außerdem bist du sehr egoistisch, mein Knappe. An Uthman und Joshua denkst du anscheinend gar nicht!«

»Oh!« Sean blickte schuldbewusst. »Das stimmt. An sie habe ich wirklich nicht gedacht. Aber ich will sie auch nicht fragen, ob sie uns nach Quimper begleiten. Denn wahrscheinlich tun sie es nicht. Die Bretagne hat beiden nicht gefallen, sie fanden sie zu dunkel und zu kalt. Sie werden nach Spanien zurückkehren wollen.«

»Schon deshalb ist es unmöglich, deinen Plan umzusetzen. Wir müssen zusammen bleiben. Das ist wichtiger als deine Schwärmerei für die Tochter dieses Buchmalers. Das musst du einsehen, Sean!«

Der Knappe blickte bekümmert drein. Dann hatte er einen Einfall. »Wir haben doch ein wenig Geld. Du hast einen Teil des Templerschatzes in der Bretagne versteckt. Wir könnten die Gelegenheit nutzen, um uns zu versorgen.«

»Der Schatz des Templerordens darf nicht dazu verwendet werden, einer kleinen Liebesgeschichte auf die Sprünge zu helfen, Sean!«, sagte Henri streng. »Es klebt zu viel Blut daran.

Wenn ich den Schatz hebe, dann nur, um den Orden wieder aufzubauen!«

»Natürlich!«

»Aber vielleicht...«

»Ja?«

»Wir brauchen tatsächlich dringend Geld. Schon, um unsere ewige Flucht und die häufigen Ortswechsel zu finanzieren. Und zwar unabhängig von unserem Standort. Ich muss mehr Depots anlegen. In der Provence werde ich jedoch kein Geld bekommen können. Von daher...«

»Siehst du, Herr Henri, es gibt immer Gründe dafür, Liebende zu unterstützen!«

»Gemach, du Schlingel! Bringe die Dinge nicht durcheinander! Unser Hauptinteresse gilt der Sicherheit von Uthman und Joshua, von dir und mir. Alles andere ist zweitrangig! Geht das in deinen Kopf hinein?«

»Herr Henri, seid mir nicht böse, aber ich habe mir schon überlegt, ob ich...«

»Was?«

»Ob ich Euch nicht verlassen soll – oder vielmehr muss, wegen meiner Zukunft, weil es besser für mich ist... Ich meine, ich werde die Schwertleite wahrscheinlich niemals bekommen, nicht wahr?«

Henri schwieg verdutzt. Hatte der Knappe tatsächlich über diese Dinge nachgedacht? Konnte es sein, dass er sein

persönliches Wohlergehen über die Freundschaft ihrer lange erprobten Gemeinschaft stellte?

»Wenn du tatsächlich so denkst, dann habe ich mich in dir getäuscht, mein Sean! Dann gehe, wohin du willst!«

»Ich wollte Euch nicht kränken oder enttäuschen, Herr Henri. Aber ich würde so gerne Ritter werden! Dann könnte ich Angélique auch ganz anders gegenüberreten!«

Kurz entschlossen sagte Henri: »Wir gehen morgen zu einem Turnier, das am Stadtrand von Arles stattfindet! Schau dir das Treiben der Ritter an! Dann entscheide, ob du wirklich einer werden willst. Oder ob es dir nicht besser zu sein scheint, an meiner Seite Knappe zu sein.«

»Ein solches Turnier habe ich noch nie gesehen!«, stimmte Sean begeistert zu. »Ich freue mich schon jetzt darauf. Vielleicht kann ich sogar mitmachen?«

»Das glaube ich kaum, dafür müsstest du dich zuvor angemeldet haben«, wiegelte Henri ab.

»Wie schade!«

»Und jetzt widmen wir uns dem Minnesang«, schlug Henri vor, um den Jungen zu besänftigen. »Du solltest wissen, wie die schönen Lieder entstehen. Du hast ja schon überlegt, selbst Sänger zu werden und eigene Lieder zu schreiben. Also stell dir eine Schreibstube vor.«

»Ja, Herr.«

»Minnelieder entstehen nämlich nicht in den Betten liebeskranker Dichter oder in den verwundeten Herzen verliebter Knappen. Sie entstehen in Schreibstuben, oft auch in den Scriptorien der Klöster. Das sind die Werkstätten. Das Verfassen von Minneliedern kann man durchaus als Handwerk verstehen.«

»Das wundert mich keineswegs«, erklärte Sean. »Mir hat ja sogar ein Mönch erklärt, was bei der körperlichen Liebe alles erlaubt ist – und was nicht.«

»So?«

»Jawohl, und er ging sehr weit in seinen Erklärungen.«

»Nun gut – aber zurück zum Gesang. Jemand will ein Lied komponieren. Dazu braucht er ein Instrument – und Bücher, die ihn inspirieren. Die Bücher stehen in Regalen an einer fensterlosen Wand und in Bücherkästen, die auf dem Boden stehen. Oder wir sind in einer fürstlichen Bibliothek, wo die Bücher an Ketten gelegt sind, sodass man sie nur bis zu den Lesetischen tragen kann. Oder es gibt gar keine Bücher, sondern nur Handschriften auf Pergament, hübsch illustriert. So und ähnlich sieht es in allen Schreibstuben des Landes aus, ebenso wie in den Scriptorien. Die Lieder, die in Klöstern komponiert werden, unterscheiden sich nur inhaltlich und dann womöglich auch nur in geringem Maße von jenen, die außerhalb der mönchischen Welt verfasst werden.«

»In geringem Maße? Ist das nicht ein wenig untertrieben? Mönche wissen doch gar nicht, was Liebe ist!«

»Sie lieben mit der Seele, nicht mit dem Leib. Aber sie lieben deshalb nicht weniger leidenschaftlich!«

Sean sagte: »In klösterlichen Scriptorien gibt es doch gar keine Schriften mit weltlichen Liebesliedern, nicht wahr?«

»Sie sind zumindest offiziell nicht vorhanden. Aber unter der Hand wird durchaus einiges herumgereicht, was eigentlich verboten ist.«

»Ich sah in Klöstern nur Bibeln, Texte von alten Kirchenvätern, Gesangbücher für die Messen, Musterpredigten, kirchenrechtliche Kodizes – und die Werke toter antiker Dichter, von denen alle eifrig lernten.«

»Ich habe in Klosterbibliotheken schon Schriften mit lateinischen erotischen Liedern gesehen«, widersprach Henri. »Vagantendichtung, deftige Trinklieder. Unterschätze mir die Klosterbrüder nicht. – Aber zurück zu den Dichtern. Sie alle haben eine klösterliche Ausbildung genossen. Ich sehe sie vor

mir – in Kutten aus Wolle, manche tragen Mützen und Filzschuhe, andere Sandalen. Hier im Süden stehen die Schreibpulte an den Fenstern. Auf den Pulten liegen mit Stoffbändern zusammengeschnürte Pergamente. Man hängt Gewichte an ihre Kanten, damit sie straff liegen, und mit einem Federmesser drückt der Schreiber sie zusätzlich glatt. Er schaut aus dem Fenster und lässt sich inspirieren, von seiner Erinnerung oder einem Instrument, einer Musik, die von irgendwoher erklingt. Vielleicht ziehen draußen auch gerade ein paar Vögel vorüber und verschwinden im Sonnenaufgang – denn die Dichter stehen früh auf.«

»Ist das wahr?«

»Natürlich! Was denkst du denn! Es sind keine Faulenzer, wie man immer meint. Nur wer diszipliniert und regelmäßig arbeitet, schafft auch etwas Schönes.«

»Woraus besteht das Pergament, auf das die schönen Worte gesetzt werden?«

»Es besteht aus Kalbs- oder aus Schaffell, das mit Bimsstein abgerieben und gesäubert wurde. Das feinste Pergament, ein dünnes, weißes, das sehr glatt und sehr teuer ist, wird aus dem Fell ungeborener Lämmer hergestellt. Viele Fötusse müssen sterben, damit ein Dichter seinen erdachten Liebesschmerz aufs Edelste verewigen kann.«

»Amen, sprach Herr Heinrich, legte die Jungfrau unter sich...«

»Was meinst du?«

»Ach nichts! Entschuldige, Herr Henri! Was für ein dummer Einfall!«

Henri sah den Knappen misstrauisch an. War er womöglich weit durchtriebener, als er dachte?

»Die Tinte wird aus Ruß und Blut angerührt. Beim richtigen Mischungsverhältnis entsteht eine schwarze Tinte, die lange hält und durch keine Träne fortgewaschen werden kann. Man

füllt diese Tinte in ein Horn, das man in ein Loch auf dem Pult steckt. Und schon geht es los! *Liebe mich, immer und ewiglich! Liebe mich, bis es alle Ketten bricht...*«

»Herr Henri!«

»Staune nicht, mein Sean. Ich habe selbst schon Liebeslieder geschrieben. Ich bin nicht aus Stein. Schreiben ist aber harte Arbeit, ich warne dich also davor. Nur wer nicht schreiben kann, meint, das Schreiben ginge leicht von der Hand. Aber wer schreiben muss, hat angestrenzte Augen, einen krummen Nacken und steife Finger. Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper schuftet – das hörte ich einmal einen Schreibmönch der Franziskaner sagen. Wie sich der Kranke Gesundheit wünscht, so wünscht der Schreiber das Ende des Buchs herbei.«

»Ich will gar kein Buch schreiben, Meister. Ich will nur Liebesgedichte für Angélique, immer eines auf einem weißen, jungfräulichen Blatt. – Könnt Ihr mir nicht welche dichten, die mich unwiderstehlich machen?«

Henri musste lachen. »Du bist ein unruhiger Geist, Knappe. Das haben wir doch schon besprochen. Ich bin kein Minnesänger.«

»Und dennoch!...«

»Nichts da! Das führt zu nichts! Ich denke, du solltest dich selbst anstrengen. Denn eine Liebe, die nicht ehrlich gewonnen wird, ist zum Scheitern verurteilt.«

»Seid Ihr sicher?«

»Aber natürlich! Würdest du ein Mädchen lieben, das sich Liebesschwüre von einem Freund dichten ließ, um sie dir schmachtend vorzutragen?«

»Niemals!«

»Na also.«

»Aber die Schönheit ist das Entscheidende. Wenn ich Angélique ein Pergament vorlege, in dem ein Liebesschwur

mit kunstvoll geflochtenen Weinreben erscheint, mit roten und blauen Konturlinien umgeben, Umrisse eines Schwanenhalses, eines Lerchenkopfes, vielleicht darüber ein bunter Heiligenschein! Kann sie dann widerstehen? Ich gestehe ihr meine Liebe in Akanthusblättern. Ihre Augen werden geblendet sein von den leuchtenden Farben der Bilder, dem festlichen Feuerwerk in Farbe und Gold, den verspielten Ranken mit Goldpollen, den glänzenden Miniaturen auf rotem und blauem Grund. Mein Liebesschwur wird von Schönheit umgeben sein, also wird er wahr sein. Sie wird mir verfallen.«

»Du bist bereits ein Dichter!«, sagte Henri verwundert. »Ich habe es nicht bemerkt. Aber das ändert nichts daran, dass du deine Lieder selbst dichten musst. Angélique will deinen ureigenen Ton vernehmen. Diesen Ton, den du auch dann anzuschlagen in der Lage bist, wenn du ihr leibhaftig gegenüberstehst.«

»Ich glaube, du hast Recht, Meister Henri. Ich vergaß für einen Augenblick, dass wir uns ja begegnen werden. Unsere Liebe existiert ja nicht nur in der Fantasie.«

»Jetzt gefällst du mir schon besser! Unsere heutige Lektion heißt: Nehme das Leben an, wie es ist. Man darf sich nicht von Hilfsmitteln abhängig machen. Wer gesund ist, sollte nicht an Krücken gehen.«

»Was meinst du damit, Herr Henri?«

»Schreib ihr einen Brief! Schreib ihn so, wie du es vermagst. Dann warte ab. Du wirst sehen, ob deine Kräfte ausreichen, um sie dir erneut gewogen zu machen. Wenn nicht, gib sie auf. Denn sonst machst du dich unglücklich.«

Sean dachte nach. Dann sagte er seufzend: »Ich freue mich auf das Ritterturnier! Und vielleicht sollte ich zu Ritter Kyot reiten und mich mit seinen blonden Damen in den Burggarten setzen. In so einem Paradiesgärtlein kommen einem sicher die

richtigen Gefühle. Dort kann ich lernen, die treffenden Worte zu finden, die aus dem Herzen kommen.«

»Wunderbar! Das ist eine Haltung, die dir ziemt! Schaffe alles aus eigener Kraft! – Aber ob gerade Kyot d'Arles der richtige Mann ist, dich diese Lektion zu lehren, bezweifle ich. Er hegt ungute Gedanken. Ich traue ihm nicht.«

Am nächsten Mittag begann das Ritterturnier am Stadtrand von Arles, dort, wo hinter einer Brücke der Vorort Trinquetaille lag. Einige Knappen sollten während des Festes die Schwertleite erhalten. Sean faszinierte das bunte, rege Treiben, das sich ihm auf dem Turnierplatz bot, sofort. Die Holztribünen mit den erwartungsfrohen Zuschauern, die vielen Wimpel und die flatternden Fahnen, die mannigfachen Farben und Gerüche. Besonders angetan hatten es ihm die vielen schönen Damen und Mädchen in ihren kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Oberkleidern, sie winkten, schnatterten und hielten Seidenbänder in den schmalen Händen. Und dann die Ritter auf ihren geharnischten Pferden, die unruhig tänzelten und schnaubten.

An den Rändern des Turnierplatzes standen weiße Zelte. Dort wohnten die Turnierteilnehmer mit ihren Knappen. Und dort waren auch Garküchen errichtet worden, aus denen es verführerisch dampfte. Wagen fuhren herum, Pferde wurden umhergeführt, Schmiede beschlugen Hufe, Hunde balgten sich. Schneider hängten bunte Waffenröcke auf. Auf einem Holzgestell lagerten Plattenharnische, Armkacheln aus Eisen, Brustplatten mit Schnüren, Eisenschuhe und Helmglocken. Immer neue Teile der Rüstungen wurden herbeigetragen und abgelegt, andere fortgebracht.

Ein Burgherr namens Boppe von Pastré war der Veranstalter des Turniers. Als sein Gegenüber, der den Kampf angetragen

bekommen und ihn angenommen hatte, trat ein Ritter an, den Henri und Sean bereits auf der Burg von Kyot gesehen hatten. Er hieß Sittich von Fontvieille. Seine Farbe war Violett, der Burgherr trug Tiefschwarz.

Henri bemerkte, wie erregt Sean war. Er hoffte, das Turnier würde dem Knappen, der früher auch sein Page gewesen war, helfen, sich zu entscheiden, ob er seine Träume zu seiner Wirklichkeit machen sollte. Und er hoffte auch, dass die Entscheidung in seinem Sinne ausfallen würde. Denn dass Sean ein Ritter werden würde wie andere Ritter, die sich in Raubzügen und Turnieren ergingen, das konnte er sich nicht recht vorstellen.

Die Lanzenwimpel auf dem Turnierplatz begannen stärker zu flattern, ein kühler Wind wehte von den Bergen im Norden herab. An den Startpunkten zu beiden Seiten der Turnierbahn waren jetzt zwei Vorreiter zu sehen, die mit einem Schaukampf das eigentliche Turnier einleiten sollten. Bevor die Ritter kamen, fochten die Vasallen, auch sie trugen Kettenhemden, Helme, schwere Waffen. Fanfaren ertönten. Über ein gemauertes Podest stiegen sie in den Sattel und zogen ihre Fausthandschuhe an, dann trieben die beiden Kämpfer ihre Pferde, die sich unter ihren schweren Schabracken und Turniersätteln nur plump in Bewegung setzten, unter Einsatz der angeschnallten Sporen aufeinander zu.

Der Boden dröhnte dumpf. Einen erwischte die Lanze des anderen. Er wurde durch die Wucht des vollen Aufpralls über den hinteren Sattelbogen hinweggehoben, fiel in den Sand und blieb regungslos liegen.

Ein Aufschrei ging durch die Menge. Aber die Erregung hielt sich in Grenzen, denn die Kämpfer waren nicht berühmt, und die Damen spielten ihr Entsetzen nur.

Sean jedoch litt mit dem Verlierer. Er beachtete den Sieger nicht. Er hielt sich die Hand vor den Mund wie ein Mädchen.

Henri bedachte ihn mit einem Seitenblick. Der Knappe war empfindsam. So empfindsam wie ein Dichter?

Der Verletzte wurde fortgetragen. Der Sieger ritt zur Tribüne. Dort erhielt er einen Wimpel von der Dame des Veranstalters. Sie war blond und trug ein weißes Gewand sowie eine Haube aus taubenblauer Seide, an der ein Edelstein glänzte. Die Dame lächelte huldvoll, aber abwesend.

Kurz darauf war die Bahn wieder frei. Zwei weitere Reiter bestiegen das Podest, saßen auf und stellten sich in Positur. Einer von ihnen brüllte etwas hinter der Eisenplatte, die sein Gesicht verdeckte. Es war ein unbeherrschtes Geschrei, das sowohl Wut als auch Angst ausdrücken konnte. Man reichte den beiden Gegnern die Lanzen, und sie schwenkten sie prüfend über ihren Pferden hin und her. Anschließend wurden ihnen die Schilde gereicht, die Ritter klopfen mit dem Lanzenschaft dagegen, und die Knappen mit den Lanzenbündeln sprangen zur Seite.

Die Reiter nahmen ihre Startpositionen ein. Als sie einander genau gegenüberstanden, erklangen Fanfaren. Der schärfer werdende Wind zerrte an den an den Instrumenten angebrachten Wimpeln.

Die Gegner trabten an und brachten ihre Lanzen in die Waagerechte. Aus dem Schritt wurde ein Galopp, und die Ritter kamen immer schneller aufeinander zu. Jetzt waren beide fast nebeneinander. Da hörte man Lanzen auf Schilde prallen. Doch der Kampf war noch nicht entschieden. Beide Ritter blieben im Sattel und formierten sich am Ende ihrer jeweiligen Bahn aufs Neue. Das Turniergericht befand, dass der zweite Durchgang sofort zu erfolgen hatte.

Der Reiter im blauen Ornat riss sich seinen Helm mit der länglichen, vorgebundenen Gesichtsplatte vom Kopf. Er schnappte nach Luft. Für einen Moment sah man sein schweißüberströmtes Gesicht. Er war überraschend jung, und Sean

begriff, dass der junge Ritter kaum älter war als er selbst. In seinem Gesicht war Unsicherheit, ja Angst zu erkennen. Als der Herold die Ritter dazu aufrief, weiterzukämpfen, schob sich der Junge seinen Helm wieder über den Kopf, die Anspannung war nicht aus seinem Gesicht gewichen. Beide Reiter bewegten sich erst langsam, dann immer schneller aufeinander zu.

Der junge Ritter wurde getroffen. Er hatte sein schweres Abwehrschild ungeschickt platziert und nicht rechtzeitig angehoben. Die Lanze seines Gegners bohrte sich in seinen Hals, durchdrang die Kapuze des Kettenhemds und schlug die dreieckigen Latzstücke zur Seite. Mit einem grellen Schmerzensschrei fiel der Getroffene seitlich vom Pferd.

Jetzt schrien auch die Zuschauer laut auf. Einige junge Damen wandten sich ab. Der Gefallene wurde reglos an den Händen hinausgeschleift, er zog eine lange Blutspur hinter sich her. Auf halbem Weg rutschte ihm der Helm vom Kopf, darunter auch die gesteppte Helmhaube, deren Lederfutter blutgetränkt war. Das Gesicht des Gefallenen war schneeweiß, es wirkte wie eine Maske.

Sean blickte Henri an. Seine Miene verriet Unsicherheit und Angst, als wäre ihm klar, dass er selbst der Getroffene hätte sein können. Ein Tjost kannte eben nicht nur Sieger. Der Turnierleiter ordnete eine kurze Pause an. Aber schon trabten neue Reiter heran, diesmal in zwei Pulks. Die Kämpfer formierten sich auf tänzelnden Pferden. Man hielt sie noch im Zaum, aber dann ertönten erneut die Fanfaren. Der Kampf ging weiter.

»Ich glaube«, sagte Sean, »ich will kein Ritter werden.«

»Wir haben darüber in der Vergangenheit gesprochen«, sagte Henri. »Jedes Mal, wenn wir Panzerreiten geübt haben und du statt eines Holzschwerts oder einer Latte eine echte Lanze in

den Händen gehalten hast, dann habe ich dich gefragt, wie du dich fühlst. Du warst immer begeistert.«

»Es war immer eine Übung. Ich spürte den Schutz, der mich dabei umgab, auch wenn die Waffe aus echtem Stahl war. Aber dies hier ist Ernst, es fließt richtiges Blut. Ich bin für solche Kämpfe nicht gerüstet. Noch nicht. Mir schwirren noch zu viele andere Dinge im Kopf herum.«

»Mein Ideal wäre«, erklärte Henri, »dass du alles kannst. Du musst Liebender sein, Kämpfer sein, ein Philosoph sein, das Leben kennen und nichts verachten. Aber das ist viel verlangt, ich weiß. Ich hoffte, die Ausbildung im Tempel hätte dich darauf gut vorbereitet.«

»Das hat sie, Meister Henri. Und Ihr seid der beste Ausbilder auf der Welt. Vielleicht gefällt mir dieser Anblick hier deshalb nicht, weil es nicht um wirklich wichtige Kämpfe geht. Ich meine – um Tod oder Leben, weil man Menschen schützen will, oder um ein wichtiges Ideal gegen niederträchtige Feinde zu verteidigen. Verstehst du mich, Herr Henri? Dies hier ist unnütz. Die Ritter fechten aus Langeweile. Und die Damen lieben aus Langeweile.«

»Das hast du sehr gut erkannt, mein Sean!«, lobte Henri seinen Knappen. »Ich gebe dich noch nicht auf!« Er legte Sean die Hand auf den Kopf. »Schauen wir weiter zu.«

Die beiden Reiterpuls vollführten Scheinangriffe. Die Reiter waren Ritter ohne Lehen und Knappen, die sich zu bewähren hatten. Sie wollten sich auszeichnen, um demnächst als Einzelkämpfer zugelassen zu werden. Jeweils ein Lanzenträger, der in der Mitte der Bahn stand, dirigierte sie. Beide Seiten fintierten, trabten an, galoppierten, wichen aus, griffen von der Flanke her an. Diesmal kam niemand zu Schaden, denn scharfe Waffen kamen nicht zum Einsatz. Es ging nur darum, taktisches Geschick und Wendigkeit unter Beweis zu stellen.

»Es ist wie in der Tempelschule«, meinte Sean. »An einem solchen spielerischen Kampf könnte ich mich auch beteiligen. Ich hätte Lust dazu, Herr Henri! Diese dort sind doch auch nur Knappen. Darf ich fragen, ob ich einen Schaukampf führen kann?«

»Ich könnte es dir doch nicht ausreden, du Dickkopf!«

Sean verschwand – und kam nicht wieder. Als Henri unruhig wurde und den Hals reckte, sah er seinen Knappen plötzlich auf dem Startfeld stehen. Sean winkte ihm heftig zu. Henri blieb das Herz stehen.

Henri begriff, dass sich Sean tatsächlich mit einem jungen Ritter ohne Lehen messen wollte. Es war ein Kampf ohne Einsatz, der Turnierleiter ließ die Zuschauer wissen, dass Sean of Ardchatten der Knappe des edlen Minnesängers Gabriel von Edinburgh sei. Henri musste einen Fluch hinunterschlucken.

Jemand reichte Sean ein Schild und eine Lanze. Dann wurde er auf ein ungeschmücktes Pferd gehievt, und er legte die stumpfe Lanze ein. Anschließend rief Sean etwas, das aber niemand verstand – außer dem Turnierleiter, der daraufhin zu Henri auf die Tribüne hinaufwies. Henri erhob sich und verbeugte sich verlegen. Dieser verdammte Sean! Er wollte eine Lanze für einen Sänger brechen!

Die Rosse galoppierten los. Alles verstummte, selbst der Wind schien einer Flaute zu weichen. Die kühle Luft des Vorfrühlings wurde nicht einmal vom Getrappel irgendwelcher Pferdehufe aufgewirbelt. Beide Reiter richteten jetzt ihre Lanzen auf, ebenso die Schilde. Sean saß vorgebeugt auf dem ihm fremden Pferd, sein junger, wild aussehender Gegner saß kerzengerade. Beide schossen jetzt aufeinander zu. Dann stießen sie kräftig mit den Lanzen zu und schrien auf. Beider Schilde wurden getroffen, doch die Gegner blieben im Sattel. Sie ritten aneinander vorbei zur entgegengesetzten Startmarkierung.

Henri atmete auf. Es war nichts passiert. Wie leichtsinnig von seinem Knappen, der keinerlei Turniererfahrung besaß!

Beide Kämpfer wandten ihr Pferd. Sie rückten sich im Sattel zurecht. Seans Helm war verrutscht. Sein Gegner schien Lunte gerochen zu haben, denn er legte schon wieder die Lanze ein und brüllte Sean etwas zu. Der Knappe setzte sich langsam in Bewegung.

Die Menge schien den Atem anzuhalten. Etwas an dem Schaukampf dieser beiden jungen Reiter faszinierte die Zuschauer. Vielleicht war es die spielerisch scheinende ungestüme Begeisterung der Kombattanten.

Die Gegner starteten zur zweiten Runde. Aus dem Trab wurde Galopp. Die stampfenden Hufe waren deutlich zu hören. Jetzt waren die Reiter auf Schlagdistanz. Sie stießen zu – und beider Lanzen zerbrachen an den Schilden des Gegners, Splitter flogen durch die Luft. Seans Gegner versuchte, seinen Widersacher mit dem Schild vom Pferd zu stoßen. Das war nicht erlaubt, aber niemand protestierte.

Am Startpunkt warteten Knechte mit neuen Lanzen. Sean schien für einen Moment zu schwanken und zu zögern. Henri stand besorgt auf. War der Knappe verletzt? Jetzt richtete sich Sean jedoch auf. Er fasste seinen Gegner ins Auge. Beide Pferde wurden hastig von Pferdeknechten trockengewischt. Unter Angriffsgeschrei preschten die Kämpfer aufeinander zu.

Diesmal wurde Sean so heftig getroffen, dass er vom Pferd stürzte. Henri schrie auf und mit ihm mehrere Damen auf der Holztribüne. Sein Gegner parierte sein Pferd, er wendete und kam zurück, dorthin, wo sich Sean gerade wieder aufrappelte. Sean zog das stumpfe Schwert, das man ihm vor dem Kampf gegeben hatte. Sein Gegner sprang vom Pferd, zog ebenfalls sein Schwert, und der Fußkampf begann.

Henri merkte, dass er schwitzte. Es war nicht der erste Kampf seines Knappen – noch vor kurzem in Marseille hatte sich Sean

gut geschlagen, und damals war es um Leben oder Tod gegangen –, aber es war sein erster Kampf unter Turnierregeln, und diese Regeln beherrschte Sean nicht. Er war vielen Finten seines gewieften Gegners nicht gewachsen und konnte nicht angemessen parieren, und er durfte nicht so kämpfen, wie es im Moment besser für ihn gewesen wäre, nämlich mit den Fäusten. Sein Gegner trieb ihn mit heftigen Hieben über den Platz.

Es klatschte, wenn die Schwerter auf das Leder der Schilde trafen. Es dröhnte laut und metallisch, wenn die Helme getroffen wurden. Die beiden Kämpfer sprangen vor, wichen zurück, Sean wehrte sich verbissen gegen alle Angriffe des Gegners. Beider Schläge wurden schwächer, einen Herzschlag lang setzten beide mit den Hieben aus, atmeten heftig, dann reckten sie sich und gingen erneut aufeinander los. Sean konnte einen Hieb gegen den Helm des anderen landen, aber der traf häufiger. Und zunehmend heftiger. Einmal schrie Sean auf wie ein Mädchen. Sein Gegner gewann zunehmend die Oberhand. Jetzt stieß er Sean mit dem Schild gegen den Kopf. Sean taumelte.

Dann ging alles sehr schnell. Vor der Holztribüne zwang der junge Ritter den erschöpften Sean in die Knie. Der Knappe hob sein Schild über den Kopf, um sich zu schützen. Er war besiegt.

Der andere brüllte im Siegestaumel auf. Er riss sich den Helm vom Kopf, verneigte sich vor dem Turnierrichter und stampfte davon, ohne Sean noch eines Blickes zu würdigen.

Henri sprang mit einem Seitsprung über die Barriere, die zum Kampfplatz führte. Er stellte Sean wieder auf die Füße. Der Junge schwitzte und zitterte am ganzen Leib. Henri nahm ihm den Schild aus der Hand, den er noch immer krampfhaft festhielt, er zog ihm auch den Helm mit dem Nasenschutz vom Kopf. Henri umfasste den Kopf des Knappen mit beiden

Händen und untersuchte ihn nach Wunden. Er wischte ihm die nasse Stirn ab.

»Wie fühlst du dich, mein Junge?«, fragte Henri besorgt.

»Er machte ernst«, antwortete Sean mit kläglicher Stimme.

»Aber die Verabredung war, den Kampf nur zu spielen.«

»Es ist immer ernst, wenn man kämpft, Sean! Lass dir das die Lehre des heutigen Tages sein!«

»Ach, wäre das Leben doch nur ein Spiel! Aber solche Ritter ohne Lehen verstehen scheinbar keinen Spaß!«

»Schreib ein Gedicht darüber!«, meinte Henri lachend.

Und Sean, der sich an der Seite seines Ritters schnell erholte, begann sofort zu deklamieren: *»Kann Ritterschaft den Erdenruhm und das Seelenparadies erkämpfen?... Mit Schild und Lanze, hoch zu Ross?... War's so, ich wollte Ritter sein... Doch Hochmut ist's, der uns zu Fall bringt. Nicht Sanftmut, nein, die Jugend reißt uns hin, die Hoffart steigt und stürzt...«*

»Du bist wahrlich erstaunlich, mein Sean!«, unterbrach ihn Henri verblüfft. »In dir stecken ungeahnte Talente!«

»Ich will sie allesamt nutzen, wie es dir gefällt«, sagte Sean leise. »Es wäre töricht von mir, von dir fortzugehen, wie ich gestern sagte. Welch unsinniger Gedanke! Ich würde sterben vor Sehnsucht nach dir, mein Herr, und nach Joshua und Uthman!«

Waffenknechte kamen und befreiten Sean vom Waffenrock und vom Kettenhemd, das Brust und Hals schützte. Sie trugen auch die Waffen fort.

»Komm mit auf unsere Plätze«, sagte Henri. »Dort erhole dich. Und denke noch ein wenig über das nach, was dir widerfahren ist.«

Sean sagte nichts. Sie stiegen die Tribünenstufen empor. Eine Dame winkte ihnen zu, jemand klatschte. Sie setzten sich und atmeten beide tief durch. Henri half dem Knappen, die

Kleidung zu richten. Sein Nacken war vom Helm aufgeschauert, und er blutete leicht.

Henri erwartete, dass Sean eine Einsicht zu dem Kampfgeschehen äußerte. Aber der Junge schwieg – und zwar bedrückt, wie es Henri schien. Bald nahm das Geschehen auf der Bahn ihre Aufmerksamkeit wieder gefangen.

Die Kämpfe gingen weiter. Ein vorbildlicher Angriff, dampfende Pferdeleiber prallten seitlich aneinander, es roch nach Schweiß, nach Pferdekot, nach etwas anderem, das vielleicht aus den Kämpfen kam, vielleicht konnte man es Wut, Siegeslust, Hoffart nennen. Das Geschrei von den Holztribünen nahm zu. Und als man jetzt, bei zunehmender Dämmerung, wohl an die hundert Fackeln und Kohlebecken anzündete, war der Kampfplatz in ein Licht getaucht, das Henri an echte Kämpfe im Heiligen Land erinnerte. An brennende Mauern, an Tierkadaver, an Menschen, die sich in Blut wälzten, an einstürzende Häuser, Burgen, Kirchen. Bilder wie diese kamen von Zeit zu Zeit in ihm hoch, er würde sie wohl nie wieder loswerden. Doch in Wirklichkeit wollte er so etwas nicht mehr erleben. Die Zeit solcher Kämpfe war vorbei.

Die Kämpfe, die sich aus Flucht und Verfolgung und notwendiger Verteidigung ergaben, konnte er jedoch nicht unterbinden. Henri kam in die Gegenwart zurück. Er begriff, dass dieses Turnier, das für Sean eine Entscheidungshilfe hatte sein sollen, auch ihn zum Nachdenken bewegen sollte. Auch er musste entscheiden, wie er weiter vorzugehen hatte. Was ihm die Zukunft bringen sollte.

Ob er ein Kämpfer oder ein Dichter war.

Henri blickte über den Platz.

Im flackernden Feuerschein glitten die Reiter und ihre Pferde schemenhaft dahin. Sie glichen Geistern, die ihre Körper verloren hatten und nach einer Heimstatt suchten. Nur ihr

Geschrei ließ keinen Zweifel daran, dass es sich um Lebende handelte. Aber ihr Tun war ebenso gespenstisch.

Sean of Ardchatten hatte seine Lektion erteilt bekommen. Das blutige Kampfgeschehen auf dem Turnierplatz hatte in seiner jungen Seele den Wunsch ausgelöst, etwas Schönes zu tun und sich mit schönen Dingen zu umgeben. An die Schwertleite dachte er nicht mehr. Was konnte es ihm schon bedeuten, wenn sein Herr ihm die Sporen anschnallte und den Schwertgurt umlegte, wenn er das klirrende Schwert weihen ließ und irgendein fetter Priester die *consecratio ensis* sprach. Was bedeutete ihm, Sean of Ardchatten, schon ein Schwert zur Verteidigung von Kirchen, zum Schutz von Gläubigen, gegen das Wüten der Heiden? Es führte ihn vielleicht in die vordere Reihe einiger Kämpfer, die sich dieser Auszeichnung würdig erwiesen, aber eine solch reine Ehrerweisung war dem Knappen nun einerlei.

An einem der folgenden Tage, als Henri de Roslin nach Avignon aufgebrochen war, um einen Dominikaner zu treffen, der ihm früher einmal aus einer Notlage herausgeholfen hatte, ritt Sean zur Burg von Kyot. Er wollte um die Erlaubnis bitten, den Damen des Ritters im Burggarten Gesellschaft leisten zu dürfen. Der Burggarten war ein kleines Paradies, das hatte er sofort gesehen. Musste dort die Seele nicht erblühen und ihre wahren Wünsche preisgeben?

Sean erhoffte sich ein solches kleines Wunder.

Kyot empfing Sean mit mürrischer Miene. Er saß im Saal seines Wohnturms am Kopfende eines großen Tisches und blätterte zerstreut in Steuerlisten seiner Ländereien. Zu seiner Rechten saß ein älterer Mann in der Kluft eines Gutsverwalters. Zunächst erkannte der Ritter Sean nicht, so sehr beschäftigten ihn seine finsternen Gedanken. Als er ihn

dann endlich wahrnahm, sah er lediglich einen breitschultrigen jungen Mann mit wallenden hellen Locken vor sich, der ein mustergültiger Knappe zu sein schien. Angesichts dieser jugendlichen Unschuld fühlte Kyot sich in seinen Gedanken ertappt.

»Wer bist du, und was willst du?«, fragte er barsch.

»Ich bin der Knappe des edlen Ritters Henri de Roslin. Und ich wollte Euch bitten...«

»Ah!« Die Miene Kyots hellte sich auf. »Natürlich! Entschuldige bitte, dass ich dich nicht gleich erkannt habe. Du bist Sean, nicht wahr? Setz dich! Und warte einen Augenblick, bis ich mich dir widmen kann.«

Sean beobachtete, wie der Ritter mit dem Verwalter verhandelte. Er behandelte den Mann mit unverhohlener Verachtung. Einmal war Sean kurz davor, aufzuspringen und Kyot für sein schlechtes Benehmen zur Rechenschaft zu ziehen. Es machte ihn nachdenklich. Wer besaß das Recht, über einen anderen zu herrschen? Unwillkürlich musste er über diesen Gedanken lächeln. Kyot war ein Burgherr, der andere ein Nichts, daraus erklärte sich alles. Aber hatte Gott nicht alle Menschen aus dem gleichen Staub erschaffen? Wie war es nur dazu gekommen, dass sich solche Unterschiede ergeben hatten!

Kyot blickte ihn neugierig an. »Also, was willst du von mir, Knappe?«

Sean kam sich plötzlich albern vor, er fühlte sich eingeschüchtert. Konnte er es wirklich wagen, seine Wünsche zu äußern? War der Ritter Kyot nicht ein viel zu großer und bedeutender Mann, um sich mit den Schwärmereien eines Knappen abzugeben? Sean trug seinen Wunsch mit leiser Stimme vor. Zu seiner Überraschung stimmte Kyot sofort zu. Freundlich sagte er:

»Ich lasse zwei meiner reizendsten Damen rufen! Lass dir von ihnen den Burggarten zeigen und entdecke die Facetten seiner Schönheit. Aber die Damen sind nur zum Anschauen da, verstanden?«

»Natürlich, Herr!«

Kyot klatschte in die Hände, sein Diener erschien und nahm den Auftrag entgegen. Während sie warteten, ruhte Kyots Blick auf Sean. Er schien zu erwägen, welchen Nutzen der Knappe für ihn hatte. Sean hätte sich gern dankbar erwiesen für die Gunst, die ihm gewährt wurde, wusste jedoch nicht, auf welche Weise. Kyot strich sich gedankenverloren über die Lippen, nestelte an seinem steifen Hemdkragen und strich sein schönes, halb langes Haar hinter die Ohren zurück. Sean fühlte sich unbehaglich und rutschte nervös auf seinem Hocker hin und her. Kyot sagte nichts.

Als die beiden jungen Frauen den Saal betraten, beide kaum älter als Sean, herrlich gewachsen mit schlanken, biegsamen Leibern, blond und fröhlich – sie sahen aus wie leibhaftige Engel –, da entließ Kyot ihn sofort mit einer Handbewegung. Sean atmete erleichtert auf. Eine Schließerin begleitete ihn und die beiden Frauen in den Burggarten hinab.

Die beiden jungen Damen, Giselle und Beaux, trugen ihr Haar nach Art der unverheirateten Jungfrauen schulterlang und gelockt. Sie zogen Sean an den Händen mit sich fort und fingen sofort an zu plappern. Sie erzählten von Festen, die sich im Frühling anbahnten, von einem Musikantentreffen und von einem Tanzwettbewerb, den sie planten. Völlig vereinnahmt von all diesen Dingen, gingen sie auf Sean überhaupt nicht ein. Aber der Knappe fühlte sich dennoch wohl an ihrer Seite. Und als Beaux ihm auch noch unvermittelt einen Kuss auf die Lippen hauchte, da dachte er einmal mehr, dass er sich seine Zukunft nicht auf dem Schlachtfeld oder dem Turnierplatz vorstellen konnte.

Aber wie sollte sie sich dann gestalten? Sollte sie etwa allein aus Liebe bestehen? Die Liebe ernährte keinen Mann. Und die Musik? Konnte man davon leben? Er musste es unbedingt herausfinden!

Der Lustgarten im hinteren Teil der Burg, den die Schließerin ihnen öffnete und anschließend wieder verriegelte, war groß und prächtig. Zwar blühten zu dieser Jahreszeit hier noch keine Blumen, und die Zweige der Bäume an der Nordseite reckten sich kahl in den tiefblauen Himmel, denn es war trotz der stark einfallenden Sonne kühl, und die Natur erholte sich nur langsam von den Winternächten, aber die Pracht des Paradiesgartens war dennoch zu erahnen.

Sean und die beiden jungen Frauen setzten sich in eine Rosenrabatte. Die beiden Mädchen nestelten an ihren Seidenspitzen über der Brust, dort, wo das Kleid eng anlag, sie lupften ihre weißen, trichterförmigen Röcke und legten so den Blick auf ihre zierlichen Füße frei, die in gelben Seidenschuhen steckten. Das Kleid von Giselle war weiß, das von Beaux *mi-parti*, zweifarbig, mit einer aufgenähten, senkrechten Trennlinie, die rechte Hälfte rosa, die linke lindgrün. Beide Mädchen trugen broschenartige Schmuckscheiben. Ihre Münder waren gespitzt und feucht, ihre Wangen zart gerötet. Sie blickten Sean erwartungsfroh an.

Hinter einigen der vergitterten Fensterhöhlen der angrenzenden Kemenaten zeigten sich jetzt neugierige Gesichter. Die Unternehmungen des Fremden mit den beiden Mädchen erregten offenkundiges Interesse in der Burg. Zwei Köchinnen gingen in den angrenzenden Kräutergarten und zupften an Pflanzen herum. Dann verschwanden sie wieder in den Küchenbauten, nicht jedoch ohne die Gruppe ausgiebig beäugt zu haben. Seans Blicke wanderten über die großen Rasenflächen im Schatten der hohen Burgmauern, über zwei

Brunnen, die leise plätscherten, sowie über Rasenbänke und Spaliere.

Sean nahm wahr, dass Wächter in knielangen blauen Gewändern, mit rot bestrumpften Beinen, die in Ziegenlederstiefeln steckten, und roten Spitzhauben auf den Köpfen an den Mauern entlangpatrouillierten. Sie bemühten sich zwar, nicht wie Soldaten, sondern eher wie belanglose Passanten zu wirken. Doch Sean registrierte ihre wachsamen Seitenblicke wohl.

Kleine Hügel und pittoreske Statuen setzten besondere Akzente im Burggarten. Hinter Flechtgittern tat sich ein weiterer lauschiger Garten auf. Hier waren Bäume gepflanzt und Weinreben gezogen worden. Alles war vorbereitet für Veilchen, Raute und Salbei, für Akelei, Lilien und Iris. Noch war es zu früh im Jahr, aber eine Ahnung von aromatischen Düften nach Granatäpfeln, Lorbeer und Zypressen lag bereits in der Luft. Mit einem Mal übermannte Sean die Sehnsucht nach Licht, Sonnenwärme und Bewegung im Freien an der Seite von schönen Mädchen.

Ja, dachte er, das ist es, was ich will. Hier will ich sein, und hier will ich für immer bleiben. Kann ich in einem solchen Paradiesgarten nicht mein Haus bauen? Es könnte mit Säulen aus Bäumen errichtet sein, ich verpflanze sie, bringe darüber Balken an und decke sie mit Schilf oder Stroh oder mit trockenen Zweigen duftender Weiden. Sean zog seine dreilöchrige Flöte aus dem Wams und begann zu spielen. Die Mädchen kicherten und lauschten. Giselle blickte verliebt. Aber sie liebte wohl nur sich selbst und das Gefühl der Liebe.

»Warum willst du mit uns zusammen sein, junger Herr?«, fragte Beaux. »Erzähle uns von deinen Träumen und Wünschen, vielleicht können wir etwas davon erfüllen.«

Giselle kicherte und stieß Beaux an. Sean wusste zunächst nicht, wie er auf diese Frage und Giselles Benehmen reagieren sollte, schließlich aber sagte er:

»Mein Herr ist ein großer Mann. Er verlangt viel von mir. Und ich diene ihm freudig. Aber in letzter Zeit weiß ich nicht mehr, ob ich diesen Weg gehen will.«

»Ah!« Beaux hob den Zeigefinger, als prüfe sie die Windrichtung. »Eine Lebenskrise! Früher oder später kommt jeder junge Mann an diesen Punkt.«

Verblüfft sagte Sean: »Woher weißt du von solchen Dingen?«

»Zu uns kommen manchmal Herren, die etwas Ähnliches durchmachen. Unser Ritter Kyot ließ uns darin ausbilden, solche Herren zu verstehen und ihre Wünsche zu erfüllen.«

»Welche Wünsche denn?«

Die Mädchen kicherten und rückten näher an Sean heran.

»Bildung, Musik, gelehrte Gespräche!« Sean spürte den Widerspruch zwischen ihren Worten und ihrem Verhalten.

»Seid ihr wirklich gebildet?«

»Willst du es herausfinden? Dann frag uns doch etwas!«

Sean überlegte. Er blickte sich im Burggarten um. Wussten die Mädchen beispielsweise von der Bedeutung eines solchen Paradiesgärtleins?

Er fragte sie.

Giselle antwortete: »Ein solcher Garten, mein werter Herr, wird immer in Erwartung der Jungfrau Maria angelegt. Allein für sie ist er gedacht. Während wir uns darin ergehen oder lesend darin sitzen, denken wir an ihre Ankunft. Jeder Garten ist ein Abbild des Paradieses. Aber dieser Burggarten hier ist das Paradies selbst – Ritter Kyot schärft uns das immer ein.«

»Dann seid ihr die Evas in seinem Garten!«

»Ja. Und wir sind von Engeln umgeben. Du siehst vielleicht nur Mauern, Spaliere und Rabatten. Aber wir sehen Heilige

und Engel, wir sehen dieses Paradies als *hortus conclusus*, einen geschlossenen Garten, in dem wir lustwandeln, um mit den Engeln zu sprechen. Und sie kommen und sagen uns, wann die Jungfrau eintrifft. Denn der Garten bleibt so lange unchristliche Natur, bis Maria eintrifft, dann wird er zur christlichen Tugend. Nicht wahr?«

»Donnerwetter!«, entfuhr es Sean. »Ich dachte nicht, dass ihr Mädchen euch so auszudrücken vermögt. Euer Herr Kyot hat offenbar dafür gesorgt, dass euch eine sehr aufwendige Ausbildung zuteil wird.«

»Das hat er«, bestätigte Giselle.

»Es ist auch so«, ergänzte Beaux, »dass wir die wahren Engel sind. Wir sind es, die diesen Naturgarten zum Idyll werden lassen. Vor allem Männer begreifen das schnell, wenn sie in den Genuss unserer Zärtlichkeiten kommen. Wir beschwören die Harmonie von Mensch und Natur, gerade weil sie draußen in der Welt verlustig geht, weil Kriege und Seuchen drohen, aber auch Ketzereien und die Gier der Geschäftemacher überhand nehmen. Hier in diesem kleinen Paradies sind wir die Hüterinnen des Schönen und Wahren.«

Sean fühlte sich beflügelt von diesen Worten. Plötzlich war er überglücklich. Die Mädchen hatten Recht. Für einen Mann gehört zur Harmonie immer auch die Verbindung mit den Frauen.

Kyots Worte fielen ihm wieder ein, er hatte vom dramatischen Verlust des Weiblichen gesprochen. Und vom wüsten Land. Hier war davon nichts zu spüren. Und von der beschädigten Person. Hier kam sie wieder zu sich.

Sean begann allmählich, Kyot zu bewundern. Er hatte in allem Recht. Und Henri de Roslin hatte Unrecht. Ritter Kyot durfte man durchaus trauen! Er war ein großartiger Mann! Er verteidigte das Schöne gegenüber dem Gewalttätigen!

Nur in solchen Paradiesen, wie dieser Burgarten es war, schien dem Knappen plötzlich die Liebe möglich. Nur hier herrschte Frieden. Nur hier konnte es echte, innige Gefühle geben. Und die Frauen waren die auserkorenen Hüterinnen solch heiliger Mysterien.

»Ich glaube, ich begreife langsam«, entfuhr es Sean. »Hier ist alles so voller Leben!«

»Soll ich dir eine Geschichte erzählen?«, fragte Beaux.

»Ja.«

»Lerne daraus«, sagte Giselle.

Beaux begann. »Einst lebte ein Jüngling, der war gelehrt wie der junge Jesus und schön wie Joseph in Ägypten, und er besaß vor der Stadt einen Garten von solcher Pracht, dass man hätte glauben können, das Paradies sei dort auf die Erde gefallen. Kein Fürst besaß jemals ein derartiges Juwel. Da gab es Rosenhecken und Spaliere von Fruchtbäumen aller Arten, so wie hier in diesem Garten. Aber auch samtige Wiesen, die von Bächen durchflossen wurden, und stille Teiche, in denen sich junge Zypressen spiegelten, auf deren Ästen Turteltauben saßen. Nirgends sonst traf man so viele Vögel, nirgends sangen sie lieblicher, und jedermann musste sie um ihre Flügel beneiden. Aber der Park war auf allen vier Seiten von hohen Mauern umschlossen, die böse, neidische Blicke von außen abhalten sollten...«

»Kann es da verwundern, dass dieser Garten die größte Freude und den ganzen Stolz seines Besitzers bildete?«, warf Giselle munter ein.

Beaux fuhr fort: »... So oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, kam dieser Besitzer aus der Stadt zur Erholung in seinen Garten. Er beschnitt die Bäume, pflanzte Jasmin, Narzissen und Veilchen und unternahm Rundgänge. Sein Herz wurde immer wieder aufs Neue mit Entzücken erfüllt...«

»Und dann?«

»Tja dann... Dann merkte er plötzlich, wie unglücklich er war.«

»Mit einem solchen Garten?«, fragte Sean ungläubig. »Wie war das möglich?«

»Er begriff, dass ihm etwas fehlte.«

»Und was?«

»Die Liebe zu einer Frau. Er war ganz allein. Er hatte niemanden. Und als er das verstanden hatte, verließ er seinen Garten und zog in die Welt, um ein Weib zu erobern.«

»Lasst uns umhergehen!«, bat Sean. »Ich bin sehr aufgewühlt. Ich muss eine Entscheidung treffen.«

Sean und die beiden jungen Frauen erhoben sich also und spazierten über die wunderbar angelegte Rasenfläche. In ihrer Mitte standen keine Bäume, die freie Fläche sollte den Lustwandelnden erfreuen – der gesamte Aufbau folgte einem genau durchdachten Plan! In die Rasenmitte wurde das Wasser einer reinen Quelle geleitet und in einem Becken aufgefangen. Sean trank von dem köstlichen Wasser. Die Mädchen warteten.

Erst jetzt erkannte Sean, dass der Garten wie ein Schachbrett angelegt war. Er endete an den Mauern nicht tatsächlich, sondern er schien diese zu sprengen, seine Ordnung reichte weiter hinaus. Er verkörperte auch ein männliches Prinzip.

Schnurgerade Wege taten sich hinter den nächsten Hecken und Paravents auf. Baumgärten wechselten mit Rasengärten und diese mit Blumenlauben. Im hinteren Teil gab es ein kleines Tiergehege, das jedoch leer war, nur in drei Käfigen flatterten Goldfasane. Es gab eine künstliche Tempelruine, eine Grotte, auf einer angedeuteten Insel ohne Wasser sogar eine Pyramide. Der Garten schien unendlich. Das Weibliche und das Männliche, dachte Sean, sind hier gleichermaßen zugegen. Aber genügte das? Sagte das soeben gehörte Märchen nicht aus, dass noch etwas fehlte?

Sean sah und staunte. Alle seine Sinne waren geschärft. Die Natur heilt uns, dachte er. Wie schön es ist, an einem Ort zu sein, an dem man gerne erlebt und seine Wahrnehmung nicht lieber verschließen möchte!

Sean war innerlich aufs Äußerste gespannt. Mit jedem Blick lernte er Neues. Blicke ersetzen kein Gespräch, dachte er, und ein schöner Anblick kein menschliches Gegenüber, aber dies war eine bessere Lektion, als er sie auf dem Turnierplatz erhalten hatte. Vielleicht auch deshalb, weil sie von schönen Frauen erteilt wurde und nicht von hasserfüllten Kämpfern, die überall Feinde witterten.

Seans Gedanken wirbelten immer stärker durch seinen Kopf. Ich darf nicht alles, was außerhalb von mir ist, zu Feindesland erklären, dachte Sean. Und in dem Moment, in dem er so dachte, erschrak er vor sich selbst. Noch nie hatte er einen solch tiefen Gedanken in solch reiner Klarheit aus sich selbst heraus gedacht. Daran mussten die beiden Mädchen schuld sein. Sie wirkten wahrhaft beflügelnd auf ihn.

In ihrer Mitte wandelte Sean nun durch das Paradies. Er fasste Giselle und Beaux um die Taille. Sie ließen es sich gefallen. Zu dritt erkundeten sie alles, was noch vor ihnen lag. Und nach einer Weile wusste Sean, wohin ihn sein zukünftiger Weg führen sollte.

Er blickte auf. An einem der Fenster des Donjons stand Ritter Kyot. Sean wollte ihm zuwinken, aber als er Kyots bleiches Gesicht mit seinen harten Zügen sah, das schien, als hänge der Ritter finsternen Gedanken nach, unterdrückte er diesen Impuls. Ein seltsames Gefühl beschlich Sean bei diesem Anblick. Woran mochte dieser unheimliche Ritter denken?

Sean seufzte und zog die Mädchen noch fester an sich. Er küsste sie auf ihre weißen Wangen, dann auf ihre duftenden Hälsen, die sie anmutig reckten. Er spürte ihre jungen, festen Körper. Sie schienen nur für ihn da zu sein.

Sean nahm sich vor, den Frauen ein guter Liebhaber zu sein. Einen solchen hatten sich derart göttliche Wesen redlich verdient.

Februar 1318. Die Tage der Opfergesänge

Kyot d'Arles hasste Kirchen. Dass er sie so oft aufsuchte, verstand er selbst nicht. In den Kirchen und Kapellen der umliegenden Ländereien und Städte zwischen Aix und Avignon war es düster, und es roch modrig. Beides mochte Kyot nicht. Er ließ sich auf seinen Kirchgängen daher gern von jungen Frauen begleiten. Aber auch sie halfen nicht gegen die Kälte, die ihn innerlich schüttelte, wenn er eine Kirche betrat. Es war ihm, als begegne er jedes Mal seinem ganz persönlichen Schnitter.

An diesem Morgen war es besonders schlimm. Kyot kam nicht umhin, die Kirche von Arles zu betreten. Kardinal Bedoin von Arles zwang ihn dazu. Er hatte ihm Geldmittel für den Ausbau seiner Gärten in Aussicht gestellt. Kyot reiste mit Gefolge an. Er erblickte den drohenden Vierungsturm von Saint-Trophime schon von weitem. Ob die Kirche schön war, konnte er nicht sagen, für die Schönheit von Kirchen hatte er keinen Blick. Wenn der Kardinal von Rundbogenfriesen, von Lisenen und Pilastern und korinthischen Kapitellen schwärmte, wünschte er ihm den Teufel an den Hals. Allein jetzt, wo er nur daran dachte, gab Kyot seinem Pferd unwillkürlich die Hacken.

Ein Christusfest war zu feiern. Die Darstellung des Herrn in einer Lichterprozession. Schon warteten die Chandeurs in langer Reihe. Kyot stieg erst am Kirchenportal vom Pferd und überließ die Zügel einem Pagen. Er neigte sein Haupt nur ein

wenig, er küsste die Hand des Kardinals nicht wirklich. Dann traten die Männer in den Innenraum.

Kyot ließ den Blick in die Runde schweifen. Im Halbdunkel, das von flackernden Kerzen schemenhaft erhellt war, erkannte er niemanden. Obwohl die Kirche voll besetzt war, schien sie ihm leer – ein Abgrund, hinter dem der kalte Hauch der Hölle zu spüren war. Kyot grauste es, er schüttelte sich und hüllte sich noch fester in seinen Umhang, ein Prachtstück aus weißem Hermelin, das in seinem Glanz nicht hinter dem feierlichen Ornat der Kirchenmänner zurückblieb.

Kyot und der Kardinal durchschritten das fünfjochige Mittelschiff, das Kyot unendlich lang erschien. Zu lang. Kürzere Kirchen, so dachte er, konnten die Baumeister wohl nicht errichten. Als er endlich am Ende des Mittelschiffs angekommen war, wies man ihm einen Platz in der ersten Reihe an. Über seinem Kopf hinweg wogte das silberne Gefäß mit dem Weihrauch. In dichten Schwaden kam das brennende Harz aus den Öffnungen, der Dunst legte sich noch schwerer auf Kyots Seele. Er hustete. Einer der Priester begann mit der Lesung. Kyot hörte nicht zu. Erst allmählich drangen die Worte des Geistlichen an sein Ohr.

Die Frau war unrein vierzig Tage lang nach der Geburt des Knaben, und man sagte ihr, dass sie ein Schaf und eine Taube dem Priester als Reinigungsoffer zu übergeben habe. Und sie tat dies. Und man sagte ihr, dass ihr Knabe das Eigentum Gottes sei, er musste vor Gott gebracht werden, und er konnte nicht ausgelöst werden...

Kyot hustete erneut. Er spürte das unwiderstehliche Bedürfnis, weiter zu husten, immer lauter, bis die Worte des Priesters nicht mehr zu hören waren. Als ihm das bewusst wurde, errötete er und senkte den Kopf tief auf die Brust hinab.

... Als sie das Kind in den Tempel brachte, begegnete sie dem alten Simeon und der Prophetin Hanna. Beide erkannten in

diesem Knaben den Erlöser Israels und priesen Gott. Deshalb feiern wir an diesem Tag auch das Fest des heiligen Simeon und unseres eigenen Schutzpatrons, des heiligen Trophimus...

Feiert, wen ihr wollt, dachte Kyot. Heimlich blickte er sich in der Kirche um, sein Seitenblick fiel auf eine junge Frau. Auch sie sah mit einem Mal zu ihm herüber. Fest des Simeon, Fest des Trophimus, dachte Kyot, was geht mich das an. Auch wenn ich gezwungen bin, in dieser kalten Kirche auszuharren, meine Feste feiere ich auf meine Weise. Mit Frauen, in deren dunklen, fast schwarzen Augen ich reine Lust aufscheinen sehe. Mit Frauen, deren wollüstige Lippen mich küssen. Mit Frauen, bei denen ich meine Schmerzen nicht spüre, die mir die Angst vor der Hölle nehmen.

... Das Licht und die Opfergesänge retten uns allein, wenn wir nicht weiter wissen. Aber der Herr ist da. Die Kerzenweihe, die Gebete, das Weihwasser sind wirklich da und kommen von Gott. Also tröstet euch, ihr Sünder, in der Eucharistiefeier ist der Herr wirklich anwesend...

Kyot starrte weiterhin auf die Frau, die seitlich von ihm saß. Wer war sie? Sicher eine hohe Dame in festen Händen. Aber was besagte das schon! Er hatte noch alle gekriegt! Die stolzesten Familien der Provence hatten nachgeben müssen, wenn er Frauen oder Mädchen aus ihrer Mitte begehrt hatte.

Kyot erhob sich – wie auch alle anderen Anwesenden. Es wurde die Präfation gelesen: *Christus kommt in den Tempel*. Kyot und die Gläubigen schlugen unaufhörlich Kreuze. Schutz und Hilfe brauche ich nicht, dachte Kyot, ich schütze mich selbst. Aber der Herr möge auf meiner Seite sein, wenn ich unkeusch denke. Und handele. Und wenn ich Frauen ins Unglück stürze, wie es schon oft geschehen ist. Ach was, dachte Kyot weiter, sie hatten es alle nicht besser verdient, auch dann nicht, wenn sie von Stand gewesen waren. Er spürte die Wut in sich aufsteigen, die ihn immer überfiel, nachdem

ihn eine kurzzeitige Reue überkommen hatte. Die ganze Liturgie lebte doch nur von den Reuegefühlen der Gläubigen, alles quoll über von Reue, so wie das Weihrauchfass überquoll. Aus dem blöden Kessel dampft es, dachte Kyot, und aus ihren Köpfen dampft es unaufhörlich, und sie winseln um Vergebung. Ich bin Kyot d'Arles! Ein stolzer Ritter, der keine Feinde fürchtet!

... Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger sein und einen Sohn gebären, den sollst du Jesus nennen. Sieh, du bist des Herrn Magd, dir geschehe, wie es auserkoren ist...

Weiber, dachte Kyot. Ihnen geschieht, was ihnen zusteht!

Die Messe begann mit Posaunenschall. Die Opfergesänge der Gemeinde schwellen an. *Und in Ephesus feierten sie das Gedächtnis der heiligen, immer jungfräulichen Gottesmutter.* Wer das glaubt!, dachte Kyot. Jetzt musste er niederknien wie alle anderen Gläubigen. *Und es hat Gestalt angenommen und empfangen den Heiligen Geist...*

Kyot erschauerte. Er stellte sich die Qualen der Hölle vor, die er zu ertragen hätte, wenn herauskäme, welch gotteslästerliche Gedanken ihm durch den Kopf gingen. Aber blickte Gott nicht auch in sein Herz? Dann musste er doch seinen Zustand kennen! Vielleicht verzieh Gott ihm, weil er ihn für größere Aufgaben vorgesehen hatte! Ja, so musste es sein! Kyot durfte sich wieder setzen. Alle setzten sich. Die Messe ging weiter mit Gesängen, in denen die Opfer der Christenheit gepriesen wurden. In denen die Heiligtage nach der Epiphanie, der Erscheinung des Herrn, beschworen wurden. In denen zu Feuerweihe, zu Wasserweihe, zur Weihe gläubiger Herzen aufgerufen wurde.

Kyot wäre am liebsten aufgestanden und davongegangen. Aber das traute er sich dann doch nicht. Er brauchte das Geld des Kardinals. Denn solange er seinen prächtigen

Paradiesgarten weiter vervollkommen konnte, konnten ihm die Schrecken der Hölle nichts anhaben. Davon war er fest überzeugt.

Als die Messe zu Ende war, blickte sich Kyot nach der Frau mit den schwarzen Augen um. Sie sollte für diesen Tag seine Jungfrau Maria sein! Und er würde sie lehren, dem Fleisch zu huldigen. Er würde sich nicht mit der Beschwörung des Heiligen Geistes zufrieden geben. Erregt ging Kyot durch die Menge, die sich inzwischen vor der Kirche versammelt hatte.

Aber die Frau, die er suchte, war verschwunden.

Kyot bestieg unverzüglich sein Pferd. Seine Begleitung ritt in gehörigem Abstand hinter ihm her. Der Morgen war klar und kalt, von Norden her fiel wieder einmal der Mistral ein. Als er zur Stadtbefestigung kam, fand er diese völlig verlassen vor, sodass einer seiner Begleiter das Tor eigenhändig aufstoßen musste. Kyot stob hinaus. Unter den Hufen seines schweren Tieres knirschten die verharschten Wege, es hatte schon Nachtfrost gegeben. Kyot fühlte sich plötzlich unendlich frei. Das beklemmende Gefühl, das ihn in der Kirche befallen hatte, fiel von ihm ab. Wovor fürchtete er sich eigentlich? Die Hölle war weit weg! Er war im Vollbesitz all seiner Kräfte, und seine Gefühlskälte machte ihn unangreifbar. Er hatte keine Schuldgefühle.

Kyot schickte seine Begleiter zur Burg zurück. Er wollte allein sein. Hart gab er seinem Pferd die Hacken und sprengte in eine Heidelandschaft hinein gen Osten, als ritte er eine Attacke in Feindesland. Er preschte durch Sumpfland, passierte eine auf einem Kalkfelsen gelegene Abtei, zu der eine breite Treppe hinaufführte, ohne sie jedoch bewusst wahrzunehmen. Wie von Sinnen ritt er immer schneller. Pinienhaine flogen vorbei, die Hufe des Pferdes trommelten durch das Kiesbett eines flachen Flusses. Bald begann Kyot zu schwitzen, und er riss seinen weißen Umhang auf, um darunter

den Mantel aus teurem Tuch zu öffnen. Auch sein Pferd dampfte bald, und Kyots Atemschwaden stiegen aus seinem Mund, so ritt er dahin, und jeder, der ihn gesehen hätte, hätte ihn für den Leibhaftigen gehalten.

Henri hatte seine Darbietung gerade beendet, da brauste auch schon ungestümer Beifall los. Noch war die Menge begeistert vom Vortrag des bis vor kurzem gänzlich unbekannten Meisters Gabriel von Edinburgh. Welch schöne, tragende Stimme er hatte! Wie gekonnt er die Worte zu den Melodien zu setzen vermochte! Wie treffend sein Reim war! Selbst wenn der Marktplatz von Fontvieille keine gute Akustik besaß, weil nur sehr wenige flache Häuser ihn umstanden, so trug Henris Stimme doch weit.

Auf dem Platz hielten die Jongleure mit ihren Kunststücken inne, die Trommler hatten sich hingesetzt. Ein alter Taschenspieler hatte eben noch einen Apfel verschwinden lassen und in der Rocktasche eines jungen Mädchens wieder hervorgeholt, dann hatte auch er begonnen, Henris Gesang zu lauschen. Unterdessen strömten weitere Menschen zum Jahrmarkt, Frauen schwatzten, einige Zecher torkelten aus dem einzigen Wirtshaus am Platz und brachten ihre Becher mit, Kinder schrien, Hunde bellten. Aber der Maire von Fontvieille, ein Mann mit einer ungewöhnlich spitzen Nase, gab ungeduldig ein Zeichen, damit der Vortrag weiterging.

Nun war Sean an der Reihe. Dieser spielte zuerst auf seiner Flöte. Das Publikum applaudierte zögernd. Dann begann Sean zu singen. Er sang von Liebe und Leid, vom vergeblichen Buhlen um eine schöne Dame. Er dachte dabei natürlich an Angélique, und so erstarb sein Vortrag allmählich und ging am Ende in ein heiseres Schluchzen über. Völlig aufgelöst brach er seinen Vortrag ab. Die Menge begann zu buhen. Ein

Marktweib warf eine halbe Melone nach Sean, die dicht neben ihm zu Boden ging.

Entsetzt bemerkte der Knappe, wie sich der Unmut gegen ihn richtete. Und noch bevor ihn Henri trösten konnte, sprang er beschämt von der Obstkiste herunter, auf der er gestanden hatte, und lief davon. Höhnisches Gelächter verfolgte ihn.

Henri warf der Menge wütende Blicke zu. Wie leicht waren die Menschen doch zu beeinflussen. Eben klatschten sie noch, und schon schmähten sie. Aber hatten sie nicht das Recht dazu? Immerhin hatte der Maire ihn und Sean eingeladen, Minnelieder vorzutragen, und er bezahlte sie dafür. Wie er meinte, erhielten sie sogar einen unerhört hohen Lohn für etwas so Unnützes wie das Vortragen von Liebesliedern.

Henri rannte seinem Knappen nach. Eine junge Frau hielt ihm einen grünen Kürbis entgegen, doch Henri winkte ab. Dann musste er eine Gruppe von Dorfjungen beiseite stoßen, die ihm im Weg standen und ihn wie versteinert angafften. Erst bei den letzten Häusern des Ortes an der Grenze zum sumpfigen Wiesenland holte er Sean ein.

»So warte doch! Sie wissen es eben nicht besser! Sie können das Gute nicht vom Schlechten unterscheiden! Sie haben eben keinen Geschmack! Ihre Ohren sind vom Kot der Schmeißfliegen verstopft!«

Henri gab sich alle erdenkliche Mühe, aber Sean wollte sich einfach nicht aufmuntern lassen. Immerhin blieb er stehen und wandte sich um. »Was ist es bloß, was ich falsch mache?«

Henri wusste nicht sogleich eine Antwort. Dann sagte er: »Du machst nichts falsch. Deine Stimme ist gut. Aber vielleicht denkst du zu oft an Angélique. Ein guter Sänger darf sich nicht von persönlichen Stimmungen leiten lassen, auch wenn er ein Liebeslied singt. Sonst verliert er die Wirkung auf sein Publikum aus dem Auge.«

»Zum Teufel mit dem Publikum!«, schimpfte Sean. »Ich will ihnen nicht gefallen!«

»Vorhin sprachst du noch ganz anders. Und warst du es nicht, der mich überredete, als Minnesänger vor den Leuten aufzutreten, weil das angeblich so großen Spaß mache?«

»Das war doch nur als Tarnung gedacht«, verteidigte sich Sean.

»Schon gut! Lass uns zurückkehren! Sonst bekommen wir den versprochenen Lohn nicht.«

»Nein, ich kehre niemals in dieses Nest zurück!«

Henri seufzte. »Du musst ihnen zeigen, dass du es kannst. Und dass sie Unrecht tun, wenn sie dich ausbuhnen.«

»Und wie soll ich das schaffen?«

»Fühle dich als provenzalischer Sänger, der unterhalten will, nicht als Sean of Ardchatten, ein schottischer Knappe, der Liebeskummer hat.«

»Hm... Ich verstehe ihren Akzent nicht. Das Okzitanische, das Langue d'Oc, oder das Provenzalische – nenne es, wie du willst – es liegt mir nicht.«

»Aber du singst französisch, sie verstehen es ja. Singe es nüchterner, mit dem Selbstbewusstsein des Überlegenen, der nicht an seiner Kunst zweifelt.«

»Woher kommt überhaupt diese seltsame Sprache, die keiner versteht, auf die sie hier aber alle so stolz zu sein scheinen?«

»Die Provence war immer ein Schmelztiegel«, erklärte Henri. »Hier verschmolzen Kulturen und eben auch Sprachen. Das Katalanische, das Spanische, das Portugiesische und das italienische Latein der Römer. Die Minnesänger gaben diesem Gemisch einen Namen. Du darfst den Leuten nicht böse sein, wenn sie auf ihre Sprache stolz sind, man hat ihnen vor nicht allzu langer Zeit eingeredet, dass sie sehr literarisch sei.«

»Die Menschen hier sind vor allem verwöhnt«, maulte Sean. »Sie halten ihre umherziehenden Troubadoure für die größten

Künstler. Obwohl sie eigentlich nur Lustmolche sind, die Gitarre oder Handharfe, Cister oder Drehleier spielen, um den Weibern zu gefallen.«

»Da tust du ihnen Unrecht, Sean«, sagte Henri. »Die Troubadoure, die von Hof zu Hof ziehen, machen das, was ich eben forderte, sie lassen sich nämlich nicht von ihren Gefühlen hinreißen, wie du es tatest.«

»Ach! Dann sollen sie in Fontvieille doch Troubadoure einladen und bezahlen! Dann brauchen sie uns nicht!«

»Du fühlst dich beleidigt, Sean. Und das verstehe ich. Aber sei nicht ungerecht. Komm, lass uns zurückkehren!«

Sean schien sich langsam eines Besseren zu besinnen. Er machte zögernd kehrt. In seinem Gesicht las Henri jedoch Unmut und Verzagtheit.

»Uthman sollte singen«, meinte Sean, »die Araber haben bessere Stimmen als wir, und verehren sie Frauen und Mädchen nicht sogar noch viel mehr, als wir es tun? Sie beten sie an, anstatt sie zu lieben.«

Henri musste lachen. »Kannst du dir Uthman vorstellen, wie er das Sarazenenschwert gegen die Laute tauscht und schmachthende Lieder singt? Unmöglich!«

»Aber«, meinte Sean noch immer störrisch, »auch deine Troubadoure schmachten doch eine Angebetete an. Nur muss die Dame, die sie anbeten, verheiratet sein und unerreichbar. Und sie sollte gesellschaftlich über ihnen stehen, dann werden ihre Liebeslieder noch wirkungsvoller und inbrünstiger.«

»Na also, du weißt doch alles über den Minnesang. Dann verhalte dich auch entsprechend. Stell dir vor, du gestehst einer verheirateten Dame auf einer Burg deine Liebe. Vielleicht ist sie zehn Jahre älter als du. Dann musst du nicht an Angélique denken.«

»Du bist gewandt, mein Herr Henri. Vielleicht kann es mir auf diese Weise gelingen! Aber ich weiß auch, dass die

Troubadoure streng geheim halten müssen, wen sie wirklich anbeten. Wer dieses eherne Gesetz missachtet, landet meist auf dem Schafott oder wird von eifersüchtigen Ehegatten erschlagen.«

»Der Gesang ist eben auch eine Waffe«, sagte Henri. »Man sollte das nicht unterschätzen. Lerne daraus, mein Sean – Minnesang ist nicht nur Liebespoesie, sondern kann auch ein flinkes Florett sein, das man frech und frei gegen ansonsten unangreifbare Autoritäten führt. Ich habe genug freche Gedichte von provenzalischen Troubadouren gelesen, um darüber Bescheid zu wissen. Und ich bewundere Dichter wie etwa Bernart de Ventadorn, dessen *Sirventes* ungebändigte Spottdichtungen gegen die Herrschaft von Kirche und Fürsten waren.«

»Bernart de Ventadorn? Von dem habe ich noch nie gehört. Wann lebte er?«

»Vor mehr als hundert Jahren.«

»Ich dachte immer, es gäbe nur schmachtende Troubadoure.«

»Nun, wie du siehst, ist das ein Irrtum. Es gab auch andere. Aber sie waren eher in der Minderheit. Ich erinnere mich, von Jaufré Rudel gehört zu haben – er kommt deiner Beschreibung nahe. Er widmete sein Leben der Liebesdichtung. Eines Tages wählte er sogar die Gräfin von Tripolis zum Objekt seiner Begierde, ohne dass diese davon wusste.«

»Auch Angélique weiß vermutlich nichts von meiner Begierde und amüsiert sich mit stinkenden Fischerjungen!«

»Aber Sean! Nun tust du dem Mädchen sicher Unrecht! Rudel war übrigens nicht nur ein Mann des Wortes, er war auch ein Mann der Tat – vielleicht kann er dir daher zumindest teilweise zum Vorbild werden. Er machte sich auf den mühsamen Weg zu seiner Angebeteten, nur, um sie von seiner Liebe zu überzeugen. Allerdings überlebte er die Strapazen, welche die Schiffsreise ihm bescherte, nicht. Er verstarb in den

Armen der Gräfin, die endlich, wenn auch zu spät, von seiner Liebe erfuhr. Als Rudel gestorben war, brachte sie sich um. Ist das nicht erschütternd? Und wirft das nicht die Frage auf, ob sich eine solche Liebe überhaupt lohnt? Rudel hinterließ Gedichte, in denen die Frauen als absolut vollkommene Wesen gefeiert werden, seine Reime sind *fine amor* – Schmachtfetzen, aber unübertroffen schön. Ihr Schöpfer aber blieb ein Leben lang unglücklich.«

»Jede Liebe macht unglücklich, Herr Henri. Ich sollte wohl doch lieber Ritter werden und in den Kampf ziehen.«

»Aus unglücklicher Liebe heraus unbarmherzig hassen, genau das ist der falsche Weg, mein Sean. Jeder Mann sollte versuchen, eine andere Richtung einzuschlagen.«

»Ja, Herr Henri. Ich glaube, dass du Recht hast.«

»Also versuche, eine Mitte zu finden – in dir selbst und in deinem Leben. Aber schau, da vorn kommt schon der Ort in Sicht.«

Sean wollte noch etwas sagen. Aber die Sonne nach ihm in die Augen, sie schien immer noch mit den kräftigen, klaren Strahlen des Vorfrühlings, die der Natur lange Schatten und lebendige Farben verleiht. Sean seufzte und schwieg, und langsam ging er an Henris Seite auf den Marktplatz von Fontvieille zurück.

Kyot d'Arles war abgestiegen. Er suchte sich einen einsamen Platz am Rand einer Hochebene. In der Ferne erblickte er die Vogelparadiese der Camargue mit ihren aufstiehenden Schwärmen von Kranichen, Reihern und Schwarzstörchen. In einem Hain mit Mandelbäumen saßen Dohlen, deren schwarzes Gefieder sich deutlich in der milchigen Luft abzeichnete. Im Land der Winde und des Lichtes hörte er keinen Laut mehr, nicht aus den Städten, nicht aus der Natur.

Kyot dachte an seine Kindheit auf der Burg, seine Eltern waren früh von ihm gegangen, seine beiden Schwestern vor Gram gestorben. Kyot hatte die Schwäche der Jugend früh abgeschüttelt und zu den Waffen gegriffen. Er hatte nie bereut, schon mit sechzehn Jahren einen frechen Bauernjungen getötet zu haben, der sich seinem Pferd in den Weg gestellt hatte.

Aber das alles war lange her. Kyot dachte jetzt nicht mehr daran, in Schlachten zu ziehen. Er hatte seinen Frieden mit seinem Schicksal gemacht. Aber eine Wunde blieb. Und die schmerzte unendlich. Er war ein notorischer Verräter.

Plötzlich schrak Kyot zusammen. Er hatte ein Geräusch gehört. Er sprang auf. Im Dickicht rührte sich aber nichts. Wahrscheinlich war es nur ein Vogel gewesen. Kyot setzte sich wieder hin und träumte weiter.

Da erklang das Geräusch erneut!

»Verdammt! Wer da?«, rief Kyot.

Zwei Soldaten traten aus dem Unterholz hervor. Sie schwangen ihre Hellebarden und waren schnell heran. Kyot las Mordlust in ihren Mienen. Aber sie setzten ihm nur ihre Waffen an den Hals und umkreisten ihn lauernd, geduckt wie Verkrüppelte und mit einem höhnischen Grinsen im Gesicht.

»Was wollt ihr von mir, Hundsköpfe? Senkt die Waffen vor Kyot d'Arles!«

Die Soldaten lachten. Einer keifte: »So, du bist Kyot, was? Und ein Templer warst du nie?«

Der Ritter atmete tief durch. Er wusste, er musste die Ruhe bewahren, solche Kerle waren gefährlich, weil sie schnell die Beherrschung verloren.

»Waffen weg!«

»Wir verfolgen dich schon lange, du Hund! Und jetzt haben wir dich endlich! Du wirst uns eine hübsche Belohnung einbringen!«

»Von wem?«

»Vom Grafen von Anjou, natürlich! Auf deinen Kopf ist eine stattliche Prämie ausgesetzt.«

»Seid ihr irre? Ich bin einer der einflussreichsten Männer der Provence! Ich werde euch vierteilen lassen!«

Die beiden Soldaten blickten sich an. Aus ihren Gesichtern verschwanden Spott und Hohn allmählich. Dafür machte sich Unsicherheit breit.

»Wie war dein Name?«

»Kyot d'Arles.«

»Nicht Henri de Roslin?«

Kyot lachte dröhnend, er konnte sich gar nicht mehr beruhigen. Er schlug sich auf die Oberschenkel.

»Henri de Roslin sitzt mit seinen Kumpanen in Arles und lässt sich voll laufen! Ihr habt den falschen Mann verfolgt!«

»Tatsächlich? Schwörst du es?«

»Wie heißt der nächste Ort?« Kyots Stimme donnerte.

»Fontvieille...«

»Führt mich dorthin. Ich lasse ein Protokoll aufnehmen. Jeder soll von eurer Trotteligkeit erfahren.«

»Aber Herr!«, jammerte einer der Soldaten. »Warum wollt Ihr das tun! Wir handelten im guten Glauben!«

»Das mag sein. Aber um Henri de Roslin zu stellen, braucht man andere Kerle! Wir reiten nach Fontvieille! Es wird wohl einen Landvogt geben, dem ich berichten kann, wo und wie ihr Henri fangen könnt. Denn daran bin ich durchaus auch interessiert. Und nun auf – reitet voran.«

Die Menge tobte. So gut hatte noch niemand gesungen. Noch nach Tagen würde man von diesem Vortrag schwärmen. Auch Henri war zufrieden. Bisher war ihm noch kein Lied so gut gelungen. Und das lag auch daran, dass Sean ihn auf der Flöte munter begleitet hatte. Sean hatte aufgehört, sich seinem

Schmerz hinzugeben. Tapfer versuchte er nun, die Konsequenzen aus den ihm erteilten Lektionen zu ziehen.

Jetzt applaudierte selbst der Maire von Fontvieille, seine säuerliche Miene hellte sich auf. Ein Mann hielt Henri einen mit Wein gefüllten Ziegenbalg entgegen, doch Henri winkte ab. Das Publikum zwang ihn dazu, noch ein Lied zu singen, und so begann Henri einen weiteren Sprechgesang.

Im gleichen Moment erreichte ein blonder Recke, der von zwei Soldaten begleitet wurde, den Marktplatz. Sie verständigten sich mit einigen Handbewegungen mit dem Bürgermeister. Dieser zog sich von dem Spektakel am Marktplatz zurück und gesellte sich zu den Neuangekommenen. Sie berieten sich. Der Recke hatte erst verblüfft, dann neugierig zu dem Sänger hinübergesehen, seine Blicke waren zwischen ihm, den Soldaten und dem Maire hin- und hergeflogen. Dann stieg er vom Pferd. Es war ihm anzumerken, dass er nachdachte.

Der Ankömmling mischte sich zu Fuß unter die zuhörende Menge und lauschte dem Vortrag des Minnesängers. Über sein Gesicht huschte ein eigentümliches Lächeln.

Als Henri seinen Vortrag beendet hatte, den frechen Sprechgesang eines fahrenden provenzalischen Sängers, applaudierte Kyot d'Arles besonders laut. Er drängte sich vor und stieß begeisterte Rufe aus. Henri erkannte den angekommenen Ritter erst jetzt und nickte ihm zu. Sean schwenkte seine Flöte zur Begrüßung. Kyot rief:

»Das ist ein neuer, aufgehender Stern! Ein Stern am Musikhimmel unserer geliebten Heimat! Bravo, Gabriel von Edinburgh!«

Henri stieg von seinem kleinen Podest hinunter. Er dankte dem Ritter. Er fragte: »Was führt dich hierher, Kyot? Bist du mir nachgeritten, um meine Talente zu bewundern?«

Kyot stieß eine kurze Lachsalve aus. »Nein, es ist reiner Zufall, dass ich hier bin. Ich ritt aus. Dann waren diese beiden Büttel dort drüben so freundlich, mich hierher zu begleiten. Die Straßen sind recht gefährlich hier, also nahm ich ihre Begleitung gerne an.«

»Du bist ein kampferprobter Ritter!«, wunderte sich Henri.
»Du brauchst keinen Begleitschutz!«

»Nun, wir leben in unsicheren Zeiten.«

»Sei's drum. Dir hat mein Vortrag gefallen?«

»Großartig! Geradezu exzellent! Ein ganz neuer Ton. Ich schlage dir etwas vor: Komm mit mir nach Paris. Dort findet in zwei Wochen ein Sängerwettstreit statt. Die besten und begabtesten Minnesänger des Landes treten dort gegeneinander an. Und ich denke, du hast beste Chancen, zu gewinnen!«

»So gut kennst du dich im Minnesang aus? Ich dachte, dies sei nur ein Zeitvertreib von dir«, wunderte sich Henri.

»Ähnlich wie bei dir, Gabriel von Edinburgh.«

Henri blieb der Spott in Kyots Stimme nicht verborgen. Gleichzeitig wurde ihm bewusst, dass ein Wort des Ritters gegenüber dem Maire oder den Bütteln genügen würde, um ihn der Ordnungsmacht auszuliefern. Wieder einmal stand ihm die unsichere Lage, in der er sich befand, deutlich vor Augen. Er war vogelfrei! War es nicht wirklich ein guter Gedanke, als Minnesänger in Paris unterzutauchen? Hinter dieser Maske würde ihn dort niemand vermuten.

»Das ist eine wunderbare Idee, Ritter Kyot!«, warf Sean ein.
»In Paris könnte ich auch meinen Liebesschmerz vergessen! Ich vergesse die Bretagne mit all ihren hässlichen Mädchen und spiele den Pariserinnen zum Tanz auf! Das wird ein Vergnügen! Herr Henri, stimme dem Vorschlag zu!«

»Langsam, Sean! Das will gut überlegt sein. Hier in der Provence haben wir doch im Moment alles, was wir brauchen.«

»Ach, Henri, hier leben nur Barbaren ohne Kunstverstand«, flüsterte Kyot leise, sodass keiner der Umstehenden es verstehen konnte. »Nur in der Hauptstadt kann man Männer mit deiner Begabung schätzen und würdigen. Stelle dich diesem Wettstreit! Es wird ein grandioser Triumph für dich werden!«

»Ich sehe es schon vor mir!«, rief Sean begeistert. »Man wird dich mit Lorbeerkränzen ehren und im Triumph durch die Stadt tragen!«

»Wenn wir wieder in Arles sind, werden wir mit Uthman und Joshua darüber sprechen«, entschied Henri. »Unser Ausflug nach Fontvieille hat immerhin dazu geführt, dass wir über einen neuen Plan nachdenken können, und ich habe gesehen, dass meine Vorträge tatsächlich gefallen. Diese Erfahrung war es wert, gemacht zu werden.«

»Teilt mir Eure Entscheidung mit, wenn ihr Euch in Arles beraten habt, Gabriel von Edinburgh!«, sagte Kyot. »Ich wäre glücklich, Euch nach Paris begleiten zu dürfen. Aber beeilt Euch mit der Entscheidung, denn der Wettstreit ist – wie gesagt – bereits in zwei Wochen. Und wir müssen mindestens zwei Tage vorher eintreffen, um Euch anzumelden.«

»Ich schicke Euch eine Nachricht auf die Burg«, sagte Henri.

»Tut das! Ich erwarte begierig Eure Antwort!« Der Ritter wandte sich grußlos ab, bestieg sein Pferd und ritt davon. Er würdigte auch den Maire und die beiden Soldaten keines Blicks.

Später ritten Sean und Henri gemächlich nach Arles zurück. Wieder war Sean in Melancholie versunken. Nach der ersten Aufregung über Kyots Vorschlag hatte er angefangen, darüber nachzudenken, was der bedeutete, und er kam zu dem Schluss, dass zwar sein Herr ein hervorragender Minnesänger war, er selbst sich jedoch kaum dazu eignete.

»Ach, ich werde niemals Angéliques Herz gewinnen«, sagte er betrübt. »Meine Künste reichen dafür nicht aus. Wärest du ihr Verehrer, Herr Henri, dann würde sie dahinschmelzen. Aber so ist es aussichtslos. Ich werde mich meinem Schmerz hingeben. Vielleicht werde ich dann Lieder schreiben, die über jeden Zweifel erhaben sind.«

»Sean!«, tadelte Henri, »du musst endlich lernen, deine Gefühle zu beherrschen. Eben noch warst du begeistert von Kyots Vorschlag. Wie kann es sein, dass du nun schon wieder in Liebeskummer versinkst? Als Mann muss man auf dich zählen können! Werde erwachsen! Du musst beständiger werden!«

»Ja, Herr Henri, du hast ja Recht!«

»Was Paris angeht, so werde ich mich ganz dem Ratschluss unserer beiden Gefährten überlassen. Sie sollen entscheiden. Paris ist sehr gefährlich. Und dort die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, ist noch gefährlicher. In dieser Stadt kennt man Henri de Roslin gut. Wenn einer unserer Feinde unsere Maskerade durchschaut, sind wir alle in Gefahr.«

»Ritter Kyot ist auf unserer Seite! Er wird seine schützende Hand über uns halten. Ich vertraue ihm. Er ist ein großartiger Ritter, das habe ich bei meinem Besuch auf seiner Burg erkannt.«

»Kyot? Ich weiß nicht... Ich verstehe ihn nicht wirklich. Irgendetwas an ihm gefällt mir nicht.«

Kyot d'Arles hatte wie ein wildes Tier den Geruch des Opfers schon gewittert, aber schnell begriffen, dass es für einen Zugriff noch zu früh war. Er wollte den Verrat genüsslich auskosten. Den Triumph, Henri de Roslin gestellt zu haben, konnte er niemals unwürdigen Bütteln überlassen. Er wollte

ihn ganz für sich. Und dafür brauchte er noch Zeit. Er würde die Falle langsam schließen.

Auf dem Weg zurück zu seiner Burg mischte sich unter seine Jubelstimmung jedoch auch ein Gefühl der Beklommenheit. Was, wenn Henri sein Spiel durchschaute? Er war ein gefährlicher Gegner, das wusste Kyot. Wenn Henri Verdacht schöpfte, konnte er dann gegen ihn bestehen? Kyot war es gewohnt, gegen Männer zu kämpfen, die ihm unterlegen waren. Dann konnte er den Triumph des Kampfes und des Sieges wie in einem Rausch auskosten, dann wuchs er über sich hinaus. Aber Henri de Roslin? Man erzählte sich wahre Wunderdinge von ihm, der Mann war eine Legende!

Kyot stieß seinem Ross die Hacken in die Seiten. Wenn er Furcht verspürte, war es immer das Beste gewesen, aufzubrechen und gedankenlos dahinzupreschen, bis zur völligen Erschöpfung. Und so stob Kyot eine Weile durch Wald und Wiesen. Dann kam er an einen Weiler.

Plötzlich stieg Wut in ihm auf. Der Ritt hatte seine Furcht nicht zu bezwingen vermocht. Er musste jemanden verletzen – oder töten. Irgendetwas in dieser Art musste es sein, damit er sich seiner Stärke und Überlegenheit wieder bewusst wurde.

Gleichzeitig musste er aber auch kühl bleiben und seine Situation klug abwägen. Wie konnte er Henri in die Falle locken? Es musste schnell und geräuschlos vor sich gehen. Seine Gefährten durften keine Möglichkeit erhalten, ihm zu helfen. Einen Zweikampf, Mann gegen Mann, konnte er jedoch auch nicht riskieren, er musste Henri dingfest machen, ohne selbst in seiner Nähe zu sein. Aber wie sollte das gehen?

Der Weiler lag still vor ihm. Kyot ritt gedankenversunken hindurch. Ein Schwarm von Kolkraben erhob sich aus einem kahlen Baum. Plötzlich kamen ein stämmiger Mann und eine junge Frau auf ihn zu, er hatte sie vorher nicht gesehen. Die Frau hielt einen weißen Hahn am Hals, der heftig mit den

Flügeln schlug. Die beiden wichen nicht aus, sondern stellten sich ihm in den Weg.

Kyot bekam einen roten Kopf. »Macht sofort Platz, oder soll ich euch niederreiten?«

»Gemach, Herr, nur eine Frage!«, sagte der Mann und schnäuzte sich.

Kyot blickte die Frau an. Sie war nicht mehr jung, besaß aber einen verführerischen schlanken Leib und blickte neugierig. Auf ihrem braunen Haar lag ein gesticktes Tuch, und ihre Augen blitzten in einem merkwürdigen Grün. Viel zu hübsch für ein Landweib, dachte Kyot.

»Was ist nun?«, herrschte Kyot den Mann an.

»Ich kenne Euch«, sagte der Mann frech. »Ihr seid Kyot d'Arles, der Ritter, nicht wahr?!«

»Na und? Jeder kennt mich! Das war es, was du mich fragen wolltest, Kerl?«

»Ich kenne Euch!«, wiederholte der Mann einfältig.

Kyot spürte, wie sich eine immer größere Hitze in ihm ausbreitete. Seine Körpersäfte begannen zu brodeln. Ich werde ihn umreiten, in den Matsch stampfen, Erde zu Erde, dachte er, dann nehme ich das Weib – gleich dort drüben auf der Dorfstraße. Alle sollen es sehen. In ihm vibrierte es wie von einer dröhnenden Musik. Das kannte Kyot. Er musste dieses Beben eindämmen, denn es war bedrohlich, er betäubte es gewöhnlich, indem er sich sanfte Minnelieder vorsingen ließ. Manchmal sang er sie auch selbst.

Die Frau sagte: »Ihr sollt schön singen können! In meiner Jugend hörte ich viele provenzalische Sänger!«

»Langweilt mich nicht mit eurem Gerede!«, herrschte Kyot die beiden an. »Geht einfach nur aus dem Weg.«

Die Frau hielt seinem Blick stand. Der Mann zog an ihrem Arm.

»Ihr seid Kyot d'Arles, nicht wahr?«, wiederholte er noch einmal, bevor er zur Seite trat.

Die Frau stand einfach nur da und blickte zu ihm auf. Der Hahn in ihrer Hand schlug immer heftiger mit den Flügeln und kreischte in Todesangst. Was sind das für nur Menschen, dachte Kyot. Ich verstehe sie nicht. Hat Gott solche Geschöpfe wirklich geschaffen?

Er ließ sein Pferd auf der Hinterhand steigen. Der Harnisch knirschte. Die beiden rührten sich nicht. Was denken sie von mir?, durchfuhr es Kyot. Sehen sie mich überhaupt?

Die Frau lächelte jetzt. Auf ihren Lippen lag Spott. Kyot konnte sich nicht mehr beherrschen. Mit einem Mal gab er seinem Pferd die Hacken und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Entsetzt riss der Mann seine Frau zur Seite. Gerade noch rechtzeitig, denn im selben Augenblick schoss Kyots Pferd mit donnernden Hufen an ihnen vorbei.

Sein eigener Schrei klang fremd in Kyots Ohren. Konnte es sein, dass er selbst es war, der ihn ausgestoßen hatte? Es hatte ein hässlicher Unterton darin gelegen. Wie von einem wilden Tier. Aber auch etwas Panisches. Wie bei einem Menschen, der in die Enge getrieben worden war.

»Es war Kyot d'Arles!«, sagte der alte Mann auf dem Weg noch einmal zu seiner Frau.

Kyot hörte es längst nicht mehr. In seinem Kopf hatte sich eine Melodie festgesetzt, die immer lauter angeschwollen war. Es war kein Minnelied, es war ein Gesang, den er bei der letzten Messe gehört hatte. Ein Opfergesang. Laut und grell, beinahe heidnisch.

Wer sollte hier geopfert werden? Nicht ich, lieber Gott, dachte Kyot. Lass diesen Kelch an mir vorübergehen. Nimm einen anderen. Nimm Henri de Roslin.

Er beugte sich noch tiefer über die Kruppe seines Pferdes, bis er mit der Linie des dampfenden Leibes verschmolz. Und er

hieb immer und immer wieder seine Hacken in die Flanken des Tieres, bis weiße Schweißflocken von dessen Rumpf flogen.

Als die Gefährten im Wirtshaus von Arles zusammensaßen, erfuhren Henri und Sean von Uthman und Joshua, dass sich in der Umgebung der Stadt Soldaten sammelten. Sie waren aus der Richtung von Marseille gekommen. Hatte man ihre Spur doch noch nicht verloren? Wieder einmal beklagte sich Joshua, dass sie sich ständig in Gefahr befanden. Er suchte händeringend nach einem Versteck oder einer Verkleidung, das oder die so gut war, dass niemand sie mehr in Bedrängnis bringen konnte.

»Wir gehen nach Paris!«, platzte Sean heraus.

»Was?!« Uthman schien fassungslos. »Das ist nicht dein Ernst!« Der Sarazene sah von einem zum anderen.

Henri bat ihn mit einer Handbewegung, Ruhe zu bewahren. Er erzählte von Ritter Kyots Vorschlag. Die Gefährten hörten mit skeptischen Mienen zu.

»Dieser Kyot d'Arles«, meinte Uthman dann, »du traust ihm? Mir ist er nicht ganz geheuer.«

»Auch ich habe Zweifel an seiner Rechtschaffenheit«, erklärte Joshua. »Bei unserem Besuch auf der Burg hat er unsere Fragen nicht hinreichend beantwortet.«

»Er ist ein windiger Bursche, der stets etwas im Schilde zu führen scheint«, ergänzte Uthman.

»Ich glaube aber, er ist ein ehrlicher Bewunderer von Henris Kunst«, gab Sean zu bedenken. »Er kann beurteilen, ob sein Vortrag gut ist oder nicht.«

»Das ist einerlei«, sagte Uthman. »Wenn er Henris Liedervortrag wirklich so gerühmt hat, wie ihr erzählt, dann gibt mir genau das zu denken. Ich vermute dahinter eine wenig rühmliche Taktik.«

»Wie bitte?« Henri schaute den Sarazenen leicht konsterniert an. »Glaubst du etwa nicht, dass ich gut war und die Anerkennung des Publikums echt? Alle waren begeistert, nicht nur Kyot!«

»Ich will dich nicht kränken, Henri«, beschwichtigte Uthman. »Aber du bist wirklich kein großer Sänger. Verglichen mit arabischen Gesängen, erinnern deine Vorträge – nimm's mir nicht übel – an das Gekrächze heiserer Krähen.«

»Was!?!«

Sean nahm Henri in Schutz. »Du hast Henri nicht erlebt. Er war großartig. Das fanden wirklich alle, die zuhörten.«

»Nun, verzeih mir, Henri«, sagte Uthman, der jedoch weiterhin zu seinem Urteil stand. »Ich glaube nicht, dass ich dich wirklich kränken kann. Du bist Tempelritter – über allen Zweifel und jede Kritik erhaben. Aber als Sänger muss man dich kritisieren dürfen, denn das ist eine Kunst, die dich nicht wirklich auszeichnet. Und du übst sie auch nicht leidenschaftlich aus.«

»Schon gut, Uthman«, sagte Henri. »Du hast völlig Recht. Aber so einfach stecke ich dein Urteil doch nicht weg. Denn schon immer hegte ich insgeheim den Wunsch, ein guter Sänger zu sein. Ich bildete meine Stimme aus, die sich durchaus mit anderen messen kann. Ihr seht, ich bin nicht frei von Eitelkeit.«

»Er hat eine Schwäche!«, jubelte Joshua. »Unser Henri gibt zu erkennen, dass auch er nur ein ganz normaler Mensch ist! Wie großartig!«

Henri wurde das Ganze langsam peinlich, die Gefährten sahen es ihm an. Er stellte klar: »Ich bin kein großer, tapsiger Bär auf einem Jahrmarkt, der sich seiner Kräfte bewusst ist, sich aber dennoch am Nasenring herumführen lässt! Mit anderen Worten – ich sehe mich selbst immer noch als Mann des Kampfes, nicht als Sangeskünstler, auch wenn meine

Lieder noch so melodisch klingen und gut gereimt sind. Für mich sind die Auftritte als Minnesänger nur eine Maske, hinter der ich mich verstecken kann.«

»Gewiss doch«, sagte Joshua. »Anders habe ich das auch nicht gesehen. Aber genau deshalb, denke ich, sollten wir uns Paris aus dem Kopf schlagen. Paris ist auch für dich keine Messe wert, Henri. Die Gotteshäuser und die Herzen der Menschen sind dir dort endgültig verschlossen. Templer sind dort nicht willkommen. Denke an die Gefährten, die du dort im Kerker zum letzten Mal gesehen hast.«

»Das sind wahre Worte, Joshua. Mich hast du überzeugt. Also, was machen wir?«

Die Gefährten schwiegen einen Moment. Dann sagte Joshua: »Denken wir noch einen Tag darüber nach. Es ist ein schwerwiegender Entschluss. Wir sollten ihn nicht übereilt treffen.«

»Ritter Kyot wartet!«, drängte Sean.

»Es muss allein unsere Entscheidung sein«, sagte Uthman. »Und sie muss wohl überlegt sein, denn von ihr wird auch abhängen, wie unsere fernere Zukunft aussieht: Entweder wir bieten den Feinden die Stirn, oder wir tauchen unter. Um nichts Geringeres geht es.«

»Unser Leben wird auf keinen Fall leichter werden«, sagte Henri. »Die Geschichte wird uns immer und überall wieder einholen. So ist unser Leben nun einmal, was auch immer wir tun werden, wir können nicht entkommen.«

Henri sprach ganz nüchtern und voller Zuversicht.

Und alle nickten.

ZWEITER TEIL

März 1318. Verkündigungen des Herrn

Henri de Roslin lag auf dem kalten Fußboden, das Gesicht zur Seite gedreht. Er schien in die Tiefe zu lauschen. Doch aus den Grüften erhob sich keine Stimme. Niemand klagte, forderte oder sprach. Niemand sang ein Loblied auf das Leben. Aber das hatte der Templer auch nicht erwartet. Das Leben verbrauchte sich selbst.

Seitdem er das erste Mal in einer Kirche die Verkündigung des Herrn gefeiert hatte, liebte er diesen Tag. Es sollte geschehen was wollte, ihn focht es nicht an. Er war sich bewusst, dass seine Zeit schwer war, dass sie vielleicht niemals leichter wurde, dass Not und Verfolgung ihn begleiteten, aber im Gespräch mit seinem Herrn vergaß er das alles. Er musste die Stimme des Herrn nicht hören, er spürte seine Gegenwart.

Henri de Roslin lag auf dem kalten Steinboden, die Arme abgespreizt, den Körper vollkommen gestreckt und ergeben, und er ließ im Geist die Schar der Heiligen an sich vorübergleiten. Er murmelte: *So seid nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge auf Erden, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen. Seid zu Hause in dieser Gemeinschaft der Zeugen Gottes.*

Henri fiel plötzlich ein, dass er noch in dieser Nacht entscheiden musste, ob er Kyot nach Paris folgen sollte oder nicht. Wenn er an Kyot dachte, fielen ihm all die anderen ehemaligen Templer ein, die er Jahre nach der Zerschlagung des Ordens wieder getroffen hatte. Wenigen hatte er noch

trauen können. Die meisten hatten sich unter dem Druck feindlicher Verhältnisse so verändert, dass ihnen die alten Ideale nichts mehr galten.

Konnte er Kyot d'Arles trauen? Konnte er ihm etwas vorwerfen?

Henri bewegte den Kopf auf dem kalten Stein hin und her. Sein Gesicht war heiß, und die Kühle des Bodens wirkte angenehm an seiner Stirn und seinen Schläfen. Hilf mir, Herr, bat er in Gedanken. Hilf mir, mich richtig zu entscheiden.

Früher war es ihm leichter gefallen, Entscheidungen zu treffen. Als er noch dem Templerorden angehörte, war ihm die namenlose Masse der christlichen Gemeinschaft so nah gewesen, dass er immer das Gefühl gehabt hatte, nicht er allein hätte eine Entscheidung getroffen, sondern die Gemeinschaft hätte mit ihm entschieden. Er hatte gefragt, und sie hatten im Geiste geantwortet. Immer umgaben sie ihn wie eine Bruderschaft. Jetzt war er allein. Und er merkte einmal mehr, wie viel er verloren hatte und wie sehr er darunter litt.

Gott sprach nicht zu ihm. Die Schar der Heiligen blieb stumm. Die Gehilfen der Freude und der Wahrheit, wie er seine Tempelbrüder immer genannt hatte, waren aus seinem Leben verschwunden. Die Kerkertüren hatten sich hinter ihnen geschlossen. Sie hatten Höllenqualen erlitten, und die meisten von ihnen waren daran zugrunde gegangen.

Wieder bewegte Henri seinen Kopf hin und her.

Was soll ich tun, Herr?

Das Schweigen in der leeren Kirche drang als Rauschen an sein Ohr. Aus den Katakomben kam kein Laut. In Henris Kopf wirbelten die Gedanken. Ist es nicht egal, was ich tue? Ob ich bleibe oder gehe? Bin ich nicht dazu verdammt, auf ewig ein Verfolgter zu sein, weil meine Brüder mit dem Kainsmal gezeichnet wurden?

Herr, betete Henri, gedenke der Blutzugeen, die als Verfolgte ihr Leben gegeben haben. Es ist genug, Herr! Wir brauchen keine weiteren Märtyrer. Es sind genug gestorben. Und alle, die gestorben sind – welchen Sinn hatte ihr Leid? Zeige mir, wofür sie gelitten haben, Herr. Damit ich sehe, wohin mein eigener Weg führen soll. Ob ich Verfolgung und Leid auf mich nehmen, ob ich aufgeben oder ob ich kämpfen soll!

Ich habe die Bluttaufge erlebt, dachte Henri, den Tod der Freunde, der eigentlich der Geburtstag zum neuen, ewigen Leben sein sollte. Aber war er das wirklich? Sind all diese Männer tatsächlich in einem neuen Leben aufgegangen, oder begegnete ihnen nach dem Tod lediglich tiefste Dunkelheit? O Herr, ich verzweifle an diesen düsteren Gedanken, bitte, gib mir ein Zeichen.

Soll ich gehen oder bleiben? Aufgeben oder kämpfen? Womit diene ich meinen Freunden am besten?

Henri erhob sich. Sein Körper schien ihm schwer wie Blei. Die Stille in der Kirche war durch Flügelgeflatter verdrängt worden, der feine Laut rauschte sanft durch das Kirchenschiff. Aber eine Antwort auf seine Fragen konnte Henri nicht darin erkennen. Er schlug ein Kreuz und ging langsam nach draußen.

Arles lag im Schlaf. Der senkrecht stehende Vollmond beleuchtete leere Straßen. Henri beendete sein Gebet, indem er für seine Gefährten Frieden erbat. Wenigstens sie sollten geschont werden, wenn es zu einer Blutfeier kam.

Henri ging an der inneren Stadtmauer entlang. In der Höhe sah er manchmal die Schatten der Wachsoldaten, die fast unhörbar ihren Dienst versahen. Sie wachten ständig, bei Tag und bei Nacht.

Plötzlich nahm Henri eine menschliche Gestalt wahr. Seine Sinne waren sofort geschärft. Jemand, der mitten in der Nacht an den Häuserzeilen entlang schlich und sich dabei redlich

bemühte, unbemerkt zu bleiben, hatte zweifellos etwas zu verbergen.

Henri blieb unter dem Podest eines der Wachtürme stehen und spähte in die Dunkelheit. Die Gestalt ging weiter, sie sah sich nicht um, aber sie schien sorgsam darauf bedacht, nicht gesehen zu werden. Henri kam die Person bekannt vor. Nach einigen Augenblicken war ihm klar, dass er einen Mann vor sich hatte... mit blondem Haar und von kräftiger Gestalt.

Es war Kyot d'Arles!

Henri erkannte ihn, obwohl er ihn außerhalb seiner Burg noch nie in gewöhnlicher Kleidung gesehen hatte. Sogar sein Schwert fehlte. Was machte der Ritter nachts in der Stadt?

Henri war aufgefallen, dass Kyot aus der Richtung der Herberge kam, in der er selbst und die Gefährten untergekommen waren. Unwillkürlich wandte er sich um und blickte die Straße hinab. Hatte Kyot ihn besuchen wollen? Hatte er mit seinen Freunden gesprochen?

Henri beschloss, dem Ritter zu folgen. Er hegte keinen bestimmten Verdacht gegen ihn. Aber irgendetwas sagte ihm, dass Kyot etwas im Schilde führte.

Kyot ging an der Stadtmauer entlang bis zum Südtor. Es war das einzige Tor, das die Nacht über geöffnet war, deshalb wurde es schwer bewacht. Kyot gab sich zu erkennen, und die Wachmänner ließen ihn problemlos passieren. Henri musste ein Entgelt entrichten, um durchgelassen zu werden. Von den Zinnen herab wurde er nach seinem Weg gefragt. Um keinen Verdacht zu erregen, erklärte Henri, mit Kyot außerhalb der Stadtmauer verabredet zu sein, er, der Wachsoldat, wisse schon, wo!

Der vierschrotige übermüdete Soldat lachte grob, doch anscheinend fiel er auf das Täuschungsmanöver herein. »Gewiss weiß ich das, Herr!«, brummte er. »Ich war selbst schon dort! Ihr könnt passieren.«

Henri sah Kyot über das Feld in Richtung der Straße nach Marseille huschen. Um seine Verfolgung fortzusetzen, musste Henri über den mit Wasser gefüllten Stadtgraben springen – Holzstege, über die er leichter zu passieren war, befanden sich nur im Osten und Westen der Stadt. Anschließend konnte er Kyot in der Deckung der Wacholderbüsche folgen, die mannshoch den Weg säumten.

Henris Misstrauen gegenüber Kyot wurde immer größer. Warum war der Ritter zu Fuß unterwegs?

Bei einem alten Haus an der Straße nach Marseille machte Kyot Halt. Mit einem anscheinend zuvor verabredeten Klopffzeichen verschaffte er sich Einlass. Henri lief mit ausgreifenden Schritten hinüber. Als er dann erkannte, wohin Kyot unterwegs gewesen war, machten sich Enttäuschung und Ärger in ihm breit. Warum musste er auch immer so misstrauisch sein?

Kyot d'Arles hatte nichts anderes getan, als ein ordinäres städtisches Bordell aufzusuchen, das durch das gelbe Banner über der Tür deutlich zu erkennen war.

Im ersten Moment wollte Henri enttäuscht wieder umkehren. Doch dann erkannte er das Ungewöhnliche an dieser Situation: Kyot d'Arles war allgemein als Minnesänger und ehemaliger Tempelritter bekannt, auch wenn er Letzteres nicht offen zugab. So, wie er hier der körperlichen Liebe zuzusprechen schien, konnte er jedoch weder das eine noch das andere sein. Nun ja, ein Minnesänger vielleicht, einer, den seine Begierden durch das ewige Warten auf seine ohnehin unerreichbare Angebotete derart übermannen, dass er sie nicht mehr zu zügeln weiß. Aber ein Tempelritter – niemals. Sein Keuschheitsgelübde würde ein Templer im Leben nicht brechen.

Henri beschloss, Kyot weiterhin zu beobachten. Der Mann erschien ihm immer undurchsichtiger. Wenn er Kyots

Vorschlag, nach Paris zu gehen, annehmen wollte, musste er wissen, mit wem er es zu tun hatte. Er brauchte Klarheit, um sich entscheiden zu können. Er schlich sich um das Haus herum und konnte von der Gartenseite her in ein Fenster blicken, das zwar verhängt war, aber Blicke ins Innere zuließ.

Es waren grobe Dinge, das ganze Gefühl war grob, niedrig, niederschmetternd. Aber es ließ sich dennoch nicht abschütteln. Kyot lief ihm nach wie ein Tier auf einer frischen Fährte. Er spürte nicht, dass sein ganzes Gesicht von einem hässlichen Grinsen verzerrt war. Im Spiegel der Augen des Wachmanns am Ausfalltor hätte er es erkennen können – der Soldat erschrak kurz beim Anblick dieser üblen Grimasse –, doch Kyot achtete gar nicht darauf. Menschen wie er waren ihm ohnehin einerlei. Er zahlte seinen Obolus, passierte das Stadttor und hatte bald sein Ziel erreicht. Er genoss das Gefühl der Vorfreude auf das, was ihm dort begegnen sollte.

Ihm wurde geöffnet. In dieser Nacht war die kleine, dralle Ellie zugegen. Kyot drängte das Mädchen sofort in den Flur. Er trat die Tür mit den Stiefeln hinter sich zu. Er genoss es, langsam in den Flur einzutreten. Dann riss er Ellie an sich. Er küsste ungestüm ihren Hals und ihren Brustansatz und roch ihren schwitzenden und gleichzeitig übertrieben nach Lavendel duftenden Körper. Diese Gerüche machten ihn nur noch wilder.

»Kannst du – zahlen?«, presste Ellie hervor. Sie machte sich frei.

Wütend erwiderte Kyot: »Habe ich jemals nicht zahlen können, du Metze? Komm her!«

Doch Ellie lief davon. Der Raum, in dem er sie einholte, war spärlich möbliert. Ein Lager unter einem löchrigen Baldachin,

ein paar Schemel, ein Tisch. Die Öllampe brannte. Von irgendwoher fragte jemand, ob Weinbrand verlangt werde.

»Ja!«, brüllte Kyot zurück. »Ja, lasst uns saufen. Saufen bis zum Umfallen, her mit dem Gesöff!«

Ein dicker Wirt, dem das Hemd mitsamt der Träger über der Hose hing, brachte einen Krug herein und stellte ihn krachend auf den Tisch. Er holte zwei Becher aus einem Regal und polierte sie mit seiner schmutzigen Schürze. Dann verschwand er wieder.

Kyot schenkte gierig ein, bis die Flüssigkeit überschwappte. Er hielt auch Ellie einen Becher hin. Sie lehnte zunächst ab, doch Kyot drängte ihr den Becher auf.

»Sauf! Verdammt noch mal!«

In die schmalen braunen Augen der hübschen Ellie trat ein ängstlicher Ausdruck. Unbewusst zog sie den Ausschnitt ihres fleckigen hellblauen Kleides hoch. Ihr weißer, üppiger Busen war jetzt bedeckt. Kyot sprang zu ihr und riss das Kleid in der Mitte entzwei. Ellie schrie erschreckt auf. Kyot lachte.

»Du kleine, miese Vettel!«, rief er. »Glaubst du, mich täuschen zu können, du geiles Biest? Du willst genagelt werden!«

»Willst du etwas essen, Ritter?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

»Essen, essen! Warum nicht? Ich fresse dich! Mit Haut und Haaren! Komm jetzt!«

»Marcel, bring uns Speck und Käse!«

»Ach was! Dich will ich. Nun komm schon!«

Ellie stieß ihn zurück. Kyot schlug mit einer Hand zu; seine Handfläche hinterließ eine rote Spur in ihrem Gesicht. Mit der anderen Hand riss er gleichzeitig ihr Kleid herunter. Es bestand jetzt nur noch aus Fetzen. Ellies große, weiche Brüste lagen nun bloß. Sie versuchte nicht, sie zu bedecken. Sie ging nur

rückwärts zur Wand und wartete. Kyot folgte ihr mit zwei Sprüngen. Sein Raubtierinstinkt war nun völlig geweckt.

Ellie stolperte rückwärts über einen umgestürzten Schemel und fiel hin. Kyot lachte hämisch auf.

»Bleib liegen!«, befahl er. »Mach die Beine breit.«

Ellie starrte den Ritter an. Sie wusste, welche Schmerzen er bereiten konnte, sie hatte es schon oft erlebt. Aber sie arbeitete auch schon ein paar Jahre in diesem Haus, und so war sie mittlerweile reichlich abgestumpft. Es war, wie es war. Man hatte sich damit abzufinden und ließ es über sich ergehen. Das Schlimmste an dem Ritter war, dass er niemals zahlte.

Kyot schob ihre Schenkel auseinander. Er spuckte in seine Hände und schob sie in Ellies Schoß. Dann warf er sich über sie.

Es erregte Kyot, dass die Hure zitterte. Er hatte sie schon so oft genommen, und sie war tatsächlich immer erregt, wenn er zu ihr kam. Kyot spürte eine wilde Befriedigung. Es erregte ihn, sie hilflos und ergeben zu sehen. Es erregte ihn, dass er Macht über sie hatte. Er brachte sich in Position und bewegte sich auf ihrem weichen Fleisch. Heute würde er sie sogar bezahlen. Denn heute hatte er vor, es ihr richtig zu besorgen. Heute sollte es richtig weh tun.

Kyot spürte ihre Tiefe und Wärme. Er stöhnte auf. Er drang immer weiter in sie hinein. Mit wilden Stößen traktierte er das Mädchen. Ellie schrie auf. Kyot schlug ihr immer wieder kräftig ins Gesicht. Dann zwickte er ihre erregten Brustwarzen und hämmerte auf ihre Brüste ein. Ellies Gesicht wurde weiß. Und Kyot lachte dröhnend.

Henri wandte sich ab. Das Bild des Mannes auf der Frau, die unter ihm im Dunkel der Stube auf dem Boden lag, widerte ihn an. Was ging es ihn an! Sollte Kyot tun, was er wollte. Er war

ein freier Mann. Ein gewöhnlicher Mann. Er tat, was alle Männer taten, zumindest fast alle.

Henri war klar geworden, dass Kyot d'Arles hier in diesem ordinären Bordell sein wahres Gesicht gezeigt hatte. Er gehorchte nur seinen Trieben, alles andere war Fassade. Keuschheit hatte er sicher niemals geschätzt. Ihm war nicht zu trauen.

Andererseits... konnte es nicht auch sein, dass er, Henri de Roslin, in seinem Urteil zu voreingenommen war? Was wusste er schon von der körperlichen Liebe? War er soeben Zeuge einer Vergewaltigung geworden, oder hatte Kyot einfach nur die übliche Rolle ausgeübt, die dem Mann bei der Begegnung der Geschlechter zukam? Wie sollte er das beurteilen?

Henri de Roslin spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Ein flaues Gefühl beschlich ihn. Er wischte sich über die Stirn. Verstört ging er in die Stadt zurück. Der Wachposten pfiff, als er ihn kommen sah.

»War wohl nix mit der drallen Hübschlerin?«, rief er.

Henri machte eine unbestimmte Geste und ging weiter. Er zwang sich, über das Gesehene nachzudenken. Er sah sich mit einem Mal unfähig, das Gesehene zu beurteilen, und er schämte sich, heimlich Zeuge gewesen zu sein. Der Tempel und die Liebe, dachte er, das hat noch nie zusammengepasst. Ich darf Kyot nicht verurteilen. Vielleicht bin ich nur eifersüchtig, weil er tut, was ich nicht darf. Henri blieb stehen. Was ich nicht darf? Wer sagt das? Ich bin an kein Gebot gebunden. Den Tempel gibt es nicht mehr. Oder ist das Gelübde, das ich einst abgelegt habe, noch immer gültig, und bleibt es das bis in alle Ewigkeit? Keuschheit, Armut, Demut, Gehorsam. Sind die Tugenden der Templer nicht wahrhaftig?

Henri erreichte den Gasthof. Er hatte das Bedürfnis, mit den Gefährten zu sprechen. Aber sie schliefen schon. Er hatte Sean nicht überreden wollen, ihn in die Kirche zu begleiten. Joshua und Uthman hatten zwar noch Karten gespielt, als er ging, aber mittlerweile lagen auch sie schon in tiefstem Schlaf.

Henri legte sich in seinem Zimmer auf den Strohsack. Um ihn herum war es totenstill.

Der Tempel und die Liebe.

Der Kampf gegen das Weibliche.

Das wüste Land.

Die verletzte Person.

Henri stand wieder auf. Er öffnete den Fensterladen. Von draußen drang kühle Nachtluft herein. Er atmete tief ein und aus. Sein heißer Kopf wurde klarer.

Er würde Kyot d'Arles niemals trauen können, dachte er. Das war er seinem Verstand schuldig. Seinen Gefühlen war er indes schuldig, zu klären, ob ihm der Neid auf Kyots Freiheiten nicht den Blick trübte. Ich will niemals ungerecht sein, dachte Henri. Wenn ich ein einziges Mal ungerecht bin und fehlgehe, dann verwirke ich viel. Davor bewahre mich der Herr.

Und er schloss die Fensterläden, legte sich nieder und versuchte, an die Verkündigung des Herrn zu denken. Die Flammen der Sinnlichkeit können mir nichts anhaben, dachte er. Ich habe das Gebet.

Doch Gott, das Gebet und die Religion durften sein Denken auch nicht erstarren lassen. Henri wusste, dass er sich nicht von den Lebenden entfernen durfte. Herr, bat er, leite mich auf den richtigen Weg.

Das Lob dieses Kyot d'Arles war einfach übertrieben, dachte Uthman, und er sagte es auch Joshua. Es entbehrte fast

jeglicher Grundlage. Kyot hatte Henri schmeicheln wollen, das war offensichtlich. Aber warum?

Eigentlich konnte es dafür nur einen Grund geben: Kyot wollte Henri überreden, mit ihm nach Paris zu gehen! Wenn das stimmte, konnte das allerdings nur bedeuten, dass er Henri in eine Falle locken wollte!

Uthman stand auf und ging im Zimmer umher. Joshua blickte ihm nach. Er hatte den Ausführungen seines Freundes aufmerksam gelauscht und überlegte nun. Uthman hatte sicher Recht. Diesem Kyot war nicht zu trauen! Davon mussten sie Henri unbedingt überzeugen.

Als Sean hereinkam, besprachen sie alles noch einmal. Sean war jedoch nicht in der Lage, eine Entscheidung zu treffen, wofür die Gefährten durchaus Verständnis hatten. Paris mit all seinen Vergnügungen könnte ihm sicher dabei helfen, seinen Liebeskummer endlich zu begraben. Die damit verbundenen Gefahren waren für ihn zurzeit zweitrangig. Er hielt sie für geringer als jene, die seinem Gemüt drohten.

Uthman dachte: Erwachsen zu werden heißt auch, für andere mitzudenken, und davon ist Sean of Ardchatten noch weit entfernt. Für ihn ist das Leben lediglich ein Parcours, auf dem er Prüfungen zu bewältigen hat, die seiner Ausbildung dienen. Damit, so musste Uthman zugeben, ist er allerdings schon recht weit vorangekommen. Uthman witterte daher auch die Gefahr, dass die Freunde die Reise nach Paris Sean zuliebe antreten könnten, sozusagen als Belohnung für seine Fortschritte. Joshua war ohnehin voller Liebe und Anerkennung für den Jungen. Er mochte Sean vielleicht sogar noch mehr, als Henri es tat. Zumindest zeigte er es offener.

Uthman nahm sich vor, in der nächsten Zeit gut auf Henri, Sean und Joshua aufzupassen. Denn ihm schien, dass sie sich in diesen Tagen in große Gefahren begaben.

Sean war ganz in seinem Element. Er hatte einen Auftritt vor sich, bei dem er sein Können unter Beweis stellen konnte.

Der Weiler Saint-Claire lag inmitten sanfter Hügel, in der nördlichen Camargue. Dorthin war Sean vor Sonnenaufgang mit einem Gaukler in einem Pferdekarren gefahren. Er saß am hinteren Ende zwischen Körben, Hundegeschirren und verschiedenen Gerätschaften. Vorn befanden sich etliche Käfige mit bellenden kleinen Pinschern. Der Gaukler dressierte die Hunde, bis sie Bälle auf der Nase balancieren und über Seile springen konnten. Ihre Kunststücke garantierten sein Einkommen. Der Gaukler hieß Jean-Luc, hatte rote Stachelhaare und einen breiten Mund über einem noch viel breiteren Kinn. Seine Aussprache war gedehnt, und er blickte ironisch.

Vor einem Dorf musste er seinen Karren anhalten, weil eine Herde Schafe durch eine flache Furt watete. Jean-Luc fluchte unentwegt in einem für Sean unverständlichen Dialekt. Als sie die Fahrt fortsetzen konnten, ging hinter den Wiesen bereits die Sonne auf, und Sean freute sich nach einer kalten Nacht über die Wärme, die sie bringen würde. Die Vorstellung in Saint-Claire sollte schon am Vormittag beginnen, und sie mussten sich beeilen. Als sie auf dem Karren in der kleinen Ortschaft eintrafen, wurden sie von einer Menschenschar mit johlendem Beifall begrüßt, der eigentlich großen Meistern angemessen gewesen wäre. Ihre Vorstellung unterbrach das alltägliche Einerlei der Menschen hier. Besonders von den Kindern waren erwartungsfrohe Jubelschreie zu hören.

Seans Darbietung bestand darin, mit fünf Reifen zu jonglieren. Das war an sich nichts Besonderes, das hatte man schon bei vielen Jongleuren gesehen. Das Interessante an Sean war, dass er beim Jonglieren sang. Und das konnten andere Jongleure nicht.

Ein bildhübsches, aber debil lächelndes Mädchen in schmutziger Kleidung blickte Sean unverwandt an, als er hinter dem Karren die letzten Übungen abschloss. Sean wurde durch sie derart irritiert, dass ihm die Reifen immer wieder zu Boden fielen. Er scheuchte das Mädchen mit einer energischen Handbewegung fort. Doch sie blieb ungerührt stehen. Sean dachte bei sich, dass er solche Widrigkeiten wohl oder übel in Kauf nehmen musste, wenn er ein großer Künstler werden wollte. Und nach einer Weile stellte er fest, dass es ihm gefiel, eine stille Bewunderin zu haben. Schließlich ließ er nur für sie die Reifen wirbeln.

Als er dann endlich seinen großen Auftritt hatte, im Anschluss an Jean-Luc, dessen Hunde großen Gefallen gefunden hatten, merkte Sean, dass er beim Jonglieren ständig zu dem kleinen Mädchen hinübersah. Und als er zu singen begann, sah sie ihn so voller Bewunderung an, dass er gleich noch lauter und schöner sang. Vielleicht, sagte er sich, wird doch noch ein berühmter Minnesänger aus mir. Dann könnte ich doch nach Quimper gehen und Angélique's Herz zurückgewinnen.

Am Mittag zog das Zugpferd den Karren wieder nach Süden. Das kleine Mädchen stand als Einzige noch am Rand des Marktplatzes und schaute zu Sean hinüber. Der Knappe winkte ihr zu. Als er zurückblickte, stand sie immer noch dort, ein dünner Strich in einem schmutzigen Kleid.

Auf der Rückreise über die staubigen Wege merkte Sean, dass in ihm eine Veränderung vorgegangen war. Er hatte plötzlich einen Blick für die Armut in den Ortschaften, durch die sie zogen, die meisten davon besaßen nicht einmal einen Namen. Manchmal waren es nur vereinzelte schmutzige Katen aus Brettern, vor denen sich Ziegenhirten zu schaffen machten. Oder sie sahen mitten im Wald einen Köhler, der aussah wie ein unheimliches Fabelwesen.

Sean hatte arme Leute noch nie bewusst wahrgenommen. Sie waren für ihn ein Bestandteil eines Lebens gewesen, das ihn nichts anging. Nun plötzlich sah er sie. Er fragte sich, ob das ärmliche schmutzige Mädchen am Marktplatz von Saint-Claire daran schuld war. Ihr unablässiger Blick hatte ihn auf merkwürdige Weise in die Wirklichkeit gezogen. Plötzlich fühlte er sich besonders lebendig – und verantwortlich.

Während er so dachte, wurde ihm bewusst, dass er auch für Henri de Roslin verantwortlich war.

Als sie Arles endlich wieder erreicht hatten, fielen Sean die kahlen Obstgärten der Stadt auf, und er wurde bei diesem Anblick traurig. Schön ist das Leben nur, wenn es blüht, dachte er, und wenn es bunt ist und laut.

Die Gefährten waren nicht in der Herberge. Sean ließ sich von der patenten dicken Wirtin einen duftenden Anisfladen mit Honig bestreichen. Er verschlang das frische Gebäck mit großem Appetit. Dann überlegte er, was er in Zukunft tun sollte. Es gab viele Möglichkeiten, aber eines war ihm klar: Er wollte mit den Gefährten zusammenbleiben. Ohne sie war er so gut wie vogelfrei.

Als Henri, Joshua und Uthman später in die Herberge zurückkamen, erzählte Sean ihnen von seinem Auftritt. Henri bat ihn, ein Lied zu singen, und zwar so laut wie möglich. Sean zierte sich zunächst, gab dann aber nach. Seine Stimme wurde von Tag zu Tag schöner und klarer, so fanden die Freunde. Sie lauschten seinem Vortrag gern. Mittendrin brach Sean jedoch ab und sagte:

»Meine lieben Freunde. Lasst uns nicht nach Paris gehen. Ich habe heute Morgen ein Mädchen gesehen, das mich gerührt hat. Plötzlich begriff ich, dass es nicht nur um mich geht. Es geht um jeden von uns. Verzeiht mir, wenn ich zu eigensinnig war.«

Die Freunde blickten ihn verblüfft an.

Kyot d'Arles kam in dem Moment am Platz vor dem Gasthaus vorbei, als Sean of Ardchatten sein Lied vortrug. Um den Jungen herum hatte sich eine Traube von Gaffern gebildet.

Sean sang: *»Ihr solltet euch schämen, Herrin Liebe, dass ihr den Leib so lüstern macht, welche Qualen für die Seele. Gebieterin, weil ihr erreicht, dass die fugend altern muss, deren Jahre viel zu kurz sind, ist alles, was ihr tut, gemein. Und ungerecht. Und dennoch süß...«*

Uthman klatschte am lautesten. »Woher hast du diese Texte, Sean? Sie scheinen mir tief empfunden.«

»Ich dichte sie, während ich singe. Ich glaube, durch den Seelenschmerz offenbart sich mir die wahre Liebesliederkunst.«

»Das war großartig!«, ließ sich Kyot plötzlich vernehmen. »Jetzt haben wir zwei Dichter in unserer Mitte, und zwei herausragende noch dazu! Paris wartet auf uns! Warum brechen wir nicht schon heute auf!?«

Die Gefährten blickten den Ritter, der wie ein König auf seinem Pferd vor ihnen thronte, mit gemischten Gefühlen an. Er war ganz in Leder gewandet und trug den Hut eines Edelmanns auf seinem Kopf.

Henri musste an die nächtliche Szene in dem Bordell denken. Voller Abscheu erinnerte er sich daran. Aber obwohl er Kyot nicht traute, weckte die Erwähnung von Paris, der schönsten Stadt, die er je gesehen hatte, eine tiefe Sehnsucht in ihm.

»Ich bin bereit«, sagte er deshalb rasch, um seinen inneren Konflikt endlich zu überwinden. »Es ist vielleicht unvernünftig. Aber Paris ist immer eine Reise wert, vor allem, wenn ich dort Anerkennung erlangen kann. Dies könnte mich manche Schmach, die mir dort widerfuhr, vergessen lassen.«

»Als geistlicher Ritter hast du dort keine Anerkennung gefunden, und jetzt willst du dort Anerkennung als Sänger finden?«, fragte Joshua zweifelnd.

»Lasst uns reiten, meine Freunde!« Kyot d'Arles breitete die Arme aus. »Ich bin reich! Ich bezahle alles! Es wäre mir eine Ehre, euer Impresario sein zu dürfen! Das würde mir riesigen Spaß machen! Alle Türen stünden euch dann offen!«

»Joshua!«, sagte Henri, »versteh doch. Paris ist meine Stadt. Welche Gefahren dort auch immer auf uns lauern mögen, es ist die Stadt meines Schicksals gewesen, und sie wird es für immer bleiben. Früher oder später muss ich nach Paris zurückkehren. Warum dann nicht gleich?«

»Wie du willst, Henri«, sagte Joshua resigniert. »Du wirst schon die richtige Entscheidung treffen.«

»Ich will nicht nach Paris!«, ließ sich Sean plötzlich vernehmen. »Es zieht mich in die Bretagne. Ich habe begriffen, dass ich nur Angélique liebe! Man darf vor seiner Liebe nicht davonlaufen!«

»Aber vorhin hast du uns doch erklärt, dass es nicht nur um dich geht!«, bemerkte Uthman.

»Das meinte ich auch so. Aber die Angelegenheiten von jedem von uns hören doch nicht in der Gemeinschaft auf. Ich habe meine eigenen Gefühle, und die müssen auch befriedigt werden. Das könnt ihr mir nicht abnehmen. Und im Ernst – was spricht dagegen, in die Bretagne zu reisen?«

»Die Kälte und der Nebel!«, sagte Uthman sofort.

»Die Bigotterie«, sagte Joshua. »Ich erinnere mich mit Schauern an die Reliquienverehrung in Quimper. Sie rannten ominösen Holzsplittern hinterher, weil irgendjemand sagte, dass sie heilig waren. Und jeder, der sich ihnen in den Weg stellte, musste um Leib und Leben bangen. Heißt es nicht: Du sollst dir kein Bildnis machen? In der Bretagne machen sie sich aus allem Bildnisse, und sie beten sie inbrünstig an!«

»Aber Angélique ist dort!«, rief Sean fast verzweifelt. »Wie könnt ihr das vergessen!«

Kyot ließ seinen Rappen auf die Hinterhand steigen. »Wie entscheidet ihr nun, meine Freunde?«, rief er ungeduldig.

»Auf einen guten Sänger müsst ihr zumindest verzichten!«, sagte Sean. »Ich gehe nicht nach Paris.«

Kyot blickte ihn wütend an. »Und Ihr, Hen... ich meine, Gabriel von Edinburgh?«

Henri sagte: »Wir werden uns nicht trennen. Wohin wir auch gehen, wir tun es gemeinsam. Daher steht noch nicht fest, was wir tun werden. Wir werden noch einmal besprechen müssen, wohin es gehen soll, denn ich kann nicht allein entscheiden.«

»Wie viel Zeit braucht ihr denn noch für eure Entscheidung, in Gottes Namen?«, rief Kyot. »Die Alternativen liegen doch klar auf der Hand: Ruhm oder Langeweile!«

»Wenn Ihr unser Freund seid, Kyot«, sagte Uthman, »dann drängt uns nicht über Gebühr. Es ist unsere Entscheidung.«

»Bis heute Abend!«, entfuhr es Kyot wütend. »Kommt auf meine Burg und teilt mir eure Entscheidung mit. Aber endgültig!«

Die Gefährten blickten dem aufbrausenden Ritter nach, der in einer Staubwolke verschwand.

März 1318. In der Falle

Der Wald von Montjou war dicht und dunkel. Nördlich davon erhob sich die bizarre rote Felsengruppe eines Gebirges, das mit seinen hoch aufgerichteten Kegeln wie eine Gruppe mächtiger versteinelter Pilger aussah, die auf dem Weg nach Osten waren, der Sonne entgegen. Darunter breiteten sich flache, windgepeitschte Täler aus.

Ritter Kyot hatte keinen Blick für die Landschaft. Er hatte Arles in nördlicher Richtung verlassen und trieb sein Pferd vorwärts. Auf der einzigen Straße, die durch das unwegsame Gelände nach Norden führte, war nur ein Pferdekarren unterwegs, er hatte Körbe mit Reisig und Holzspänen geladen. Kyot überholte ihn und drängte ihn beiseite, sodass der Karren seitlich abrutschte und im Unterholz stecken blieb. Kyot scherte sich nicht darum. Er passierte einen flachen Bach mit einem felsigen, glatten Bett, sein Pferd sprang mit einem großen Satz darüber hinweg. In einem kleinen Wald hielt der Reiter an.

Eine Schar finsterer Männer empfing ihn. Sie hatten hier schon seit zwei Tagen gehaust, sahen müde und schmutzig aus. Kyot blickte sie zufrieden an. Die Soldaten des Königs waren in der richtigen gereizten Verfassung. Sie würden sich wie losgelassene Kettenhunde auf ihr Opfer stürzen.

Kyot saß ab. Die Soldaten umringten ihn. Es war Zeit zu handeln. Am Vorabend war Henri de Roslin zu ihm auf die Burg gekommen und hatte ihm mitgeteilt, dass er und seine Freunde nicht nach Paris reisten. Die Gefährten zogen samt

ihrem liebeskranken Knappen in die Bretagne weiter. Wegen eines liebeskranken Knappen, ha, wegen eines Lakaien, eines Knechts! Kyots Verachtung kannte keine Grenzen. Er hatte schon überlegt, ob er solche Schwächlinge wirklich gefangen nehmen lassen sollte. Aber dann war ihm klar geworden, dass er sie bei all dem Zorn, den sie in ihm geschürt hatten, nicht entkommen lassen durfte.

»Männer«, sagte Kyot. »Der König hat mir aufgetragen, die letzten Tempelritter zu jagen. Ich bin also einer der wenigen bestellten Tempelritterjäger. Und als solcher geht mir jetzt das letzte und kostbarste Exemplar dieses Ketzerordens in die Falle. Und ihr alle zusammen seid es, die ihn fangen werdet. Dieser Ruhm wird euch für immer bleiben, und ihr werdet dafür auch gebührend entlohnt werden. Wenn die Ketzer morgen früh aufbrechen, kommen sie genau hier vorbei. Und dann greifen wir sie uns.«

»Wird auch Zeit!«, brummte der Anführer der Soldaten, ein Glatzkopf, dünn und lang wie eine Vogelscheuche. »Wir haben gelernt zu kämpfen, nicht herumzusitzen.«

»Davon seid ihr ab sofort befreit. Denn um ganz sicher zu gehen, werden wir noch eine Falle bauen. Sollte der Angriff misslingen, fangen wir die Ketzer dort hinten wie Wild in Käfigen. Lasst uns mit dem Bau der Falle unverzüglich beginnen. Ist einer von euch darin geschult?«

»Ich weiß, wie man solche Käfige herstellt!«, meldete sich ein junger Soldat, der auf einem Grashalm kaute.

»Woher kommst du?«, fragte Kyot gnädig.

»Aus den Cevennen!«

»Dann wirst du wohl tatsächlich wissen, wovon du sprichst«, sagte Kyot befriedigt. »Wir schlagen Holz aus den Weiden dort drüben, aus den dünnen Zweigen fertigen wir die nötigen Schnüre.«

»In Ordnung«, sagte der Soldat.

»Auf, Männer! Bis zum Anbruch der Dunkelheit muss das Werk vollendet sein!«

Kyot kommandierte den Soldaten aus den Cevennen ab, den Bau der Falle zu beaufsichtigen. Die Soldaten zückten ihre Säbel und Messer und machten sich an die Arbeit. Kyot nahm den Anführer zur Seite.

»Es sind vier. Und sie sind bewaffnet. Bei dem einen handelt es sich um einen besonders gefährlichen Templer. Der andere ist ein blutrünstiger Sarazene, der keine Gnade kennt. Dann sind da noch ein harmloser Jude und ein Junge, der aber durchaus schon zu kämpfen versteht. Wir müssen höchste Vorsicht walten lassen.«

Der Soldat winkte ab. »Uns ist noch keiner entkommen. Wir sind zwölf Männer. Wenn sie nur zu viert sind, haben sie keine Chance, auf jeden von ihnen kommen dann, äh... drei von uns. Einfacher wäre natürlich, sie gleich zu töten.«

»Ja, das ist immer einfacher. Aber ich brauche sie lebend. Sie kommen nach Paris in den Kerker. Dort werde ich persönlich sie lange und ausgiebig verhören.«

»Aber ein paar Kratzer dürfen sie abkriegen?«

»Nur wenn sie nicht lebensgefährlich sind. Schmerzen könnt ihr ihnen bereiten, so viel ihr wollt.«

»Das gefällt mir«, sagte der Soldat und rieb sich die Hände. »Endlich kann ich einmal wieder tun, was ich gelernt habe. Denn ein jeder will doch zeigen, was er kann, oder nicht?«

Kyot murmelte etwas. Ihm grauste bei der Vorstellung, selbst in die Hände solch stumpfer Männer zu fallen. Aber er hatte schon zu viele ans Messer geliefert, um sich von solchen Skrupeln noch einschüchtern zu lassen. Seine Stärke gründete unter anderem darauf, dass er sich erinnern konnte. An vergangenen Verrat und vergangene Grausamkeiten. Und so half ihm seine Erinnerung auch diesmal.

»Es wird ein sonniger Tag«, sagte Kyot und schaute zum Himmel.

»Wir sollten aufbrechen, bevor es dunkel wird«, meinte Uthman. »Dann reiten wir bei Nacht und verstecken uns am Tag. Auf diese Weise bemerkt niemand unsere Flucht.«

»Flüchten wir denn?«, fragte Sean unschuldig. »Ich denke, wir reisen in die Bretagne. Das kann doch ruhig jeder wissen.«

»Uthman traut Kyot nicht«, erklärte Henri. »Und ich teile inzwischen sein Misstrauen. Der Ritter ist in seinem Verhalten undurchschaubar. Und dass er jemals ein Templer gewesen sein soll, glaube ich immer weniger. Wenn er es war, hat sich seine Gesinnung gründlich gewandelt. Sein Vater und Großvater waren ehrenhafte Ritter. Aber wir haben schon mehrmals erlebt, dass sich Nachkommen von ehrlichen Tempelrittern zu Feinden des Ordens entwickelten.«

Henri erzählte den Freunden, wie er den Ritter nachts im Bordell beobachtet hatte.

»Was für ein Lüstling!«, stieß Sean hervor. »Der Eindruck, den ich gewonnen habe, als ich in seinem Burgarten saß, ist falsch. Ich habe mich in Kyot getäuscht, ihr hattet die ganze Zeit über Recht. Vielleicht wollte ich einfach nicht sehen, wie er wirklich ist. Er hat mir seine beiden Gespielinnen als Begleitung überlassen. Aber dennoch – einerseits scheint er böse und gemein zu sein, aber er hat auch eine andere Seite, er liebt das Schöne.«

Joshua warf ein: »Ich habe schon viele Männer kennen gelernt, die das Schöne liebten. Und dennoch waren sie in der Lage, Leid zu schaffen; einige konnten anderen gar mit der eigenen Hand Grausamkeiten zufügen. Menschen sind seltsame Wesen. Ein Sinn für das Schöne ist kein Schutz gegen Unmoral und Gemeinheit.«

»Das muss ich erst noch lernen«, gab Sean zu. »Je älter man wird, desto mehr Abgründe tun sich anscheinend vor einem auf.«

»Das hat mit der Erfahrung zu tun. Es dauert eine Zeit, bis wir erkennen, wie die Welt wirklich beschaffen ist, Sean. Oft erkennen wir sie sogar nur ansatzweise«, meinte Joshua. »In jedem Fall ist die Welt nicht nur gut oder schlecht. Oft liegen die Gegensätze sogar ganz eng beieinander. Das gilt auch für den Charakter der Menschen. Und wer diese Erfahrung einige Male gemacht hat, läuft Gefahr, selbst nicht mehr unterscheiden zu können. Dem zerfällt die Seele in einzelne Schichten.«

»Und dazwischen liegen die Abgründe«, wiederholte Sean.

»Meinetwegen«, sagte Joshua. »Aber sprich nicht allzu abfällig darüber, mein Sean. Nur weil du jung bist, bist du nicht frei von solchen Abgründen. Du hast noch keine Vorstellung davon, was alles in dir lauert.«

»Mach ihm um Allahs willen keine Angst, Joshua!«, sagte Uthman. »Vielleicht ist unser Sean wirklich rein und unschuldig. Dann sollten wir diese Tugend erhalten und fördern, anstatt ihm zu sagen, dass er auch noch so schlecht wird wie du und ich.«

»Das habe ich doch gar nicht gemeint!« Joshua blickte Uthman empört an.

»Hört auf«, sagte Henri. »Wir haben keine Zeit für solche Debatten. Wir müssen unsere Abreise vorbereiten. Ich stimme Uthman zu, dass wir schon abends aufbrechen sollten. Als ich Kyot gestern unseren Entschluss mitteilte, wirkte er sehr zornig. Ich traue ihm zu, dass er etwas gegen uns im Schilde führt. Er ist ebenso wankelmütig wie Geoffroy de Charney. Er hetzte uns die Soldaten hinterher, nur weil ich eure Gesellschaft, die meiner Freunde also, der seinen vorzog. In

seinen Augen war das Verrat, weil ihr keine Christen seid. Wie er sich dafür rächte, habt ihr in Marseille gesehen.«

»Wir könnten noch eine Abschiedsvorstellung geben«, sagte Sean und winkte die Gefährten an die Fenster. »Unten stehen Leute, die uns hören wollen.«

»O nein!«, sagte Uthman. »Wie können sie sich nur an dem Gekrächze von euch beiden heiseren Krähen erfreuen!« Uthman begann selbst mit einem einschmeichelnden Gesang, als umgurre er eine Liebste. Es klang tatsächlich lieblich und weich, getragen von vielen Gutturallauten und klagenden Koloraturen.

»Wenn jetzt auch noch die Sarazenen zu singen beginnen, dann gibt es noch Hoffnung auf Frieden in der Welt!« Joshua blickte spöttisch.

Von unten tönten Applaus und Hochrufe herauf. Henri steckte den Kopf durch die kleine Fensterluke.

»Geht nach Hause«, rief er. »Wir geben morgen Mittag noch eine Vorstellung auf dem Marktplatz. Bis dahin müssen wir in Ruhe proben. Geht also bitte nach Hause.«

Die Menge zerstreute sich langsam. Frauen versuchten, Blumen zum Fenster heraufzuwerfen, verfehlten es aber.

»Du hast sie angelogen, Herr Henri«, wies ihn Sean vorwurfsvoll zurecht. »Morgen Mittag...«

»... sind wir nicht mehr hier, ich weiß«, warf Henri ein. »Im Moment ist mir unsere Sicherheit jedoch wichtiger als meine Aufrichtigkeit. Wir müssen eine möglichst unauffällige Flucht vorbereiten.«

»Abgründe!...«, murmelte Sean.

»Grabt schneller! Bald wird es dunkel. Die Zeit läuft uns davon. Wir müssen rechtzeitig fertig werden.« Kyot ritt auf

seinem Pferd hin und her. Er holte sogar mit der Peitsche aus. Und die Soldaten des Königs gruben schneller.

Die Falle nahm Gestalt an: ein tiefes Loch, in das man zwei Käfige stellen wollte. Die Grube würde mit dünnen Weidenästen und buntem Laub belegt werden, wie es überall auf den Waldwegen lag. Wer darüber ritt, brach ein und fiel in einen der Käfige, der dadurch aus seiner Verankerung am Boden gelöst würde; anschließend würden die getarnten elastischen Weidenstränge, an denen der Käfig hing, empor schnellen, und die Gefangenen säßen fest – in einem hoch in die Baumkronen gezogenen Käfig.

»In der Heimat fangen wir in solchen Käfigen Bären und Wölfe«, erklärte der Soldat aus den Cevennen. »Sie sind nicht ganz ungefährlich. Wenn es misslingt, verfangen sich die Opfer in den Weidensträngen und werden zerrissen.«

»Ich will sie lebend!«, brüllte Kyot. Er saß wieder auf seinem Pferd, um zum Fluss hinunterzureiten, wo die Weiden wuchsen. »Der Plan darf nicht misslingen, hörst du? Du bürgst mir dafür mit deinem Kopf, verstanden?«

Der Soldat legte den Kopf schief und blinzelte den Ritter an. Er gab nicht zu erkennen, was er dachte.

Kyot wollte grob werden, aber dann erinnerte er sich daran, dass er jeden Mann brauchte. Er ließ sein Pferd antraben und ritt davon. Sein Atem ging heftig, aber er fühlte sich großartig, er hatte alles in seiner Gewalt.

Am Fluss gaben sich die Soldaten größte Mühe, mit den widerspenstigen Weidenruten zurechtzukommen. Sie mussten angefeuchtet werden, aber nur leicht, ansonsten verloren sie an Elastizität. Und wenn sie zu trocken waren, brachen sie leichter. Kyot zügelte sein Pferd und erteilte Anweisungen, er herrschte die Männer unentwegt an. Ein Blick zum Himmel lehrte ihn, dass sich die Sonne schon auf ihrer Abwärtsbahn

befand. Und noch waren nicht einmal alle Weidenruten geschnitten.

Kyot feuerte die Soldaten an. Sie schienen ihm viel zu widerspenstig zu sein. Er fluchte innerlich. Sollte er sie züchtigen? Mit verkniffener Miene richtete er sich im Sattel auf. Seine Hand tastete nach seinem Schwert.

»Schneller doch! Ich bezahle euch alle! Geld spielt keine Rolle, aber beeilt euch, zum Teufel!«

Die Soldaten ließen sich tatsächlich durch die Aussicht auf Lohn locken. Es ist doch erstaunlich, wie käuflich die Menschen sind, dachte Kyot. Er wandte sein Pferd und ritt zurück zur Grube. Unterwegs zügelte er sein Pferd und hielt an. Für einen kurzen Moment keimte Unsicherheit über das Gelingen seines Plans in ihm auf.

Die schon tief stehende Sonne warf glasklare, warme Strahlen durch die noch lichten Baumkronen. Kyot stand regungslos mit dem Pferd und lauschte. Eine verheißungsvolle Stille lag über dem Wald. Die Gräser zitterten im kühlen Wind. Kyot war sich durchaus im Klaren darüber, dass es ihn das Leben kosten konnte, wenn er sich mit Henri de Roslin anlegte. Der verfluchte Templer stand in dem Ruf, ein unbarmherziger Kämpfer zu sein. Aber wenn ich anfangs, mich zu fürchten, werde ich in jedem Fall unterliegen, dachte Kyot, und so wischte er seine Bedenken jäh beiseite.

Er war es, der den Sieg davontragen würde! Er, Kyot d'Arles! Er besaß genügend Mittel, Henri de Roslin zu vernichten!

Ein Sänger!, dachte er verächtlich. Ein verweichlichter Dichter, der vorgibt, einst Tempelritter gewesen zu sein! Wir haben gut daran getan, sie alle zu vernichten. Es ist eine dekadente Bande, die es am Ende vorzog, Liebesliedern von elenden Arabern zu lauschen und Frauen zuzusehen, die ihren nackten Bauch dazu schwangen. Sie verweichlichten, sie

interessierten sich plötzlich für die Lebensumstände ihres Todfeinds und wollten nicht mehr töten.

Kyot ritt weiter. Er ließ das Pferd im Schritt gehen. Das Licht in den Ästen und Zweigen faszinierte ihn. Er besaß so viel Sinn für Schönheit. Das wäre ihm einmal fast zum Verhängnis geworden. Damals hatte er einer Hirschkuh zugeschaut, die im Morgengrauen äste, und er war so versunken gewesen in die Betrachtung dieses schönen Tieres, dass er den tollwütigen Keiler nicht gehört hatte, der hinter ihm durchs Dickicht brach.

Das Schöne ist das Schöne, und der Kampf ist der Kampf. So dachte Kyot. Dann setzte er seinen Ritt fort. Vor ihm weitete sich der Wald. Er überquerte Lichtungen. Und dann gelangte er zu der Stelle, wo die Falle zuschnappen sollte. Er hatte inzwischen beschlossen, auf den Überfall zu verzichten und ausschließlich der Falle zu vertrauen.

Auch hier ging die Arbeit zu langsam voran. Kyot überlegte, ob er sich nicht erneut umentscheiden und alle Soldaten zusammenziehen sollte, damit sie sich für den von Anfang an geplanten Überfall bereitmachten. War dieses Vorgehen nicht aussichtsreicher? Die Soldaten hatten eine dreifache Übermacht und ganz gezielt an einem Punkt zuzuschlagen, alle zusammen! Die Überraschung war auf ihrer Seite!

Hatte er etwa Angst davor, gegen Henri und seine Kumpane zu kämpfen? Scheute er sich, ihnen Auge in Auge mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten?

Ha, das hofften seine Gegner vielleicht, aber dem war ganz und gar nicht so. Dennoch, er würde die Falle verwenden. Sie war todsicher. Und Henri würde von ihm höchstpersönlich gefesselt werden. Dann würde er den Templer als Triumphator nach Paris bringen. Kyot sah sich schon in der großen Stadt an der Seine ankommen: Die Straßen würden gesäumt sein von Hunderten, die ihm zjubelten!

Kyot leckte sich die Lippen. Paris war eine Reise wert.

Der Aufbruch stand unmittelbar bevor. Alles war gepackt, die Pferde tänzelten unruhig. Aber vor dem Gasthaus wartete immer noch eine Menschenmenge, die die beiden Sänger sehen wollte. Sie hatten sich doch nicht nach Hause schicken lassen, manche waren auch zurückgekommen – und sie würden die Gefährten nicht so einfach ziehen lassen. Es bedurfte einer ausgefeilten List, ihre Abreise zu verheimlichen.

Henri blinzelte zum Himmel. Die Sonne brauchte noch eine gute Stunde, um hinter den Hügeln zu verschwinden. Er breitete die Arme aus und sagte zu den Gaffern:

»Wir ziehen um in eine Herberge am römischen Theater. Dort werden wir morgen Mittag eine Vorstellung geben. Aber wenn ihr unbedingt wollt, sollt ihr jetzt schon eine kleine Kostprobe bekommen.«

»Hurra! Sie singen! Sagt es den anderen!«

»Ob das wirklich hilfreich war?«, zweifelte Joshua. »Jetzt werden wir sie überhaupt nicht mehr los.«

»Singt, so schlecht ihr könnt, Christen!«, sagte Uthman leise. »Dann flüchten sie.«

»Ihr seid beide schlechte Ratgeber«, meinte Henri. »Wir machen es so: Uthman und Joshua, ihr reitet mit unseren Packtieren vor. Aber nicht zum römischen Theater, sondern weiter. Wir treffen uns außerhalb der Stadt an der Straße nach Norden. Ohne den Ballast unseres Gepäcks kommen Sean und ich leichter aus der Stadt.«

»Endlich mal ein vernünftiger Vorschlag«, meinte Uthman. »Wann kommt ihr nach?«

»Rechnet mit uns in ein paar Stunden. Auf jeden Fall in der Dunkelheit. Macht ein kleines Feuer.«

»Wir werden euch erwarten«, sagte Joshua.

Nachdem die Gefährten aufgebrochen waren, stellten sich Sean und Henri in Positur. Die Menge blickte sie erwartungsfroh an. Einige junge Mädchen schmachteten den Knappen so verliebt an, dass Henri um dessen Seelenheil fürchtete.

»Was wollt ihr hören?«, fragte Sean das Publikum.

»Gabriel von Edinburgh soll singen. Und du sollst auf der Flöte spielen!«

»Aber was?«, wollte Sean wissen.

»Singt von Liebe und Leid! Und von den untreuen Frauen!«

»Nein, lieber von den treuen Frauen!«

Henri holte tief Luft und sang:

Dann hört von einer Königin. Der konnte es nicht besser gehen! Die Junge, Schöne, Edle fand die irdische Erfüllung in der Liebe. Und diese Liebe war so groß, dass nichts sie wanken machen konnte. Sie sah, ihr Mann war hier nicht anders, sie glichen sich in diesem Punkt, er liebte sie, wie sie ihn liebte...

»Herrlich!«, seufzte eine ältere Frau.

»Das gibt es nur in den Liedern!«, rief ein Fassmacher, der mit seinem eisernen Werkzeug gekommen war. »In der Wirklichkeit...«

»Ach, was weißt du schon von solchen Dingen! Lass ihn doch weitersingen!«

... Und dann...Ich bin gezwungen, zu erzählen, dass sie sich dennoch trennen mussten, wie groß war beiden der Verlust! Mir tut die edle Frau sehr Leid. Ihr Volk, ihr Land und auch sie selbst hat er aus großer Not befreit, sie belohnte ihn mit Liebe...

»Was dann? Sing weiter!...«

Henris Blick schweifte über die Stadttürme und Häuserdächer. Ob die Gefährten den Stadtrand schon erreicht hatten? Würde ihr Plan gelingen?

Er sang weiter.

... Eines Morgens sagte er, wenn es Euch recht ist, hohe Frau, brech' ich auf und sehe nach, wie es um meine Mutter steht – mir ist völlig unbekannt, ob es ihr gut geht oder schlecht. Ich will zu ihr, nur für kurze Zeit, und suche dann das Abenteuer. Wenn ich Euch Waffendienste leiste, wie Ihr verlangt, belohnt mir das mit Eurer treuen Liebe...

»Das geht nicht gut aus!«, rief ein Waschweib.

Sean setzte die Flöte an den Mund. Während Henri eine Pause machte, gab er die Melodie vor.

... So erbat er seinen Abschied. Sie liebte ihn und konnte nichts verweigern. Und von sämtlichen Vasallen und der edlen Frau ritt er fort – ganz allein. Wer hören will, wohin der kommt, den das Abenteuer treibt, der wird Erstaunliches erfahren, und zwar in allen Einzelheiten. So lassen wir den Abenteurer reiten! Und jeder Mensch, der Anteil nimmt, wünsch' ihm Glück! Denn unausweichlich wird er viel Leid und große Not erfahren! Gelegentlich auch Glück und Ehre. Aber wer von seiner Liebsten getrennt ist, wie kann der glücklich werden?

»Ach!«, rief ein dicker Braumeister, »da kenn' ich einen, dem gelingt das blendend!«

»Halt's Maul!«, fauchte sein Weib.

»Genug für heute, Leute! Wie es mit unserem Abenteurer weitergeht, erfahrt ihr morgen zur Mittagszeit. Und nun gehabt euch wohl!«

Die Menge murrte. Aber Henri und Sean ließen sich nicht beirren. Sie schoben sich durch die Menschenchar, die sie umringte, schüttelten Hände und ließen sich Lob und Anerkennung zuteil werden. Jemand legte Sean sogar wie zum Segen die Hand auf den Kopf. Ein Mädchen warf sich vor seine Füße, und er musste es aufheben, dabei küsste es ihn schnell und leidenschaftlich auf den Mund und rannte davon.

Alle lachten. Und schließlich rannten auch Henri und Sean. Sie drehten sich noch einmal um und winkten, scheinbar übermütig, zurück.

»Bis morgen!«, rief Sean und schwenkte seine Flöte.

Henri zog ihn mit sich.

Endlich hatten sie eine Gasse erreicht, in der ihnen niemand mehr folgte.

»Es hat geklappt!«, sagte Sean. »Fast könnte ich mich an so viel Verehrung gewöhnen.«

»Auf die Dauer würde es dir zuwider«, meinte Henri.

»Was war das überhaupt für ein Lied, das du vorgetragen hast, Herr Henri?«

»Ich kenne es aus einem Werk von Chrétien de Troyes, das ich in der Champagne einsehen konnte. Ich durfte die Handschrift des großen Meisters in der fürstlichen Bibliothek von Troyes studieren. Das war das einzige Mal, dass mir der Herr von Charney einen Dienst erwiesen hat. Ich habe es allerdings sehr frei vorgetragen, und Chrétien möge mir verzeihen, wenn er mir aus dem Himmel zugehört hat. Ich habe es leicht abgeändert, und aus seinem Helden wurde mein eigener. Ein Mann, der immer wieder zu neuen Abenteuern aufbricht, um das Glück zu suchen, und dabei alles verliert.«

»Das ist traurig, darum will ich auch gar nicht erfahren, wie es weitergeht. Aber erzähl mir von diesem Dichter.«

Sie überquerten den Platz des Hospizes. Überall waren weiße Fahnen gehisst. Ein berühmter Medikus besuchte an diesem Abend die Hospitäler der Stadt.

»Chrétien wirkte in Troyes. In der Stadt, die die Geburtsstunde des Tempelritterordens erlebte. Ob er selbst Templer war, weiß ich nicht. Troyes war vor hundert Jahren eine reiche Stadt an einer Haupthandelsstraße, zweimal im Jahr gab es Warenmessen. Der Bischof förderte die schönen Künste, und Chrétien lernte an der Domschule lesen und

schreiben. Er war außerordentlich begabt. Und als der Graf der Champagne ihn unter seine Fittiche nahm, sprudelten die Geschichten nur so aus ihm heraus. Er schrieb den *Lancelot – Le Chevalier de la charette* – und auch den *Perceval – Li contes del Graal ou Le roman de Perceval*. Davon hörtest du schon.«

»Könnte ich doch selbst auch solch wunderschöne Strophen dichten«, seufzte Sean. »Aber sosehr ich mich auch anstrengende, mir fällt nur immer wieder Angélique ein, und immer wieder kann ich nur sie beschreiben.

Und ich erblickte das Grün ihrer Augen, das Feuerrot ihrer Haare im Gegenlicht der Sonne und das Elfenbein ihrer Glieder, da wurde ich ganz froh, und ich umarmte sie und...«

»Das ist doch nicht schlecht. Versuche nun, diese Eindrücke auf deine Wahrnehmung der übrigen Welt zu übertragen. Stelle das Persönliche zurück. Das ist die größte Tugend der großen Dichter.«

»Das meine ich ja! Es gelingt mir nicht.«

»Probiere es!«

»Ich wurde glücklich und seufzte auf: Herrgott, hab Dank, das ist ja ein Engel, den ich sehe. Und wie golden ihr Haar schimmert, und ihr Name ist... Ach, du siehst ja, es klappt nicht!«

Sie hatten die Stadt beinahe ganz durchquert, da mussten sie im letzten Arkadenbogen des römischen Kolosseums einem gestürzten Bettler ausweichen, um den sich ein Bader kümmerte, der eine Schutzmaske in Form eines Tiergesichts trug.

Henri fragte sich flüchtig, ob in Arles eine Seuche ausgebrochen sei, das hätte auch den Besuch des berühmten Medikus erklärt. Aber dann waren sie schon an der Stadtmauer angekommen und vergaßen den kleinen Zwischenfall. Sie

mussten warten, bis ihnen erlaubt wurde, das Stadttor zu passieren.

»Kamen hier vor kurzem zwei Männer zu Pferde mit Packtieren durch?«, fragte Henri hinauf, wo ein Wachsoldat sie beäugte.

»Wer will das wissen?«

»Kennst du nicht Gabriel von Edinburgh, den berühmten Sänger?«, rief Sean vorwurfsvoll.

»Oh, ja – zwei Männer, sagt Ihr? Ja, sie ritten vor etwa zwei Stunden hier durch nach Norden.«

»Vor zwei Stunden? Schon vor so langer Zeit?«

»Wie ich sage! Glaubt es – oder glaubt es nicht.«

Henri entschied sich für Letzteres, und so verließen er und Sean die Stadt. Vor den Toren war es sehr dunkel. Hier brannten keine Fackeln mehr. Von den abendlichen Wäldern wehte ein kühler Hauch zu ihnen herüber, der den Geruch von feuchtem Moos mit sich trug. Sean und Henri nahmen den Weg nach Norden, die dünne Mondsichel, die in dieser Nacht am Himmel stand, spendete ihnen nur notdürftig Licht. Merkwürdigerweise wurde es aber plötzlich heller. Irgendein anderes Licht schob sich durch die Wolken. Henri und Sean blickten verwundert zum Himmel. Und dort sahen sie ihn wieder, nachdem sie ihn so lange Zeit vergessen hatten – den Kometen, der so viele Menschen in helle Aufregung versetzte.

Als sie weitergingen, waren sie beide eine ganze Weile schweigsam. Aber dann nahm Henri den Faden wieder auf.

»Chrétien des Troyes«, sagte er, »hatte Glück. Mit seinen Heldenepen fand er schnell Anerkennung, und zwar bei der Hofgesellschaft ebenso wie beim Klerus. Und erst die Damen! Sie liebten seine Texte so sehr, dass sie seinen Ruhm bis auf die entlegensten Burgen trugen. Eine von ihnen war Marie de Champagne, die schließlich sogar zu seiner Mäzenin wurde. Irgendwann starb er, niemand weiß genau, wann und wo. Man

weiß nicht einmal, ob er wirklich je eine Frau geliebt hat. Vielleicht Marie? Aber so ist das mit den großen Dichtern. Ihre Werke bleiben uns erhalten, auch nachdem sie gestorben sind und die Erinnerung an sie allmählich verblasst.«

»Das hast du gut gesagt, Herr Henri, wenn ich mir dieses Lob erlauben darf. Aber ich möchte nicht, dass meine Verse bekannt werden und ich selbst in Vergessenheit gerate.«

Der Lichtschein, den der Komet am Himmel hinterließ, war verschwunden. Dichte Wolken hatten sich davor gewölbt, die keinen Schimmer mehr durchließen, sodass es jetzt stockfinster war.

Sean und Henri stolperten mehrmals über Wurzeln, die aus dem Boden ragten. Andere Reisende waren nicht unterwegs. Die ganze Zeit über hielten der Ritter und sein Knappe nach einem Feuerschein Ausschau. Aber der Wald blieb dunkel, kein Licht war zu sehen. Es war, als würde der Wald immer näher rücken und die beiden Wanderer nach und nach verschlingen.

Uthman und Joshua waren an einer Lichtung angelangt. Als es stockfinster geworden war, klarte der Himmel auf. Die dichte Wolkendecke, die sie auf ihrem Ritt begleitet hatte, verzog sich. Uthman und Joshua hielten die Lichtung für eine geeignete Raststätte. Sie saßen ab, versorgten die Pferde und machten ein Feuer.

Der Wald wirkte verlassen. Die einzigen Geräusche, die zu hören waren, kamen aus dem Unterholz und stammten von Tieren. Die beiden Freunde beobachteten den Pfad, auf dem sie gekommen waren. Als Henri und Sean nach einer ganzen Weile immer noch nicht in Sicht kamen, wurden sie unruhig.

»Es geht auf die Nacht zu, was kann sie in Arles aufgehalten haben?«, fragte Joshua.

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Uthman. »Vielleicht die begeisterte Menge? Ich kann nur hoffen, dass ihnen nichts zugestoßen ist.«

»Du meinst, Kyot könnte Böses im Schilde führen und uns zuvorgekommen sein?«

»Kyot oder irgendeiner der Häscher, die schon in Marseille hinter uns her waren. Wir müssen immer auf eine unangenehme Überraschung gefasst sein.«

»Vielleicht sind wir auch einfach zu weit vorausgeritten, sie kommen immerhin zu Fuß«, gab Joshua zu bedenken. Einige Zeit später machte sich jedoch erneute Unruhe in ihm breit: »Sag, Uthman, wie lange wollen wir untätig hier herumsitzen und warten?«

»Bis Mitternacht. Wenn die Mondsichel am höchsten steht, müssen wir irgendetwas unternehmen. Wenn sie dann nicht hier sind, wird wohl tatsächlich etwas Unvorhergesehenes vorgefallen sein.«

»Gut. Warten wir so lange. Essen wir ein wenig von dem kalten Kapaun, den wir mitgebracht haben, um uns zu stärken. Wir dürfen nur nicht vergessen, Henri und Sean genug übrig zu lassen – Sean liebt gebratenes Geflügel über alles.«

Joshua packte ihren Proviant aus und verteilte ein wenig davon an sich und seinen Gefährten.

»Was denkst du eigentlich über Henris Spleen, als Minnesänger aufzutreten?«, fragte Uthman unterdessen.

»Ich kann es nicht ernst nehmen. Aber Henri nimmt es selbst nicht ernst. Es ist für ihn nur eine Tarnung. Ebenso könnte er als Schuster oder Gerbermeister herumlaufen. Oder als Tuschneider, wie in Quimper.«

»Du meinst also nicht, der Erfolg steigt ihm zu Kopf?«

»Aber nein! Du kennst Henri doch ebenso gut wie ich! Teilweise macht er das Spiel doch nur mit, um Sean einen

Gefallen zu tun. Indem er auf ihn eingeht, tröstet er den Jungen über seinen Liebeskummer hinweg.«

»Es wirkt jedenfalls merkwürdig, wenn ein Ritter wie Henri in Reimen deklamiert. Sollte man nicht überhaupt Lesen und Schreiben den Klerikern und den Damen überlassen?«

»Das sagst du? Du bist doch ein leidenschaftlicher Leser!«

»Ich weiß. Du aber auch.«

»Ist es nicht eher so, dass wir in dieser abendländischen Kultur zu wenig persönliche Bildung besitzen? Kaum zeigt einmal jemand eine Vorliebe in seiner Lektüre oder in seinem schriftlichen Ausdruck, schon gerät er in Verdacht, ein Häretiker zu sein. Nein, alle sollten lesen und schreiben können. Aber diese Fähigkeiten sind selten. Unter dem Adel gibt es kaum jemanden, der auch nur seinen Namen schreiben könnte.«

»Ich kannte nur einen einzigen christlichen Edelmann, der des Lesens und des Schreibens zugleich mächtig war. Es war ein Deutscher, er hieß Wirnt von Grafenberg, über ihn schrieb ein Dichter – ich weiß nicht mehr, welcher.«

»Was schrieb er?«

Uthman versuchte, sich zu erinnern. »Hm... der Inhalt lautete etwa folgendermaßen: *Es saß der Hochgepriesene... in einer Kemenate... und ihm stand das Glück zur Seite...er hielt ein Buch in seiner Hand... und er fand hier die Geschichte einer Liebe aufgeschrieben. Und das Buch sprach zu ihm: Welch Edler hat mich aufgeschlagen...Ist es einer, der mich beides, lesen und verstehen, kann? So soll er Nachsicht mit mir üben.*«

»Das hast du gut vorgetragen! Aber dieser Adlige war wohl eher eine Ausnahme. Ich kenne keinen Edelmann, der solche Fähigkeiten beherrscht.«

»Deshalb schätzen wir beide ja auch die jüdischen und islamischen Bibliotheken mit ihren wunderbaren Beständen. Dort ist das gesammelte Wissen frei zugänglich, für jeden.«

»Hast du jemals versucht zu dichten, Uthman?«

»Ja, aber das ist lange her«, gab der Sarazene zu.

»Warum hast du es aufgegeben?«

»Ach, ich weiß nicht. Es kam etwas dazwischen. Ich bin kein Mann der Worte, der Wortfolgen oder der verschachtelten Sätze, Metaphern, Metrik, Reim und dichterische Bilder sind nichts für mich. Und schon gar nicht Lehnwörter, Gallizismen, römische Floskeln, höfisches Formbewusstsein – oder Ähnliches. Das ist einfach nicht meine Welt, mein Freund.«

»Horch!«

»Was hast du gehört?«

»Da kommt jemand!«

»Von wo?«

»Aus der Richtung von Arles.«

»Henri und Sean!«

»Können sie unser Feuer sehen?«

»Nein. Es war wohl doch nur ein Tier, vielleicht Rotwild.«

»Wir müssen etwas unternehmen. Die Mondsichel steht jetzt senkrecht. Unseren beiden Freunden muss etwas zugestoßen sein!«

»Du hast Recht, Joshua. Ich schlage vor, du reitest den beiden entgegen. Ich halte hier die Stellung. In Ordnung?«

»Ja, so wollen wir es machen. Ich breche sofort auf. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät.«

Die Grube war ausgehoben, die Käfige gebaut und versenkt. Als die Sonne unterging, wurden die Aushebungen mit Ästen und Blattwerk getarnt und der Aushub fortgeschafft. Die Falle, die sich über den Ketzern schließen sollte, war fertig.

Kyot ritt umher und begutachtete das Werk gründlich. Die Falle musste unauffällig wirken. Er glättete noch einmal persönlich das Astwerk und ließ noch mehr Blätter

herantragen. Am Schluss wurden alle verräterischen Arbeitsspuren mit Zweigen verwischt. Jetzt war nichts Verdächtiges mehr zu erkennen. Die Soldaten sprachen nur noch leise miteinander. Sie verteilten sich rechts und links des Wegs im Unterholz. Jetzt hieß es, geduldig auf die Opfer zu warten.

Kyot ging umher und gab überall noch einige letzte geflüsterte Anweisungen. »Sollten sie den Braten riechen und sich seitwärts in die Büsche schlagen, gebe ich ein Zeichen. Ihr stürzt euch dann mit vereinten Kräften auf die Bande. Seht zu, dass ihr euch gleichmäßig verteilt. Für den Juden genügen zwei Soldaten, für den Knappen ebenso, um den Templer und den Heiden kümmern sich hingegen je vier Mann. Diese beiden sind die Gefährlichsten.«

Die Männer verteilten sich und nahmen ihre Posten ein. Sie starteten angestrengt den Weg entlang. Es war jedoch kaum etwas zu erkennen. Es schien, als folgte der Dunkelheit ein noch schwärzeres Schwarz. Dann plötzlich wurde es jedoch etwas heller. Die Schatten der Bäume tanzten vor ihren Augen. Die Männer sahen auf, und nun gewahrten auch sie die unheimliche Feuerfackel am Firmament mit dem gleißenden roten Kopf und dem milchigen Schweif. Lange war er nicht mehr zu sehen gewesen. Oder hatten sie ihn nur vergessen? Jetzt war er jedenfalls wieder da. Und unter denen, die ihn sahen, verbreitete er ein unheilvolles Angstgefühl.

Plötzlich knackte es im Gebüsch. Die Männer erstarrten. Kam der Feind aus dem Hinterhalt? Da brach urplötzlich ein Rudel Rehe aus dem Unterholz hervor und hielt direkt auf die Stelle zu, an der sich die Falle befand.

Kyot brüllte zornig auf, zog sein Schwert und sprang auf den Weg. Er lief auf die Herde zu, hieb auf die Tiere ein und brachte eines mit einem Hieb hinter die Ohren zur Strecke. Im letzten Moment gelang es ihm so, das Rudel davon abzuhalten,

in die Falle zu laufen. Das völlig in Panik geratene Wild machte beim ersten Anblick des Ritters sofort kehrt und preschte in den Wald zurück.

Kyot gab Anweisung, das tote Reh ins Unterholz zu schleppen und die Kampfspuren zu beseitigen. Die Männer taten wie ihnen geheißen und handelten dabei flüsternd aus, wer später welches Stück von dem toten Tier bekam.

Kyot fluchte unterdessen unablässig. Ihm war bewusst, dass er noch lange nicht am Ziel war. Ein Zwischenfall wie dieser durfte sich nicht noch einmal ereignen! Wieder und wieder trieb Kyot die Männer an. Erst als alle Spuren beseitigt waren, gab er sich zufrieden. Er stieß die Soldaten eigenhändig vom Weg in den Schutz des Dickichts hinein, um ihre Arbeit zu begutachten, einem trat er dabei sogar kräftig in den Hintern.

»Vorwärts, ihr Teufel!«, herrschte er sie an.

Wieder verschwanden die Bewaffneten im Wald. Die Mondsichel zog auf, und der Komet bewegte sich leicht am düsteren Himmel. Kurz darauf wurde er jedoch erneut von Wolken verdeckt. Aus dem Wald ertönte Wolfsgeheul. Ansonsten blieb alles still.

Kyot spürte einen Kloß in der Magengegend, der ihm den Atem nahm. Wieder musste er gegen seine Schwäche ankämpfen. Die Opfer kamen nicht. Hatte er etwas falsch gemacht? Hatten diese verfluchten Hunde seine Falle gewittert?

Es war Henri, der den Mann auf dem Pferd zuerst sah. Er riss Sean zur Seite und versteckte sich mit ihm hinter den Büschen. Erst als der Reiter auf ihrer Höhe war, erkannten sie, dass es Joshua war.

»Joshua! Wir sind es!«, rief Henri aus dem Gebüsch.

»Gott sei Dank! Ich suche euch schon die ganze Zeit. Was ist passiert?«

»Nichts, nichts! Wir wurden aufgehalten, weil Sean Singvögelchen spielen wollte, und ich ließ mich davon anstecken.«

Sie mussten lachen, es war ein befreiendes Lachen nach der großen Anspannung. Joshua sagte:

»Uthman wartet auf uns. Wir sollten uns beeilen, zu ihm zu kommen, denn wenn wir gleich aufbrechen, können wir heute Nacht noch recht weit kommen.«

Joshua führte sein Pferd am Zügel, Sean durfte reiten. Die beiden Männer liefen neben dem Tier her.

Plötzlich meinte Joshua: »Es ist schon erstaunlich, dass ihr so lange singen musstet. Wir hatten eigentlich viel früher mit euch gerechnet. Ließ euch die Menge denn gar nicht mehr los?«

»Nun, so lange war es auch wieder nicht«, erwiderte Henri. »Wir sangen höchstens eine Stunde. Dann machten wir uns auf den Weg.«

»Das kann nicht sein«, widersprach Joshua. »Es ist jetzt fast Mitternacht. Wenn es sich wirklich so zugetragen hätte, wie du sagst, hättet ihr schon lange hier sein müssen. Da stimmt etwas nicht.«

Henri blickte seinen Freund entgeistert an. »Was meinst du damit?«

»Ihr habt euch um ungefähr drei Stunden verschätzt! Offenbar habt ihr doch länger gesungen, als ihr behauptet!«

Henri wandte sich an Sean. »Kann das stimmen? Haben wir uns von der Begeisterung für unsere Kunst womöglich derart narren lassen und unser Zeitgefühl verloren?«

»Hm, ich weiß nicht«, überlegte Sean. »Kurz nachdem wir Arles verließen, tauchte der Komet am Nachthimmel auf. Wir betrachteten ihn, und dann... Es war irgendwie seltsam, ein

verstörender Anblick, der mich völlig gefangen nahm. Und dich sicher auch, du warst danach zumindest ebenso gedankenvoll wie ich. Auf mich wirkte der Komet unheimlich. Wie ein strafendes Auge! Ich habe Angst davor.«

»Ich habe den Kometen auch gesehen«, überlegte Joshua. »Aber sein Anblick hat nicht dazu geführt, dass ich die Zeit vergaß! Drei Stunden!« Joshua schüttelte ungläubig den Kopf.

»Nun«, sagte Henri, der ebenfalls nachdenklich geworden war, betont munter, »es handelt sich gewiss nicht um Zauberei. Künstler sind eben immer ein bisschen selbstverliebt und vergessen über die Bewunderung, die ihnen zuteil wird, die Zeit. Außerdem mussten wir die Stadt zu Fuß durchqueren, und an den Toren hatten wir zu warten. Dann der Weg durch den Wald. Du solltest das Thema auf sich beruhen lassen, Joshua. Wir sind jetzt hier, das allein zählt. Beeilen wir uns!«

Joshua blickte die Gefährten an, als könne er an ihnen womöglich einen Hinweis auf etwas entdecken, das sie ihm verschweigen wollten. Aber die Freunde schienen tatsächlich aufrichtig zu sein. Seltsam, dachte er. Hatten sie sich wirklich in die Betrachtung der Feuerfackel am Himmel derart verloren, dass sie unsere Verabredung vergaßen?

Joshua blickte empor. Und dann sah auch er den Kometen. Er besaß jetzt, da ihn die Sichel des unmittelbar daneben stehenden Mondes beschien, einen rötlich glühenden Schweif. So rangen zwei Lichter miteinander. Es sah aus, als sei der Komet zornig geworden. Joshua betrachtete das Himmelsschauspiel mit Erstaunen. Dann bemerkte er, dass der Anblick ihn über Gebühr in Erregung versetzte. Er stolperte auf dem Weg. Das brachte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

Was tut dieses Zeichen Gottes mit uns?, dachte Joshua. Was hat er mit uns vor? Oder ist es so, dass wir etwas mit ihm vorhaben? Ersehnen wir ihn nicht insgeheim, einen solchen

Himmelsboten, weil er ein mahnendes Zeichen ist, eine Botschaft aus einer anderen Welt, die uns zeigt, dass wir nicht allein sind? Oder dichten wir ihm die geheimnisvollen Kräfte nur an?

Sicher sind Sean und Henri einfach zu lange aufgehalten worden, als sie ihre Lieder vortrugen. Sie haben sich zu wohl gefühlt, wie sie von ihren Zuhörern gefeiert wurden. Die Eitelkeit der Künstler!

Joshua blickte noch einmal zum Himmel auf.

Der Komet war hinter einer dichten Wolkendecke verschwunden. Der Himmel war jetzt genauso undurchdringlich schwarz wie der Weg vor ihnen.

Uthman ibn Umar war daran gewöhnt, im Dunkeln zu sitzen und in die Nacht hineinzulauschen. Wie oft hatte er sich in der Wüste in ähnlichen Situationen befunden. Und die Wüste hatte ihm einiges erzählt. Sie hatte geflüstert, gewispert und geraunt. Uthman verstand die Sprache der Natur daher recht gut. Und so lauschte er auch jetzt angespannt darauf, was der Wald ihm zu sagen hatte.

Die Geräusche waren nicht zahlreich, doch sie waren seltsam. Uthman konnte sie gar nicht genau bezeichnen. Mitunter war ihm, als spüre er sie eher, als dass er sie höre. Er ahnte, dass sich etwas Großes anbahnte. Seine Glaubensbrüder würden zu beten anfangen, um zu verstehen, was Allah vorhatte. Christen würden sich kasteien und geißeln, weil sie glaubten, Schuld auf sich geladen zu haben. Juden würden Gesänge anstimmen, die weit hinaus bis zum Himmel schallten. Aber das alles konnte nicht wirklich helfen, dann niemand wusste, was zurzeit tatsächlich geschah. *Allah, flehte er, niemand ist größer als Du, sei mit uns. Erkläre uns, was geschieht, Allerbarmer!*

Uthman erhob sich. Seine Glieder waren in der Kälte steif geworden. Er bewegte die Arme, schlug sie gegen den Körper, schüttelte die Beine aus. Seitdem Joshua im Wald verschwunden war, kam es Uthman so vor, als näherten sich fremde Wesen der Lichtung. Das war aber wohl nur seiner Einbildung zuzuschreiben. Er war gewohnt, jemanden um sich zu haben und mit Joshua oder Henri zu sprechen, höchstens mit den Büchern war er allein. Und er hörte selten innere Stimmen. Aber jetzt hörte er welche. Sie flüsterten ihm zu.

Und dann wurde ihm klar, dass sich jemand ganz in der Nähe außerhalb des Feuerkreises befand. Uthman fuhr zusammen. Er gab eine gute Zielscheibe ab, so, wie er hier hoch aufgerichtet vor dem Lagerfeuer stand, während der Feind im Dunkeln lauerte.

»Ist da jemand? Joshua? Henri? Sean?«

Statt einer Antwort erschallte plötzlich ein böses Lachen durch die Nacht.

Und dann brach etwas aus dem Wald heraus. Sofort war Uthman klar, dass es sich dabei nicht um wilde Tiere handelte.

Kyot wurde das Gefühl nicht los, dass sich sein Vorhaben nicht so durchführen ließ, wie er es geplant hatte. Er fluchte leise in sich hinein. Hier saß er nun mit einer Horde dummer Soldaten in der Dunkelheit und versteckte sich im Gebüsch! Dabei waren doch gar nicht sie die Flüchtigen. Im Gegenteil. Sie waren die Angreifer!

Kyot sprang auf, das Schwert mit beiden Händen umklammert. Er wusste, ringsherum saßen die Bewaffneten, die hin und wieder Geräusche machten. Dennoch war ihm, als hätte er zusätzlich etwas anderes gehört. Auf dem Weg war jedoch alles ruhig. Plötzlich tauchte über ihren Köpfen hinter einer schwarzen Wolke wieder dieser Lichtschweif auf. Dieser

Anblick machte Kyot noch wütender. Er hätte diesen verfluchten Kometen am liebsten mit seinem Schwert in Stücke geschlagen! Nun gut, dachte er, der Komet mochte ein böses Omen sein, aber nur für seine Feinde. Er würde sich die Kraft des Kometen zunutze machen. Er stand mit ihm im Bunde. Er wurde von diesem Himmelskörper beschützt!

Aus dem Schweif des Kometen lösten sich plötzlich rötliche Funken und stieben davon.

Kyot befahl drei Männer zu sich. Er musste einfach irgendetwas unternehmen. Im Flüsterton befahl er:

»Reitet zurück. Stellt fest, wo unsere hinterlistigen Ketzer bleiben. Wenn ihr sie nicht vor der Stadtmauer von Arles antrefft, kehrt wieder um. Sie des Nachts in der Stadt zu suchen hat keinen Zweck. Aber ich gehe fest davon aus, dass sie sich bereits auf den Weg gemacht haben. Gebt euch nicht zu erkennen, kommt einfach hierher zurück und berichtet. Und nun los!«

Die drei Soldaten taten wie ihnen geheißen. Sie bestiegen ihre Pferde und ritten davon. Das Dunkel der Nacht verschluckte sie rasch, bald war auch der Hufschlag ihrer Pferde verklungen.

Und während Kyot d'Arles ihnen noch mit brennenden Augen nachblickte, trieben die Männer ihre Pferde an. Bald wurde der Boden weicher, denn der Weg führte an einem Hochmoor entlang. Die Nacht war inzwischen wieder mondhell geworden. Es kam den Soldaten unheimlich vor, dass dort oben etwas war, das sie unentwegt beobachtete. Mal war der Komet deutlich zu sehen, dann wieder verschwand er hinter dichten Wolken.

Die Soldaten hatten keinen Anführer ernannt, also ritten sie hintereinander her und wechselten sich in der Führung ab. Immer wieder hielten sie an und lauschten. Ein Rauschen erfüllte die Nacht. Wie von unzähligen Flügelschlägen. Aber

Nachtvögel waren jetzt nicht unterwegs, das wusste der junge Soldat aus den Cevennen, der zu dem kleinen Spähtrupp gehörte. War nicht vielmehr ein Prasseln zu hören? Da sahen die Männer plötzlich einen schwachen Feuerschein.

»Der Komet!«, raunte einer. »Jetzt ist er zu Boden gestürzt.«

»Unfug!«, erwiderte sein Kumpan. »Der steht noch immer da oben am Himmel, bist du blind?«

»Leise, verdammt! Man kann uns sonst hören!«, mahnte der Dritte.

Die Soldaten saßen ab und führten ihre Pferde am Zügel in den Wald. Der Feuerschein kam näher. Sie sahen kleine Funken, die durch die Luft folgen und aussahen wie die roten Lichtpunkte, die sich zeitweise aus dem Schweif des Kometen lösten. Dann nahmen die Männer eine menschliche Silhouette wahr. Es war ein Mann mit einer turbanartigen Kopfbedeckung in einem langen, pelzgefütterten Gewand. Er sah aus wie ein Kaufmann.

»Ein Handelsreisender!«

»Nein – einer von den verdammten Hunden, die wir suchen. Es ist der Araber unter ihnen, ich kenne ihn aus Marseille. Er ist ein Begleiter dieses ketzerischen Templers Henri de Roslin.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher!«

»Was machen wir mit ihm?«

»Gefangen nehmen. Was sonst!«

»Aber warum sitzt er allein hier am Feuer?«

»Er wartet natürlich auf die anderen, Dämlack!«

»Aber das hieße, dass die anderen gewarnt wären und die Flucht ergriffen, wenn wir ihn jetzt fangen würden!«

»Verdammt, da kannst du Recht haben!«

»Sapperlot! Wir können aber doch nicht die ganze Nacht warten, bis die anderen kommen! Was würde der verrückte

Ritter dazu sagen, der uns bezahlt? Im Zweifelsfall knüpft er uns auf, wenn wir nicht bald wieder zurückkommen. Besser ist's, wir nehmen den Araber hier gefangen und fragen ihn aus. Dann wird er uns schon sagen, wo seine Kumpanen sind.«

»Also dann!«

»Du gehst links herum und du rechts. Ich gehe geradewegs auf ihn zu. Wenn ich laut lache, stürmt ihr drauflos und werft ihn ins Feuer!«

»Auf geht's!«

Uthman erstarrte, als er das Lachen hörte. Doch er war ein zu guter Kämpfer, um sich davon beirren zu lassen. Blitzschnell zog er sein Kurzsword, sprang am Feuer vorbei in die Dunkelheit hinein und stand wie ein Tiger zum Sprung bereit. Im gleichen Moment hörte er das Brechen kleiner Äste und sah schemenhaft zwei Gestalten in der Dunkelheit. Die Angreifer ließen anscheinend jede Vorsicht fahren und traten deutlich ins Licht.

Uthman nutzte diesen Vorteil. Ihm war klar, dass die Bewaffneten keine Wegelagerer waren, sie waren auf ihn und seine Gefährten angesetzt. So wie es aussah, handelte es sich um Soldaten des Königs, undeutlich nahm Uthman ihre rotblauen Uniformen und ihre blitzenden Schwerter im Feuerschein wahr. Uthman hob sein eigenes Schwert und sprang auf sie zu. Die Soldaten erschrecken mächtig, sie stießen Angst- und Wutschreie aus und schwenkten ihre Schwerter. Einer schlug mit aller Kraft zu. Doch Uthman parierte diesen Schlag ebenso wie die beiden folgenden. Die Kämpfer tanzten um das Feuer herum. Als ein Soldat zu einem gefährlichen Hieb aus kürzester Distanz ansetzte, sprang Uthman über das Feuer hinweg auf die andere Seite. Dort erwartete er seine Gegner nun erneut. Er rief ihnen Beleidigungen zu und verspottete sie.

»Was ist? Seid ihr Scheiße am Huf von Kamelen? Kommt schon! Oder habt ihr Angst, euch mit mir zu messen?«

Gereizt brüllten die beiden Soldaten auf. Sie sprangen mit langen Sätzen auf Uthman zu. Der aber wich aus. Er streifte einen Angreifer mit der Spitze seines Schwerts, aber die Verletzung war nicht schwer, der Kämpfer focht weiter, nun noch gereizter als zuvor.

Uthman fintierte. Er vollführte einen Scheinangriff, aber nur, um in die Flanke der Soldaten zu kommen. Das gelang. Jetzt standen sich die beiden Angreifer selbst im Wege. Uthman schlug zu. Er zertrümmerte des einen Helm. Der Getroffene fiel zu Boden. Der andere stieß einen Schrei aus und sprang auf den Sarazenen zu. Uthman parierte die Attacke und ging seinerseits zum Angriff über. Drei, vier wütende Hiebe, Stahl auf Stahl, die Funken des Feuers prasselten. Dann gelang es Uthman, den Soldaten zu fassen. Er riss ihn am schlenkernden Arm herum. Der Soldat verlor für einen Moment die Balance. Das genügte Uthman, um seinen Gegner mit aller Kraft ins Feuer zu stoßen.

Die Wut, der Kampf, das Grauen vor den Wunden, dachte Uthman, es ist immer dasselbe. Es hört niemals auf.

Schreiend wälzte sich der Gestürzte in der Glut. Er schlug mit Armen und Beinen um sich, Funken und glühende Späne fielen auf ihn. Uthman sprang ihm nach. Mit den Füßen im Feuer stehend, hob er mit beiden Händen das Schwert über den Kopf. Dann ließ er es mit einem dumpfen Laut niederfahren. Die Klinge bohrte sich in den Bauch des Soldaten.

Uthman richtete sich auf. Er sprang aus dem Feuer und trat kleine Flämmchen aus, die an seinen geschmeidigen Lederstiefeln züngelten. Als er sich bückte, um mit der flachen Hand das letzte Flämmchen zu ersticken, das an seinem Rock empor kroch, hörte er hinter sich ein Geräusch. Er fuhr herum. Aber es war zu spät.

Der junge Soldat aus den Cevennen, der sich bisher in Deckung gehalten hatte, sprang Uthman mit gezücktem Schwert an. Uthman gelang es, dem ersten Hieb auszuweichen. Aber er stolperte über seine Provianttaschen, die neben dem Feuer auf dem Boden lagen.

Der Soldat stieß ein kurzes böses Lachen aus. Dann schlug er Uthman den Griff seines Schwerts mit voller Kraft gegen den Kopf. Als Uthman sich benommen aufrichten wollte, eine Hand hilflos vorgestreckt, stieß der Soldat noch einmal zu. Der Schwertgriff krachte gegen Uthmans Hinterkopf. Der Sarazene fiel betäubt zu Boden.

Sean begann laut und durchdringend zu singen. Henri hatte ihn dazu aufgefordert, das Lager Uthmans war nicht mehr weit, gleich hinter der nächsten Biegung. Uthman sollte sie rechtzeitig hören.

Die Prinzessin sorgte liebend für den Helden... Freilich hatte das edle Mädchen Sorge um ihn...es wurde Nacht und Zeit zum Essen, Mädchen mit edlen Gliedern brachten Würz- und Brombeerwein, dazu noch viele Speisen... Fasane gab es und schöne Fische, und alles ließ den Helden vergessen... dass er den Gral erringen wollte...

»Still! Da vorn, der Feuerschein! – Uthman! Wir sind es!«, rief Joshua freudig.

»Ich sehe das Feuer, Joshua, aber Uthman sehe ich nicht. Stattdessen liegen da zwei Leiber am Boden.«

»Was, um Gottes willen, ist da geschehen, Henri?«

Der Templer rannte voraus, die Gefährten folgten ihm mit Joshuas Pferd. Sie sahen die toten Soldaten neben dem Feuer, doch von Uthman gab es keine Spur. Henri suchte den Kampfplatz sofort nach Spuren ab, die helfen konnten, die Situation zu klären.

»Von hier aus führen Abdrücke von Pferdehufen in den Wald. Sie sind sehr tief in den Boden eingedrungen. Es scheint, als hätten zwei Männer auf dem Pferd gesessen!«

»Uthman und ein weiterer Soldat?«

»Vielleicht.«

Sean sagte mit zitternder Stimme: »Aber führt Uthman den Gefangenen mit sich, oder ist es umgekehrt? Ist Uthman in Gefahr?«

»Das werden wir herausfinden. Sean, du bleibst hier und packst unsere Sachen mit denen von Uthman und Joshua zusammen. Bereite alles vor. Sattle die Pferde für den Aufbruch. Ich nehme Joshuas Pferd und folge den Spuren. Joshua, du folgst mir zu Fuß. Achte unterwegs auf alles, was uns einen Hinweis geben könnte.«

»Sei vorsichtig! Diese Soldaten hier sind nicht zufällig über Uthman hergefallen.«

»Das ist mir klar. Den Uniformen nach zu urteilen, sind es Soldaten des Königs. Wahrscheinlich sind es dieselben, die uns in Marseille nachgestellt haben. Sie sind uns also auf den Fersen. Sean, wenn du die Sachen zusammengepackt hast, lösche das Feuer und warte im Dunkeln auf Nachricht von uns.«

»Ich werde inzwischen den Kometen um Rat fragen«, meinte Sean mit gespielter Heiterkeit.

Joshua sagte: »Viel Glück, Henri. Bring Uthman heil zurück!«

»Das werde ich. Und etwas: Was auch immer geschieht, wenn wir Uthman nicht finden, treffen wir uns wieder hier an der gelöschten Feuerstelle. Die Pferde müssen bereitstehen. Unser Erkennungszeichen ist der Schrei des Uhus.«

»Reite los!«, sagte Joshua.

Sean begann, das Feuer auszutrampeln. Er konnte ihre Habe auch im Dunkeln zusammenpacken. Der Komet leuchtete hell

genug. Er wurde mit jeder Stunde heller. Und er kam immer näher.

Durchgerüttelt durch den wilden Galopp, kam Uthman wieder zu sich. In seinem Kopf schwirrte es wie ein wütender Hornissenschwarm. Uthman stöhnte auf. Er lag bäuchlings quer über einem Pferdesattel. Er spürte die Knie des geharnischten Reiters mit den metallenen Scharnieren, die in seine Seite stießen. Das Pferd galoppierte wie wild. Uthman bewegte seine Hände, spreizte die Finger. Er war nicht gefesselt. Als er das begriff, bemühte er sich, sich nicht mehr zu rühren. Der Reiter sollte nicht merken, dass er wieder zu sich gekommen war.

Langsam konnte Uthmans trotz seines geschundenen Kopfes wieder klarer denken. Der Schmerz blieb zwar, aber es machte sich ein Gefühl des Triumphs in dem Sarazenen breit. Sein Gegner unterschätzte ihn! Ein Uthman ibn Umar ließ sich nicht wie ein erlegtes Stück Wild zur Tafel führen! Er trug noch einen Dolch im Gürtel unter dem Umhang, aber er konnte nicht nach ihm greifen. In seinem linken Arm pochte ein stechender Schmerz.

Uthman spannte alle Muskeln an, dann drehte er sich blitzschnell herum, kam auf einer Seite zu liegen und packte zu.

Es gelang ihm, den Reiter vom Pferd zu reißen. Der Soldat war von dem jähen Angriff so überrascht, dass er gar nicht reagieren konnte. Er schlug auf dem Boden auf, Uthman war blitzschnell über ihm. Wieder spürte er den Schmerz in seinem Arm und merkte, dass er ihn nicht richtig einsetzen konnte. Aber er hatte Glück: Beim Sturz war das Schwert des Soldaten aus der Scheide gerutscht. Uthman robbte auf allen vieren zu

der Waffe hin. Der Soldat folgte ihm, denn er begriff sofort, welche Gefahr ihm drohte, wenn Uthman sie zuerst erreichte.

Die beiden Männer waren gleichzeitig beim Schwert. Der junge Soldat aus den Cevennen schlug Uthman und traf ihn an der Schulter. Für einen Moment war Uthman außer Gefecht gesetzt, und der andere nutzte seinen Vorteil geschickt. Er griff nach der Waffe, riss sie an sich und stieß noch im Liegen nach seinem Gegner.

Uthman wich aus. Er ließ sich zurückrollen. Die Waffe des Soldaten hatte er nicht zu fassen bekommen. Aber er konnte noch seinen Dolch ziehen. Er öffnete seinen Umhang und umfasste den Griff der Waffe. Als der Soldat wieder auf den Beinen stand, war auch Uthman bereit. Er holte aus und warf den Dolch in Richtung des Feindes.

Der scharfe Stahl flog durch die Luft. Und verfehlte sein Ziel haarscharf. Uthman hatte den Hals treffen wollen, aber weil der andere sich blitzschnell nach vorn gebeugt hatte, traf er schließlich dessen Gesicht. Mit einem hässlichen Geräusch bohrte sich die Klinge in die Wange des Soldaten, dicht unter dem Auge.

Der Getroffene ließ sein Schwert fallen. Er versuchte, den Dolch wie ein lästiges Insekt zu vertreiben. Er torkelte rückwärts und wedelte mit beiden Händen, dabei stieß er fürchterliche Laute aus. Uthman beobachtete ihn. Ruhig nahm er das Schwert vom Boden auf und ging auf den Soldaten zu. Er erreichte ihn mit nur wenigen Schritten. Der Verwundete stand mit dem Rücken an einen Baum gelehnt und schlug mit beiden Händen auf das Messer ein, das in seinem Gesicht steckte. Dadurch trieb er es jedoch nur noch tiefer in die Wunde. Blut sprudelte aus seinem Auge, aus der Nase, jetzt auch aus dem weit geöffneten Mund.

Uthman erlöste ihn mit einem einzigen Hieb. Als der Soldat aus den Cevennen zu Boden stürzte, war er bereits tot.

Wo blieben die Hunde nur? Und auch seine Leute kamen nicht zurück. Die Nacht und der Wald hatten alles verschluckt. Irgendeine Macht schien sich im entgegenszustellen. Sie sorgte dafür, dass alles aus dem Ruder lief, dass die Dinge unmerklich aus dem Gleichgewicht gerieten.

Das konnte nur dieses lodernde Himmelszeichen sein, dachte Kyot. Zornig reckte er seine Fäuste gegen den Nachthimmel. Seitdem diese blutige Feuerfackel aufgetaucht war, war nichts mehr wie zuvor. Selbst die Erde schien sich schneller zu drehen. Kyot wurde ganz irre von diesem ganzen Hin und Her! Der Komet, der Komet, der Komet!!!

Was geschah dort oben?

Kyot d'Arles war ein Mann, der grundsätzlich niemandes Feind war. Wenn er welche hatte, hatte er sie höchstpersönlich dazu auserkoren. Es machte ihm Spaß, von Zeit zu Zeit Feinde auszuspähen. Denn das waren Ziele, die er mit Genuss angreifen konnte. Die er auslöschen konnte. Templer, Häretiker, Hexen. Auch Juden hatten die Spitze seines Schwerts schon zu spüren bekommen. Ihm war es einerlei, welches Blut er vergoss. Wenn es einmal floss, dann war jedes Blut rot. Und es spritzte heiß aus jedem geschundenen Körper.

Das hatte er von einem Inquisitor in Paris gelernt. Wie hieß der Mann? Kyot fiel der Name nicht mehr ein. Er war jedenfalls ein berühmter Foltermeister. Kyot hatte ihm in den Verliesen bei seinem Handwerk zugesehen. Ja, der Mann hatte sein Tun tatsächlich als Handwerk betrieben – sachlich, nüchtern und gründlich, bis das Werk vollendet war.

»Jedes Blut ist es wert, vergossen zu werden«, hatte der Mann ihn wiederholt wissen lassen. Und Kyot, von Entsetzen geschüttelt, hatte zugesehen, wie er Körper streckte, Gliedmaßen verstümmelte, Fleischstücke aus Körpern schnitt,

Finger und Arme mit Hämmern brach. Jedes Blut war es wert...

Kyot schauderte jetzt, ohne dass er etwas dagegen tun konnte. Diese Bilder wurde er nicht mehr los. Sie hatten sich tief in sein Gedächtnis eingegraben. Zuweilen gelang es ihm, damit seine Schwäche zu besiegen. Oft aber, so wie jetzt, peinigten sie ihn auch, fast so, als müsste er all diese Qualen selbst erleiden.

Denn konnte es nicht sein, dass sich die Verhältnisse einmal umkehrten? Gerade jetzt, wo dieser verfluchte Komet aufgetaucht war. Stellte er nicht alles auf den Kopf? Wenn ja, dann hieß das, dass die Verfolger zu Verfolgten würden und die Opfer sich an ihren Peinigern rächten. Jedes Blut war es wert...

Kyot schauderte. Ja, es war so weit. Die Pforten des Himmels würden sich öffnen. Vielleicht noch in dieser Nacht. Es waren die Stunden des Jüngsten Gerichtes! Jetzt waren sie angebrochen!

Uthman dachte nach. Er hatte drei Soldaten getötet. Woher waren sie gekommen? Vielleicht gab es ein Lager im Wald. Kämpften dort die anderen? Denn es musste weitere Bewaffnete geben, das war ihm klar. Und er wollte ihnen nicht in die Falle gehen.

Als Erstes musste er von diesem Pfad herunter, denn der Feuerschweif am Himmel war inzwischen so hell geworden, dass er heller strahlte als der Mond. Viel heller! In diesem Licht konnte man jeden, der sich näherte, schon von weitem sehen.

Uthman stieg auf das Pferd des Soldaten und schlug sich in die Büsche. Vorsichtig ritt er weiter. Von Zeit zu Zeit hielt er das Ross an und lauschte in die Dunkelheit. Immer wieder

hörte er ein Knacken, ein Rascheln und andere dumpfe Geräusche, aber das waren Tiere, die sich in der Dunkelheit des Waldes bewegten. Vielleicht waren es auch die streunenden Pferde der beiden getöteten Soldaten, die der dritte am Feuer zurückgelassen hatte.

Uthman war äußerst vorsichtig und bemüht, möglichst kein Geräusch zu machen. Und plötzlich, nach etwa einer Meile, machte er eine Entdeckung. Er bemerkte eine Bewegung im Gebüsch. Dort versteckte sich jemand! Uthman stieg langsam ab, band das Pferd an einem dünnen Birkenstamm fest, beruhigte es, indem er ihm ein paar ruhige Worte ins Ohr flüsterte, und ging zu Fuß weiter.

Vorsichtig schlich er sich an. Kein Laut verriet ihn. Allmählich begriff Uthman, was dort im Gebüsch vor sich ging. Rechts und links des Weges hockten Bewaffnete im Gebüsch. Auf wen sonst, wenn nicht auf ihn und die Gefährten warteten sie! Uthman versuchte, sich einen Überblick über die Anzahl der Soldaten zu verschaffen. Er sah mindestens acht. Und dann erblickte er auch den blonden Haarschopf des Mannes, von dem die größte Gefahr ausging.

Kyot d'Arles! Er war es tatsächlich! Ihm also hatten sie diesen Hinterhalt und den Überfall am Feuer zu verdanken! Wir wissen, wen wir vor uns haben, du Ausgeburt der Hölle, dachte Uthman. Jetzt kennen wir deine wahren Absichten! Mal sehen, wie du reagierst, wenn wir den Spieß einmal umdrehen.

Uthman bemühte sich weiterhin, kein Geräusch zu machen. Er blieb stehen und überlegte, was zu tun war. Die Verfolger anzugreifen, das war aussichtslos. Außerdem spürte Uthman noch immer den Schmerz in seinem Arm und im Nacken, sein Schädel brummte nach wie vor gewaltig. Als er sich über die Stirn wischte, fühlte er Blut an seinen Händen.

Er musste die Gefährten warnen! Zunächst jedoch musste er sich die Verstecke der Soldaten genau einprägen. Plötzlich

erblickte er einen, der in einem Baum saß. Und dann noch einen! Die beiden waren gut getarnt, und er hatte sie bisher übersehen. Sie waren besonders gefährlich. Sie konnten aus der Höhe herab ihre Waffen ganz gezielt einsetzen!

Und da war noch etwas. Etwas an der Haltung der beiden Soldaten in den Bäumen war seltsam. Uthman schaute genauer hin. Sie hielten ihre Waffen in der einen Hand und in der anderen etwas anderes. Was war es? Uthman konnte es nicht gleich erkennen. Es mussten Seile sein, wie von Weiden geflochten. Ihre Hände strichen sorgfältig darüber hin. Was sollte das bedeuten?

Dann wurde es ihm plötzlich klar. Er hatte solche Fallen oft in seiner Heimat gesehen. Dort wurden damit wilde Tiere und Beduinensklaven gefangen. Eine Grube, ein Käfig und Seile, die man nur durchschlagen musste, damit die Falle gänzlich zuschnappte! Das Ganze hatte man hier genau auf dem Weg angelegt, über den er und seine Gefährten kommen mussten, gut getarnt mit Blättern und Zweigen.

Ihr Hunde!, dachte Uthman. Das wird euch nicht gelingen.

Für einen Herzschlag war er abgelenkt. Der Anblick der Männer im Baum, die auf die Falle starrten, hatte ihn wütend gemacht. Als er wieder zu den am Boden Lauernden blickte, bemerkte er mit Schrecken, dass jemand sich erhoben hatte und direkt auf ihn zukam. Es war Kyot. Sein blondes Haar leuchtete. Er war nur noch wenige Schritte von ihm entfernt. Er hielt sein Schwert in der Hand.

Sean stand in der Dunkelheit. Das Feuer war gelöscht. Nur noch ein feiner Rauchfaden stieg von der noch warmen Asche empor. Auch die letzte Glut war ausgetrampelt. Sean packte das Gepäck und den Proviant der Gefährten zusammen, verschnürte alles zu Bündeln und legte seine Habe dazu, die

nur aus einem zusammengebundenen Tuch bestand, in dem sich nur wenige Habseligkeiten befanden. Als Knappe hatte er keinen großen Besitz.

Aber das würde sich ändern. Sean hatte den Entschluss gefasst, dass er bei ihrer Ankunft in der Bretagne sofort versuchen würde, um Angéliques Hand anzuhalten. Er brauchte das Mädchen! Sie würde seine Frau werden! Sie würden eine Familie gründen und viele Kinder haben. Er würde die Tochter des Buchmalers mit seiner Liebe und seinem Begehren glücklich machen. Diese Vorstellung machte Sean schon jetzt überglücklich. Es gab keine andere Zukunft für ihn, als an der Seite dieses Mädchens zu leben!

Sean machte die angebundenen Pferde zum Aufbruch bereit. Dann versuchte er, etwas gegen die aufziehende Kälte zu tun. Es war feucht und klamm. Sean schlug die Hände zusammen, stampfte auf der Stelle und schlug die Arme um den Leib. Doch die Kälte blieb. Auch der Komet machte die Welt nicht wärmer.

Sean blickte empor. Die Feuerfackel stand nun fast senkrecht über seinem Kopf. Vielleicht würde sie ja einfach herunterstürzen und alles Ungemach zerstören, das dieser Wald barg. Wenn du von Gott kommst und nicht vom Satan geschickt wurdest, betete Sean, dann triff bitte unsere Feinde, zermahme sie, verbrenne sie, lasse nicht mehr von ihnen übrig als Asche und kalte Glut.

Wo mochten die Gefährten jetzt sein? Sean lauschte in den Wald hinein. Rings um sich meinte er, die näher rückenden Gefahren zu spüren. Es war etwas Schreckliches, etwas, das mit Händen nach ihm greifen wollte. Sean war noch nicht oft allein gewesen. Immer hatte er die Freunde um sich gehabt. Oder Mädchen, in die er verliebt gewesen war. Jetzt war er zum ersten Mal ganz allein auf sich gestellt.

Sollte er alles liegen lassen und den anderen hinterherlaufen? Die Stelle, an der ihre Habseligkeiten lagen, fand er jederzeit wieder. Das wäre für ihn kein Problem. Sein Problem war das Alleinsein. Gemeinsam hatten sie noch alle Gefahren gemeistert. Aber allein? Allein waren sie nichts. Und vor allem er war alleine nichts.

Henri de Roslin traute der Dunkelheit und der Ruhe im Wald nicht. Verlassen und kalt, mit ersten Spuren von Raureif, lag das Gelände vor ihm. Henri vermied es, zum Himmel aufzuschauen, er wollte keine Zeichen sehen, die in die Irre führten. Er traute nur seinem Instinkt und seinen Sinnen.

In gespannter Erwartung ritt er weiter. Als er sich im Sattel umdrehte, war der Feuerschein verschwunden, sicher hatte Sean die Glut bereits ausgetreten.

Nach einer Weile zügelte Henri sein Pferd. Vor ihm bemerkte er etwas. Er versuchte, zu erkennen, was es war. Gestalten näherten sich.

Henri führte sein Pferd vom Pfad herunter in die Büsche hinein. Er redete dem Pferd beruhigend zu, es kreiste mit dem Kopf, schnaubte aber nicht. Henri starrte in die Dunkelheit.

Wie oft hatte er solche Situationen schon erlebt. Vor allem im Heiligen Land. Die Angespanntheit vor einem Angriff. Die Ungewissheit, wer der Gegner war und wie er sich verhalten würde. Jede Vorbereitung auf einen Kampf glich einem Ritt auf dünnem Eis. Alles konnte in wenigen Augenblicken zusammenbrechen. Erst wenn der Kampf begann, der Gegner ausgemacht war, wurde es erträglich. Dann stand man sich Auge in Auge gegenüber, und die Angst wurde greifbar, man konnte sie festhalten und daraus eine Waffe machen.

Henri hörte Pferdehufe schlagen. Dann unterdrückte Stimmen. Jemand redete erregt auf einen anderen ein. Der

andere versuchte, ihn mit bellender Stimme einzuschüchtern. Henri verstand nicht, worum es ging. Er dirigierte sein Pferd in eine andere Position und versuchte, zu den Unbekannten aufzuschließen. Jetzt waren sie auf gleicher Höhe.

Und dann verstand Henri.

Uthman erstarrte. Aber dann löste sich die Erstarrung, die nicht von der Kälte kam. Er wartete, bis Kyot herangekommen war. Dieser hielt sein Schwert in der ausgestreckten Hand, ging jedoch an Uthman vorbei, ohne ihn zu bemerken. Er hockte sich hinter einen Baum. Uthman erschauerte ob des unerträglich ordinären Anblicks, der sich ihm nun bot: Kyot verrichtete seine Notdurft direkt vor seinen Augen. Dann säuberte er sich mit einigen herumliegenden Blättern und zog ruckelnd die Beinkleider unter dem Überwurf empor.

Jetzt, wo die Wolken sich erneut verzogen und das Licht des Kometen wieder in voller Stärke auf die Erde fiel, sah Uthman seinen Gegner noch deutlicher. Und mit einem Mal erkannte auch der Ritter, dass der Sarazene ihn beobachtet hatte.

»Verdammt noch mal! Was...«

Uthman war heran. Er drehte den anderen an der Schulter herum und packte ihn von hinten. Er hielt ihm den Mund zu.

»Nur ein einziges lautes Wort, und du findest hier neben deiner Scheiße dein Ende, du Halunke! Wir gehen zusammen! Keine Heldentaten, wenn ich bitten darf!«

Kyot war nun fast so bleich wie sein Umhang, das erkannte Uthman selbst in dem fahlen Licht der Nacht. Er hatte grob zugegriffen, Kyot sollte keine Chance haben, sich zu wehren.

Uthman dirigierte den anderen mit dem Druck seines Dolchs zu seinem Pferd.

»Wir sitzen zusammen auf! Und du machst keinen Laut!«

Kyot stieß feuchte Laute hinter Uthmans Hand aus. Uthman stieß ihn grob vorwärts. Sie erreichten das hinter den Bäumen wartende Ross und saßen auf.

Uthman musste an Henri de Roslin denken. Hatten die Tempelritter sich nicht die »Armen Ritter Christi« genannt, weil sie alles teilten und auf ihren ersten Münzprägungen immer zu zweit auf einem Pferd abgebildet gewesen waren? Er ließ Kyot vor sich aufsitzen und verstaute dessen Schwert sorgfältig hinter sich unter der Satteldecke.

Dann trabte er an.

Joshua ben Shimon fühlte sich so einsam wie Sean of Ardchatten. Sein Gang durch den Wald erschien ihm wie ein Gang durch einen Zaubergarten, denn das Licht über ihm leuchtete so, wie er es noch nie gesehen hatte. Joshua war anfällig für solche Wunder. Im Gegensatz zu seinen Gefährten war er stets in messianischer Erwartung und sehnte den Tag der Offenbarung herbei. War er jetzt angebrochen?

Als er hinter sich Schritte hörte, wirbelte er herum. Erleichtert nahm er wahr, dass es nur der Knappe war.

»Sean!«

»Ich habe es allein nicht ausgehalten«, gestand der Junge kleinlaut.

Sie umarmten sich. Joshua hatte Sean schon immer geliebt wie einen Sohn. Er hatte Frau und Kind bei einem Pogrom verloren, seitdem wagte er nicht, eine neue Familie zu gründen. Aber den Knappen hatte er ins Herz geschlossen.

»Gehen wir gemeinsam, Joshua?«

»Ja, gehen wir gemeinsam. Es ist wirklich nicht schön, nachts allein in einem Wald zu sein, in dem anscheinend überall Gefahren lauern.«

»Ich habe im Gefühl, dass diese Gefahren ganz nahe sind«, sagte Sean.

»Vielleicht. Das meiste bilden wir uns aber sicher nur ein, wir fantasieren einfach zu viel. Es sind Ängste aus Kindertagen, die uns nun wieder einholen – vor dem Alleinsein, vor der Dunkelheit. Vielleicht reichen unsere Ängste sogar noch viel weiter zurück. Bis in die Zeit der Naturvölker. Sie müssen sehr verängstigt gewesen sein, denn sie wussten ja so wenig. Jeder Vogelruf, jedes Blätterrauschen, jede Verfinsterung des Himmels müssen ihnen wie eine Warnung oder ein Hinweis auf Gefahren vorgekommen sein. Sie werden in ständiger Angst gelebt haben.«

»So fühle ich mich manchmal auch. Vielleicht ist es doch besser, erwachsen zu werden.«

»Aber die Abgründe, Sean! Du hast selbst davon gesprochen.«

»Ach was! Das war Gerede. Ich möchte so werden wie Henri! Und wie Uthman! Und wie du natürlich, Joshua. Aber nur ein bisschen wie du, denn ich bin kein Bücherwurm. Ich reite lieber. Ich muss meine Kräfte spüren.«

»Du musst dich nicht entschuldigen, du bist jung. Und jeder muss das Leben führen, das ihm entspricht. Die Welt benötigt nicht nur Studierende. Aber lerne dennoch so viel wie möglich. Diese Möglichkeit steht nicht vielen offen. Nimm sie daher wahr, solange du kannst! Du wirst es irgendwann zu schätzen wissen.«

»Ich weiß, Joshua. Am liebsten würde ich alles lernen.

Meine Wissbegierde reicht dafür sicher aus. Aber ich will vor allem alles zusammenbringen, was im Leben auseinander zu fallen droht. Und ich möchte mit euch zusammen sein. Und Angélique lieben. Wie soll das gehen?«

»Wenn wir aus diesem Wald heraus sind und dann noch leben, sprechen wir darüber, mein Sean. Jetzt lass uns den Weg

beobachten, der vor uns liegt. Denn die Nacht ist noch lang. Und ich glaube nicht, dass uns Ungemach erspart bleibt.«

»Was meinst du?«

»Es ist wie im Märchen, mein Sean. Wir laufen im Kreis. Wir finden den Ausgang aus der Falle nicht mehr. Und in der Zwischenzeit formieren sich die bösen Geister um uns herum. Allerdings haben sie Namen. Sie heißen beispielsweise Kyot d'Arles. Und er ist sicher nicht allein.«

»Du glaubst, Ritter Kyot ist ein Bösewicht?«

»Ich möchte gern etwas anderes glauben. Aber das gelingt mir nicht. Es ist offensichtlich, dass er ein doppeltes Spiel treibt.«

»Wenn wir nur wüssten, wo Henri und Uthman sind.«

»Ich befürchte, wir können gehen, so weit wir wollen, aber treffen werden wir sie dennoch nicht.«

»Aber Joshua! Was ist bloß los mit dir? Du bist doch sonst nicht so pessimistisch und wundergläubig.«

Joshua blickte zum Himmel. »Das macht der da. Er macht uns noch alle verrückt.«

Henri hatte schnell erkannt, wer da im Dunkeln auf ihn zuritt. Er trieb sein Pferd mit einem Schenkeldruck auf den Pfad und rief Uthman an.

»Ich bringe dir einen Freund!«, rief Uthman ihm entgegen. »Ein kleiner Ritter, der eine Streitmacht im Wald versteckt hält, um uns gefangen zu nehmen!«

»Ist das wahr?«

»Sagt es selbst, Kyot! Na los!«

Ritter Kyot spuckte wütend aus. »Ihr Hunde werdet eure Überheblichkeit noch büßen!«, stieß er hervor.

Uthman berichtete Henri, was er gesehen hatte. Henri blieb ruhig. Aber in ihm wuchs der Zorn über den Ritter, der

versucht hatte, sich sein Vertrauen zu erschleichen, der versucht hatte, ihn und die Gefährten nach Paris zu locken und damit auf den Scheiterhaufen.

»Was machen wir mit ihm?«, fragte Uthman.

»Ihr könnt mir nichts tun!«, stieß Kyot hervor, »ich bin eine Geißel Gottes! Was glaubt ihr, warum diese blutige Feuerfackel am Himmel aufgetaucht ist! In ihrem Namen werde ich durch die Welt gehen und Gericht halten!«

»Du bist verrückt, Kyot!«, sagte Henri nüchtern. »Pass auf, was du sagst! Was wir mit ihm machen, Uthman? Wir schicken ihn zu seinen Kumpanen zurück.«

»Ist das dein Ernst? Jetzt, wo wir ihn aufgegriffen haben?«

»Es ist mein Ernst. Und ich sage dir auch, warum.«

»Da bin ich aber neugierig.«

Henri flüsterte Uthman etwas ins Ohr. Kyot blickte angespannt, seine Miene verriet, dass er sich vor der Rache der Gefährten fürchtete. Er hatte von ihnen keine Gnade zu erwarten.

Uthman nickte begeistert. »Das ist die beste Lösung. Doch warten wir noch damit, bis Joshua kommt. Dann können wir schnell handeln.«

Henri und Uthman holten Kyot vom Pferd herunter. Dann wechselten Henri und Kyot die Kleider. Der Ritter ließ es anfänglich widerstrebend geschehen. Am Schluss verschwand Kyots blonder Haarschopf unter dem Helm mit Nackenschutz. Henri zog sich Kyots Umhang über. Sie befahlen Kyot, sich auf den Waldboden zu setzen, Uthman bewachte ihn. Henri ging Joshua ein Stück des Wegs entgegen.

Wo blieb der Freund nur? Henri überschlug die Zeit, die Joshua brauchen würde, um die Strecke, die er geritten war, zu Fuß zurückzulegen. Als er zu dem Ergebnis gekommen war, dass er ungefähr genau im selben Moment eintreffen müsse, sah er die schmale Gestalt des Gefährten, der sein Pferd am

Zügel führte, auch schon vor sich. Henri atmete erleichtert auf. Dann bemerkte er auch Sean, der einige Schritte hinter Joshua ging.

Zuerst verärgert, dann besänftigt, ließ er sich von Joshua alles erklären. Sean hatte ihre Sachen gut getarnt und die Pferde angebunden. Sie konnten jederzeit aufbrechen.

»Gut«, meinte Henri. »Dann kehrt gleich wieder um. Geht zum Rastplatz, nehmt die Pferde und brecht sofort auf. Aber meidet diesen Pfad, denn er wird für einige Zeit nicht benutzbar sein. Reitet unbeirrt nach Norden, egal, was ihr seht oder hört. Bei Mauntfoir kehrt ihr auf den Pfad zurück. Dort treffen wir uns dann bei Sonnenaufgang.«

»Was hast du vor, Henri?«, fragte Joshua ängstlich.

»Uthman und ich haben einen Plan. Es ist besser, wenn ihr nichts davon wisst. Vertraut uns. Und nun reitet zurück. Bis zum Morgengrauen in Mauntfoir!«

Joshua fasste Sean am Arm. Der Knappe hatte die ganze Zeit geschwiegen. Sie bestiegen ihr Reitpferd und trabten den Weg zurück.

Henri nickte Uthman zu. Jetzt hatten sie freie Hand. Sie konnten handeln, wie sie es in den Kämpfen im Heiligen Land getan hatten. Zwei Männer, zwei Religionen – aber ein Ziel.

Als Erstes führten sie Kyot zu Uthmans Pferd und hießen ihn aufsitzen. Uthman setzte sich hinter ihn. Henri ritt voraus. Noch mussten die Gefährten vorsichtig sein, denn die Soldaten hatten Kyots Verschwinden inzwischen sicher bemerkt und womöglich einen Suchtrupp losgeschickt.

Doch sie blieben unbehelligt. Nach einer Weile kam die Biegung in Sicht, hinter der die Feinde lauerten.

Henri blinzelte zum Himmel. Ein mattes Licht kam von dort, schon wieder verdunkelten dichte Wolken den Himmel. Henri wollte abwarten, bis es ganz dunkel war.

»Was habt ihr Hunde bloß vor?«, fauchte Kyot.

»Kannst du es dir nicht denken, du Ritter von der traurigen Gestalt?«, fragte Uthman spöttisch.

»Ich schreie! Ich alarmiere meine Männer!«

»Gut, Kyot! Dann machen wir es anders.«

Henri stieg von seinem Pferd. Er band dem Ritter die Hände auf den Rücken, dann legte er ihm einen Knebel in den Mund und band ein Tuch darüber. Kyot fluchte lautlos. Dann setzte sich der Trupp wieder in Bewegung. Henri ritt weiterhin voraus, Uthmans Pferd führte er jetzt am Zügel mit sich.

»Dort ist es«, sagte Uthman. »Machen wir es wie in Aleppo?«

»Wie beim ersten Mal in Aleppo«, erwiderte Henri. »Als wir Godefroi aus der Hand der Beduinen befreien.«

»In Ordnung.«

»Also los!«

Henri und Uthman ließen ihre Pferde mit Schenkeldruck antraben. Sie ritten Seite an Seite. Kyot schnaubte außer sich vor hilfloser Wut und Angst. Die Gefährten beachtetten ihn nicht.

Sie galoppierten jetzt mit fliegenden Hufen dahin. Lang gestreckt flogen ihre Körper über den weichen Waldweg. Henri und Uthman duckten sich über die Kruppen der Tiere, Uthman drückte seinen Gefangenen mit einer Hand gegen den Pferdehals. Jetzt kam die Stelle in Sicht, auf die Uthman mit ausgestreckter Hand deutete. Henri verstand.

Sie trieben ihre Pferde noch stärker an. In diesem Moment riss die Wolkendecke erneut auf und gab die Sicht auf den Pfad frei. Die Falle war noch hundert Fuß entfernt. Gleich mussten sie für die Soldaten sichtbar werden. Uthman löste sich aus dem Sattel seines Pferdes und stellte sich in der Hocke auf. Um nicht vom Pferd zu fallen, fing er die heftigen Stöße, die von den Bewegungen des Tieres herrührten, mit Hüfte und Oberschenkeln auf.

Henri streckte die Hand nach ihm aus.

Uthman wartete noch einen Augenblick. Es war ein Moment höchster Anspannung.

Im rasenden Galopp sprang der Sarazene auf Henris Pferd. Er landete sicher hinter dem Sattel. Henri hatte ihn gepackt, damit er nicht stürzte, jetzt ließ er den Arm des Gefährten los. Dieser zog daraufhin sein Kurzsword und stach die Spitze in den Hinterlauf des neben ihm galoppierenden Pferdes.

Das Tier schnaubte und wieherte vor Schreck und Schmerz. Es ging mit seinem gefesselten Reiter durch und raste blindlings auf die Falle zu.

Henri stoppte sein Pferd, wendete es und lenkte es auf den Pfad zurück. Uthman hielt sich an ihm fest.

Hinter sich hörten die beiden Freunde ein lautes Poltern, das Knacken von Ästen und ein merkwürdiges scharfes Geräusch. Dann ertönte das Geschrei der Soldaten. Die Freunde stellten sich die Szene vor, die sich in ihrem Rücken abspielte. Kyot, der in Henris Kleidung im Käfig gefangen war und darin blitzschnell nach oben in die Baumwipfel gezogen wurde. Würden die Soldaten ihn dort hängen lassen? Oder ihn vielleicht sogar gleich töten?

Henri verschwendete keinen Gedanken mehr daran. Er spürte, wie Uthman ihm auf die Schulter schlug.

»Wie in Aleppo!«

»Wie das erste Mal in Aleppo!«, schrie Henri über die Schulter zurück.

Das Pferd streckte sich unter ihnen. Nach einer Weile verhielt Henri es und lenkte es an einer lichten Stelle in den Wald. Dort stießen die Gefährten auf eine heideartige Landschaft. Unter den Pferdehufen gluckste hin und wieder Wasser, Blasen stiegen aus dem moorigen Untergrund auf.

Sie ritten nach Osten, dann wieder nach Norden. Der Wald wurde schwerer passierbar, aber nicht undurchdringlich. Bald

erreichten sie eine sanft ansteigende Hügellandschaft. Henri ließ die Zügel locker, damit sich sein Pferd von selbst den besten Weg suchen konnte.

In Mauntfoir würden sie mit Joshua und Sean zusammentreffen. Dort würden sie wieder vereint sein. In den ganzen letzten Jahren war dies immer die wichtigste Gewissheit für sie gewesen. Ihre Gemeinschaft bot ihnen eine Heimat, überall auf der Welt.

Dank dieser Gewissheit verschwand Kyot d'Arles schnell aus ihrem Sinn. Henri schnalzte mit der Zunge und ermunterte das Pferd, schneller zu gehen. Es verfiel in einen lockeren Trab.

So ritten die Freunde durch die Nacht, bis sie ihr Ziel endlich erreichten.

Frühjahr 1318. Auf dem Pfad der Gerechtigkeit

Es war ein riesiges Fest. Mauntfoir hatte sich geschmückt wie eine alternde Matrone, die noch einmal in aller Schönheit glänzen und Begehren wecken möchte. Markt, Gutshof und Burg zeigten sich in bunten, lebendigen Farben, sogar die alte Bischofskirche war behängt mit roten und gelben Fahnen, die an die Missionsreisen eines Glaubensboten erinnerten, der einst das Gotteshaus gestiftet hatte.

Die Umzüge fanden kein Ende. Die Heiligsprechung des Missionars führte den ganzen Ort in die Kirche. Danach folgte ein Festmahl auf dem Markt, eine hundert Fuß lange Tafel bog sich unter den Speisen und Getränken, den Platten, Tellern, Pokalen und anderen Gefäßen. Trommeln und Schalmeien kündeten den Beginn des Essens an. Spielleute und Dichter warteten noch am Rand des Festplatzes, zunächst vollzog der ortsansässige Edelmann mit dem Bischof eine Schwertleite für zwei Jungmänner, so bekam der Festtag ein ritterliches Gepräge. Geschenke wurden gespendet, der Edelmann verteilte Kleider, Pferde, Gold und Silbermünzen. Auch die Spielleute bekamen davon.

An diesem Tag wurden sogar die Armen bedacht. Mehr noch, die Stadtherren entließen an diesem Tag sechs maurische Gefangene aus dem Kerker und beschenkten sie. Ebenso wie die Alten, um die sich im Ort niemand kümmerte, durften die ausgemergelten Männer an der Tafel Platz nehmen.

Die Speisen und Getränke waren aufgetragen. Die Herren schnitten den Damen mundgerechte Stücke Fleisch und Geflügel zurecht und schoben sie ihnen in den Mund, anschließend reinigten sie ihr Messer am Brot und löffelten damit Soßen aus Krügen. Das Gemüse wurde mit den Fingern aus großen Schüsseln gefischt. Noch während die Feiernden Kapaune in Nelkensauce, gepfefferte Wildenten, Pfauenbrüstchen, Regenpfeifer und gesottene Störchen, Eierspeisen und Pasteten, Brotfladen und Krapfen verspeisten, begannen auf dem Turnierplatz die Schaukämpfe. Die Zeltstadt am Rand von Mauntfoir war größer als der Ort selbst, dort hatte man für die Ritter und Knappen sogar eine Kapelle aus Holz errichtet.

Die Kämpfer maßen sich auf den Reitbahnen, stumpf gemachte Lanzen zersplitterten, Schilde wurden zerbeult, Reiter stürzten von ihren vermummten Pferden. Von der Burg herab beobachtete Ritter Balduin von Mauntfoir das Geschehen. Auch er hörte die Trompetensignale der Herolde, die Schreie und Anfeuerungsrufe: »Vorwärts, dringt vorwärts, Ritter!« Schon bald zog sich der Burgherr mit den Stadtherren und den Gesandten des Fürsten aus dem Haus Anjou jedoch in den Palas zurück, in dem ein Kaminfeuer brannte, um über die Ausweitung seines Reichslehens zu beraten.

Unten vollzogen vier Ritterknappen eine verabredete Blutsbruderschaft. Ein Priester schlug sein Kreuz darüber, ein Maler hielt die Szene für die Nachwelt fest. Ritterlich verneigten sich Männer vor vorbeiziehenden Frauen in festlicher Tracht. An diesem Tag fiel kein gemeines Wort.

Das Ansehen der Damen im Ort war hoch. Die Troubadoure besangen sie in den Tagen des Festes von früh bis spät. Einer der Sänger, ein stattlicher Mann im roten Rock über engen blauen Beinkleidern, lief hinter einer Schönen her, die ein grünes Kleid mit wallenden Ärmeln und auf dem

hochgesteckten Haar ein Krönchen trug, und sang besonders laut und inbrünstig. Die Jungfer blieb stehen und hörte ihm zu.

Ich kam zu der Aue gegangen, da war mein Liebster schon gekommen...da wurde ich empfangen, heilige Jungfrau, dass ich für immer glücklich bin... küsste er mich?... wohl tausendmal... seht, wie rot mein Mund ist...

Die Jungfer wandte sich errötend ab. Der Sänger wahrte die Etikette, er blieb stehen und sang ihr, immer lauter werdend, hinterher:

Dass er bei mir lag, wüsste das jemand, ich schämte mich... was er mit mir tat, niemand soll das erfahren als er und ich und ein kleines Vögelein... das mag wohl verschwiegen sein...

Als die Gefährten in Mauntfoir zusammentrafen, war ihr erster Eindruck, dass die kleine Stadt sehr hübsch gelegen war. In einem regelmäßigen Kreis umschlossen die Mauern mit Aussichtstürmen den Stadtkern. Als sie über grob gepflasterte Wege hineinritten, kamen sie durch das Gassengewirr der Marktsiedlung mit offenen Läden, sahen Kirche, Fließbrunnen und Rathaus. Ihr zweiter Eindruck war, dass sich der Ort in einer Art Liebesrausch befand. Es war ein allgemeiner Festtag, aber die Sänger wurden immer anzüglicher. Es wurde von gehörnten Ehemännern gesungen, von willigen Mädchen, von Liebhabern, die den Frauen forsch die Unschuld raubten. Von Hochzeiten, von Tändeleien, von einer Minne, die nicht mehr zwischen hoch und nieder schied. Die Lieder erhitzten sich ständig.

Er legte das edle Fräulein ins grüne Gras, ich weiß nicht... welchen Brief er ihr dort vorgelesen hat... man schloss schnell Frieden... das machte die Liebe...

Die Gefährten hörten so lange zu, bis Henri sagte: »Sie singen von sinnlichem Begehren. Aber kluge Minnesänger besingen die Frauen als Herrinnen, denen eine höhere Art von Gefolgschaft zukommt als dem Herrn. Der versteht von

Frauendienst nicht viel, der seine Herrin so besitzen will, wie es uns hier vorgesungen wird.«

»Die adligen Damen am Hof oder auf den Burgen sind aber doch so schön, dass es schwer fällt, sie nicht zu begehren«, meinte Sean.

»So?« Joshua zog die Augenbrauen empor. »Woher weißt du denn davon?«

»Ich bin achtzehn!«, antwortete Sean.

»Schwärmerei und Begehren liegen vielen Minnesängern auf der Zunge«, meinte Joshua. »Und ist das Sünde? Ich erinnere mich, dass schon in der Bibel von irdischem Begehren die Rede ist. Im Hohen Lied Salomons heißt es: *Stehe auf, meine Freundin, meine schöne, und komm her. Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Land. Der Lenz ist gekommen, und die Turteltaube lässt sich hören. Bleib bei mir zur Nacht.*«

»Gut gemerkt, gut vorgetragen«, meinte Uthman anerkennend. »Das ist mal kein christliches Gekrächze.«

»Den Rittern dort drüben«, sagte Henri, »sieht man nicht an, ob sie schwärmen oder animalisches Begehren im Sinn haben. Oder ob ihr Leitbild der freie Dienst bei einem freigebigen Herrn oder bei einer freigebigen Herrin ist. Wahrscheinlich denken sie beides. Und beides ist richtig, Minne und Arterhaltung.«

»Die ritterlichen Ideale sind mir nicht fremd«, meinte Uthman. »Aber ihr hier im Abendland habt sie geschärft wie ein Schwert. Und ihr schlagt damit alle tot, die euch fremd sind.«

»Gemach, gemacht«, sagte Henri. »Ganz so schlimm wird es nicht sein, wenn sie in der Lage sind, von Liebe zu singen.«

»Es ist zu oft unechte Liebe«, erklärte Uthman unnachsichtig. »Es ist einfach nur Schwärmerei. Und in den Kriegen holen

sich dann die christlichen Ritter mit Gewalt, was sie vorher nur anbeteten. Sie schänden und vergewaltigen. Wenn sie gesiegt haben, schänden sie sogar christliche Jungfrauen, wie vor mehr als hundert Jahren in Konstantinopel, wo sie die Mädchen und Frauen auf den Altären byzantinischer Kirchen...«

»Schon gut, Uthman!«, warf Henri ein. »Wir wissen, wovon du sprichst. Wir müssen dieses schändliche Tun der Kreuzfahrer nicht noch einmal ausbreiten. Es ist ein Schmutzfleck auf den sauberen Fahnen der Kreuzzüge.«

Sie gingen weiter, die Pferde am Zügel hinter sich herführend. Obwohl sie vor den Soldaten des Königs nicht sicher waren, ließen sie sich Zeit. Sie genossen es, den Gefahren entrönnen zu sein, und den Kometen, der am helllichten Tag unsichtbar blieb, hatten sie ebenfalls beinahe vergessen.

Die Gefährten lauschten auf dem Marktplatz, wo Tafelfreuden und Gesang inzwischen gemeinsam genossen wurden, einem Dichter. Er erzählte die Geschichte eines prunksüchtigen abenteuerlichen Ritters, der als Frau Venus verkleidet von Venedig nach Böhmen zog und alle Ritter aufforderte, sich mit ihm zu messen. Er versprach jedem einen goldenen Ring für seine Geliebte und seinem Besieger alle Rosse, die er mit sich führte. Die Unterlegenen sollten sich nur zu Ehren seiner Dame nach allen vier Himmelsrichtungen verneigen.

Als der Sänger geendet hatte, spendete die Menge reichlich Beifall. Aber den Gefährten gefiel sein Gesang nicht, sie gingen weiter und hörten einem jungen Minnesänger zu. Er sang mit heller, klarer Stimme:

Ich saß auf einem Stein und deckte Bein mit Bein, darauf stützt ich den Ellenbogen. In meine Hand hatte ich geschmiegt das Kinn und meine Wange. Da dachte ich viel nach, wie man auf Erden leben müsste. Keinen Rat konnte ich geben, wie man

drei Dinge erwürbe, ohne eines davon zu verlieren. Die zwei sind Ehre und Besitz, die oft einander schaden, das dritte ist die Gnade Gottes, von höherem Wert als die beiden.

»Wie schön!«, fand Sean. »Eine tiefe, melodische Weise. So möchte ich auch dichten können.«

»Solche Lieder sind wirklich schöner als das ewige Liebesgesäusel«, sagte Uthman. »Dichter sollten sich und uns andere Fragen stellen, als die nach der Unschuld oder dem Begehren von Frauen.«

»Was sollten sie denn fragen?«, wollte Sean wissen.

»Sie sollten das Leben besingen, woher wir kommen und wohin wir gehen.«

»Das tun sie doch in ihren Liebesliedern«, beharrte Sean.

»Dringliche Fragen gehen weit darüber hinaus«, erklärte Uthman.

»Das spricht der Sarazene, der die Bücher mehr liebt als die Frauen«, sagte Joshua warnend.

Uthman sagte: »Dichter sollten fragen, was der Mensch ist. Nämlich ein Knecht des Todes, ein Gast auf Erden, ein ewiger Wanderer. Sie sollten fragen, wem der Mensch gleicht. Nämlich dem Eis, weil er sich bei der Wärme rasch auflöst. Er löst sich auf in der Hitze der Krankheit und des Todes, weil er aus Erde gemacht ist. Dichter sollten fragen, wo sich der Mensch befindet. Und die Antwort wäre: in einem vielfachen Krieg gegen sich selbst, die Welt, den Teufel und das Fleisch. Und mit welchen Gefährten lebt der Mensch? Mit Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Müdigkeit, Krankheit und Tod!«

»Glaubst du im Ernst, ein solcher Sänger fände Zuhörer?«, fragte Henri. »So etwas wollen die Menschen nicht hören. Sie wissen es ja selbst oder ahnen es zumindest.«

»Diese da drüben ahnen gar nichts davon!« Uthman deutete auf drei Sänger in bunten engen Hosen und langen

Schnabelschuhen, die Witze rissen und das Publikum zu Lachsalven hinrissen. »Es sind Gaukler. Ich mag sie nicht.«

»Aber sie unterhalten die Leute gut«, sagte Joshua.

»Auch solche braucht man«, sagte Sean trotzig.

»Natürlich. Aber lieber sind mir jene Dichter, die...«

»Lass gut sein, Uthman, wir hörten schon von deinen Vorlieben!« Joshua legte dem Sarazenen freundschaftlich die Hand auf die Schulter.

»Hören wir den ernsthaften Sängern zu«, schlug Henri vor.

»Sie stehen dort drüben, wo die meisten Zuhörer Frauen sind.«

Wieder waren sich die Freunde bewusst, wie kostbar solche Momente waren, in denen sie keine Bedrohung empfanden. Wie selten durften sie Sängern lauschen, wie selten den Ablauf eines friedlichen Fests betrachten! Henri dachte in diesem Moment zwar an Kyot d'Arles und was seine Häscher mit dem Mann, der seine Kleider trug, angestellt haben mochten. Aber er merkte rasch, dass ihm diese Gedanken die Stimmung verdarben. Daher widmete er sich wieder dem Geschehen auf dem Podest der Sänger.

Sie verließen Mauntfoir schneller als geplant. Am frühen Abend hatte sich ein Vorfall ereignet, der ihnen zutiefst missfiel.

Der Scharfrichter des Ortes musste eine Hinrichtung vornehmen. Einem Dieb wurde zunächst die Hand abgehackt, dann wurde er gehängt. Der Henker erledigte sein Werk, noch während die Tafel im Gange war. Dann hielt er, der wie all seine Zunftkollegen als unrein galt, eine heilkundliche Beratung ab. Viele der Tafelnden verließen die Runde und ließen sich Kräuter gegen allerlei Gebrechen verabreichen. Da der Scharfrichter auch gute Mittel gegen Tierkrankheiten zu kennen versprach, umlagerten ihn die Bauern in Scharen. Er

zeigte allen Anwesenden seine Heilmittel und legte sie dann vor dem Galgen in einem Kreis auf den Boden. Neben harmlosen Kräutern befanden sich darunter auch Hirnschalen von Hingerichteten, die abgezogene Haut von Ermordeten und Armesünderfett von Menschen, die auf Scheiterhaufen zu Tode gekommen waren.

Die Gefährten widerte diese Darbietung an. Die Einwohner des Ortes hingegen schätzten offenbar solche Lektionen in Heilwissen. Sie schienen zu glauben, dass eine abgeschnittene Diebeshand, unter der Krippe im Stall vergraben, die Pferde gesund hielt – und sie feilschten um den besten Preis dafür. Daneben verkaufte der Scharfrichter selbst gemachte Amulette, die etwa aus unter dem Galgen sprießenden Wurzeln oder Splitter des Armensünderstäbchens bestanden, das der Richter über dem Verurteilten gebrochen hatte.

Während die kleinen Geschäfte mit den Heilmitteln des Henkers abgewickelt wurden, schaukelte der Gehenkte im Wind. Anschließend setzten sich die Dörfler wieder zu Tisch, als sei nichts geschehen. Vielleicht schmeckte es manchem jetzt sogar besser als zuvor.

Die Gefährten zogen noch am selben Abend weiter.

»Vielleicht ist es sowieso besser, von hier zu verschwinden«, meinte Henri. »Wir wissen nicht, was mit Kyot geschehen ist. Und wir sind noch nicht weit genug vom Ort seines Hinterhalts entfernt.«

»Wir reiten am besten die Rhone aufwärts«, meinte Uthman. »Ich erinnere mich, dass dieser Fluss flache, ausgedehnte Ufer hat, an denen wir gut vorankommen können.«

»Wenn wir doch nur schon in der Bretagne wären!«, seufzte Sean. »Hier ist alles so fremd.«

In der Nacht leuchtete wieder der Komet vom Himmel. Aber die Gefährten hatten sich bereits so an ihn gewöhnt, dass sie

nur hin und wieder zu ihm aufsahen. Sie hatten keine Angst mehr vor ihm.

Gegen Morgen erreichten die Freunde Tarascon. Der Sage nach, die Henri erzählte, als sie auf die Stadt zuritten, entstanden Ort und Festung, nachdem das menschenfressende Ungeheuer Tarasque, das eines Nachts der Rhone entstieg war, von der Heiligen Anna gebannt worden war. Das mächtige Chateau, das am linken Ufer des Flusses stand, war in der flachen Landschaft mit seinen Zinnen auf den runden und quadratischen Türmen schon von weitem zu erkennen. Henri kannte den Burgherrn, Ludwig von Anjou, der einst die Templer unterstützt hatte. Er hoffte, dass ihnen hinter den wehrhaften Mauern seines Schlosses für ein paar Tage Unterschlupf gewährt werden würde.

Die Gefährten ritten über die schmale Bogenbrücke in die Festung ein. Hochrädrige Holzkarren standen im gepflasterten Hof, Fässer wurden abgeladen. Die Ankömmlinge wurden von Reisigen befragt und anschließend von diesen zu einem Donjon geleitet, hinter dem eine Treppe hinauf zu den Gemächern führte. Im Westflügel, der zur Rhone hin abschloss, befanden sich die Prunksäle. Henri hoffte, dass der Burgherr anwesend war.

Ludwig von Anjou empfing sie tatsächlich, allerdings erst zwei Stunden später, als die Sonne vollends aufgegangen war. Der Burgherr sah noch verschlafen aus. Wie er erklärte, hatte am Vorabend ein Fehdegericht getagt, das die Klagen mehrerer Fürsten und Ritter zu schlichten hatte. Der Graf hatte den Vorsitz geführt.

Anjou war ein stattlicher Mann. Er war erst vierzig Jahre alt, besaß jedoch schon schneeweiße Haare. Sie waren schulterlang, und Anjou trug sie hinter die Ohren zurückgestrichen. Bekleidet war er mit einem Obergewand aus

scharlachrotem Barchentstoff. Noch vor der Begrüßung fragte er:

»Warum kommt ihr am frühen Morgen zu mir?«

»Wir wurden von einem Fest aufgehalten«, erklärte Henri.

»Ah, ich verstehe! Festgelage, die von Stadtherren gegeben werden, dauern gewöhnlich länger als ein Wintertag zur Weihnachtszeit«, erklärte der Burgherr lachend. Dann holte er die unterlassene Begrüßung nach. Er hieß Henri und seine Freunde willkommen und wies ihnen prächtige Zimmer im Ostflügel zu, die sie über einen Treppenturm im Ehrenhof erreichten. Die Fensterhöhlen dieser Zimmer waren sogar mit Glas ausgefüllt! Es war grünliches Butzenglas, aber es ließ die Sonnenstrahlen herein! Die Wände waren mit Wappenfellen behängt und mit Schilden in den Farben provenzalischer Ritter. Jedes Zimmer besaß einen kleinen Hausaltar, über dem ein mehrarmiger Kerzenhalter in der Wandhalterung steckte. Uthman legte vor dem Altar seinen Gebetsteppich aus.

Die Gefährten inspizierten die weichen Schlaflager, über denen weiße Gürtel hingen, die die Reinheit des Leibes schützen sollten. Sie legten ihre Waffen und die Gürtel ab und wuschen sich Hände und Gesicht in irdenen Schüsseln, die ihnen von jungen Mädchen gebracht wurden. Anschließend gingen sie zu ihrem Gastgeber in den Palas zurück, und man setzte sich vor den Kamin, dessen Abzug bis zur hohen Decke reichte.

Joshua erzählte schauernd von der Hinrichtung in Mauntfoir. Anjou nickte zu allem und erzählte seinerseits von der Rechtspflege in seiner Region und der zunehmenden Gewalt auf den Straßen und in den Städten. Die Gerichte hatten alle Hände voll zu tun. Die Gefährten erhielten einen Bericht über die Zustände im Land.

»Untreue liegt im Hinterhalt, Gewalt fährt auf der Straße, Friede und Recht sind in unserer Gegend stark angeschlagen«,

erklärte Anjou. »Die Herren befehden sich aus Langeweile, Fürsten kämpfen gegen Städte, Städte gegen Fürsten und gegen andere Städte. Jedes Rittergeschlecht hat eine Fehde mit irgendeinem anderen. Der Stärkere triumphiert über den Schwachen, selbst die geringsten Gauner versuchen, ihren Anteil abzubekommen. Jeder bestiehlt jeden. Wir leben in unsicheren Zeiten.«

»Als Reisender kann man immer von Glück reden, wenn man nicht zwischen zwei rivalisierende Parteien fällt oder in die Hände eines Raubritters«, meinte Henri. »Ich kannte Ritter, die von Lösegeld lebten.«

»Solche gibt es in der Provence viele«, gab Anjou zu. »Aber schlimmer sind auf unseren Wegen die Reisenden dran, die in die Hände von gewöhnlichen Wegelagerern und Straßenräubern fallen, die sind nicht auf Lösegeld aus, sondern schneiden gleich Hälse durch. In zwei Nachbarstädten legten vor wenigen Tagen Diebe nachts Feuer an einige Häuser, um die Verwirrung, die daraufhin entstand, für Einbrüche zu nutzen. Es gibt keinerlei Skrupel mehr.«

»Die Städte sollten, wie in arabischen Ländern, Wächter bestellen«, sagte Uthman. »Größere Häuser bekommen sogar einen eigenen Wächter im Hof.«

»Selbsthilfe? Das wäre eine Lösung. Denn bisher erwarten die Menschen alles von der Obrigkeit, sie selbst kümmern sich nicht im Geringsten um ihre Sicherheit. Aber die Städte besitzen ihre eigene Gerichtsbarkeit und sind nicht den Grafschaften unterstellt. Deshalb kann ich ihnen nichts vorschreiben.«

»Was können wir von einem Königshaus erwarten, das geistliche Ritterorden nach einem fingierten Schauprozess zerschlägt?« Henri erwartete keine Antwort auf diese Frage, aber er stellte sie dennoch. Und Anjou bekundete freimütig:

»Ich war immer ein Gegner dieses Verfahrens gegen den Orden der Tempelritter! Die Anwälte des Königs brachten haltlose Anschuldigungen vor. Es war reine Willkür!«

»Habt Ihr dagegen protestiert?«, fragte Henri kühn.

»Ich habe mit Philipp gesprochen«, erklärte Anjou. »Ich versuchte, auf ihn einzuwirken. Aber es war zwecklos. Er hatte seine Pläne. Und er ließ sich von niemandem davon abbringen.«

»Wart Ihr auf Seiten der Templer?«, wollte Uthman wissen.

»Es war ein großer Orden«, erwiderte Anjou diplomatisch.

»Helft mir, ihn wieder zu errichten«, bat Henri den Burgherrn spontan.

»Ihr wollt...?«

»Ja. Ich will den Orden rehabilitieren. Brauchen wir nicht heute mehr denn je seine moralische Kraft? Ihr habt selbst sehr anschaulich von der hiesigen Gesetzlosigkeit erzählt. Der Templerorden als Ordnungsmacht würde segensreich wirken.«

»Aber die Kreuzzüge sind beendet. Er hat keine Aufgaben mehr. Glaubt Ihr...«

»Die Kriege sind vorbei«, sagte Henri schnell. »Aber wir brauchen eine Polizei für das Innere des Landes. Wir brauchen eine Macht, die bestehende Gesetze wirklich durchsetzt. Wer tut das, wenn es Gesetzestexte nur als Erinnerung daran gibt, dass sie einmal abgefasst wurden? Wer schützt die Einwohner am Ort?«

»Niemand«, sagte Anjou. »Aber ich weiß nicht, ob wir weiter darüber reden sollten. Sicher gibt es angenehmere Dinge.«

»Wenn ich in Frankreich bin«, sagte Henri, »mache ich Bekanntschaft mit Nachstellungen aller Art. In keinem anderen Land ist es so schlimm. Darüber muss man reden.«

»Gewiss«, erwiderte Anjou. »Aber die einfachen Leute verlangen Schuldsprüche, die ich nicht mittragen kann. Gottesurteile, die ich unsinnig finde. Gerade vor drei Tagen

verlangten die Marktweiber von Tarascon die Vollstreckung des Bahrrechts, um einen Mörder zu ermitteln. Das Opfer wurde also auf eine Bahre gelegt, und der Beschuldigte musste, von Priestern geleitet, an den Leichnam herantreten und die Wunden des Ermordeten berühren. Man erwartete, dass diese Wunden wieder zu bluten begännen oder der Tote die Gesichtsfarbe ändern würde. Natürlich geschah nichts dergleichen, und der Verdächtige konnte als freier Mann nach Hause gehen. Wenn man auf diese Weise die Wahrheit sucht, werden sicher alle Verbrechen unaufgeklärt und ungesühnt bleiben.«

»Wendet man in der Provence nicht die Folter an, um Geständnisse zu erpressen?«, fragte Sean schauernd.

»Wir sind davon abgekommen«, erklärte Anjou. »Allerdings wird sie in den Nachbarstädten hin und wieder angewandt. Beispielsweise gegen Ketzer!« Er ließ seine Blicke abschätzig über die Gäste wandern.

»Was tut man ihnen denn an?«, wollte Sean wissen, den eine Lust auf Grausiges erfasst zu haben schien.

Der Graf von Anjou schien sich lebhaft zu erinnern.

»Zunächst schnürt man sie. Die Hände des Delinquenten werden mit Seilen an den Gelenken bis auf die Knochen zusammengebunden. Manchmal verwenden die Folterknechte auch Daumenschrauben und quetschen die Finger zusammen. Bleibt der Delinquent standhaft oder verstockt, wird der zweite Grad der Folter angewandt. Man zieht den Verdächtigen auf der Leiter in die Länge oder hängt ihn an den auf dem Rücken gebundenen Händen in die Höhe und lässt ihn dort lange hängen...«

»Das kenne ich«, erinnerte sich Henri grimmig. »In Paris gab es einen besonders gemeinen Folterknecht, der viel Freude am Quälen hatte.«

»Der dritte Grad«, fuhr Anjou fort, »besteht darin, dem über eine Leiter gespannten Delinquenten in Schwefel getauchte Federkiele auf den nackten Leib zu legen und diese anzuzünden. Oder man treibt ihm zugespitzte Kienhölzer unter die Nägel, die ebenfalls angezündet werden. Ich denke, Ihr versteht, dass ich mit derart barbarischen Maßnahmen nichts zu tun haben will.«

»Aber womit besiegt Ihr in Eurer Region und Lehnsherrschaft die Verbrechen?«, fragte Joshua.

»Ich besiege sie nicht. Sie bestehen weiter.« Anjou blickte finster. »Und das gefällt mir nicht. Viel zu viele Menschen haben mittlerweile sogar Angst, ein Verbrechen zu melden, und wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.«

»Rechtlosigkeit ist ein schlimmer Zustand«, sagte Joshua. »Sie lässt die Menschen denken, dass jede Untat möglich ist und dass kein Kraut dagegen gewachsen ist.«

»Wir versuchen, dingfest gemachte Verbrecher streng zu bestrafen«, sagte Anjou. »Das soll der Abschreckung dienen. Aber großen Erfolg haben wir damit nicht, das gestehe ich. Unsere Kerker und Lochgefängnisse sind überfüllt.«

»Ich beneide Euch nicht um Euer Amt als Richter«, warf Uthman ein. »In meiner Heimat macht man kurzen Prozess mit Gesetzesbrechern – Auge um Auge, Zahn um Zahn.«

»Wie es auch die Bibel verlangt«, ergänzte Joshua.

»Wir versuchen, hart zu strafen, aber in unseren Urteilen auch gerecht zu sein«, erklärte Anjou. »Wir stufen die Bestrafung sorgfältig ab. Wir urteilen nach den Freveln, die an Haut und Haar oder mit Buße bestraft werden, und nach den Untaten oder Ungerichten, die an Hals oder Hand gehen. Nur im letzten Fall vollziehen wir die Todesstrafe oder die Strafe der Verstümmelung. Und, Ihr habt es in Maunthoir selbst erlebt, wir richten öffentlich hin. Es soll ein öffentliches Spektakel sein, das niemand vergisst.«

»Erhängen ist abscheulich«, meinte Sean. »Das Gesicht des Verurteilten läuft blau an, seine Zunge hängt heraus wie bei einem Hund, er lässt unter sich. Ekelhaft.«

»Noch schlimmer sind die anderen Tötungsarten, mein Junge! Das Verbrennen, das Lebendig-Begraben, Ertränken, Rädern, Vierteilen, Pfählen. Dem Publikum bereiten sie allerdings oft ein geradezu höllisches Vergnügen!«

»Das kann ich nicht glauben!«, schüttelte sich Sean. »Mir hat das Schauspiel in Mauntfoir gereicht!« Doch im selben Moment erinnerte er sich an die menschlichen Abgründe, über die er mit den Gefährten gesprochen hatte.

»Auch in meiner Heimat werden die Verstümmelungen an öffentlichen Markttagen vollzogen«, berichtete Uthman inzwischen. »Die Strafen bestehen im Abhauen von Händen oder Fingern, im Blenden mit glühenden Dolchen, im Abschneiden von Nase und Ohren, dem Ausreißen der Zunge. Ich glaube allerdings nicht, dass mit solchen Strafen bei uns und bei Euch die gleichen Vergehen geahndet werden.«

»Bei den Arabern wird wohl am schwersten geahndet, was sich gegen die Glaubenssätze des Koran richtet.«

»Natürlich«, sagte Henri. »Aber das ist bei uns nicht anders, ich meine natürlich, was Vergehen gegen die Glaubenssätze der Bibel betrifft. Doch lasst uns noch einmal zu meinem Einwand von vorhin zurückkommen. Wie steht Ihr zu einer Wiedererrichtung des Tempels? Ich brauche Menschen, auf die ich zählen kann. Es gibt so viel zu tun.«

Sean blickte unglücklich. »Bringt mich zuvor zu meiner Liebe nach Quimper, Herr Henri. Ich bitte Euch!«

Die Männer mussten unfreiwillig lachen, obwohl das Thema so ernst war.

»Ihr versteht, Henri, dass ich einem solchen Plan niemals öffentlich meine Zustimmung geben kann. Wie ich darüber

denke, ist eine andere Sache. Ich werde nicht gegen Euch sein, das muss Euch genügen.«

»Vielleicht brauche ich bald ein Versteck«, meinte Henri, »es würde mich erleichtern zu wissen, dass Tarascon ein solches sein kann.«

»Wir besitzen zum Glück das Asylrecht«, sagte Anjou. »Jeder Adlige kann es anwenden. Meine Burg ist eine Freistadt, auf der nur ich zu richten habe. Ganz so schlimm, wie wir es besprochen haben, ist die Rechtslage also nicht in unserem Land. Auch in Kirchen, Klöstern, Fronhöfen, selbst in Mühlen oder auf Fähren finden Verfolgte Zuflucht.«

»Dann halten wir uns doch in Zukunft nur noch an solchen Orten auf!«, sagte Joshua schmunzelnd.

»Du meinst, wir fahren einfach auf einer Fähre über die Rhone, immer wieder hin und her, und sind so vor Verfolgung geschützt?«

»Genau, Sean. Aber das habe ich nicht ernst gemeint.«

Henri konnte den launigen Ton nicht aufgreifen. Er sagte: »Gut, dass es ehrliche Gerichtsbarkeit gibt. Aber die wirklichen Verbrechen geschehen im Stillen. Sie werden von den Mächtigen im Land verübt. Und wer verfolgt sie? Sicher nicht die Opfer. Aber wer dann?«

»Worauf wollt Ihr hinaus, Henri?«, fragte Anjou.

»Meine Rache gehört mir«, erwiderte Henri grimmig. »Ich vertraue keinem Gericht und keiner Gerechtigkeit. Ich muss mir mein Recht gegen die Willkür von König und Kirche selbst holen.«

»Hütet Euch vor Selbstjustiz, Henri!«, warnte Anjou. »Das ist ein verwerflicher Weg.«

»Manchmal ist es leider der einzige Weg, der bleibt, Graf!«

»Macht Euch nicht gemein mit den geheimen Gerichten, die es in unserem Land gibt.«

»Den Femegerichten?«, fragte Sean dazwischen. »Gibt es sie denn wirklich?«

Der Graf nickte. »Sie ziehen durchs Land und richten sich nach ihrem eigenen Recht. Das ist ungut.«

»Natürlich«, sagte Uthman, »es ist die nackte Willkür. Aber Henri ist im Recht, ihm wurde bitteres Unrecht angetan.«

Als hätte Anjou diesen Einwand nicht gehört, sagte er: »Wir können nichts gegen sie tun, denn die Feme ist streng geheim. Jeder, der mitmacht, muss schwören, sein Wissen geheim zu halten. Auf Verletzung des Eides steht der Tod.«

»Vielleicht sollte ich mich solchen Leuten anschließen«, murmelte Henri düster. »Ich kann Hilfe gebrauchen. Meine Freunde und ich sind zu schwach, um wirklich etwas auszurichten. Meistens sind ohnehin wir die Verfolgten.«

»Nein«, schüttelte Anjou den Kopf. »Femegerichte sind selbst verbrecherisch. Stellt Euch doch vor, jeder kann beklagt werden! Er wird durch einen Femebrief nach irgendwo geladen, die Fronboten heften die Ladung oder hernach das Urteil bei Nacht und Nebel an die Haustüre oder an einen in der Nähe stehenden Baum. Kommt der Beschuldigte der Aufforderung nicht nach, vor dem Femegericht zu erscheinen, wird er aufgehängt!«

»Mir geht es nicht um privates Recht oder Streitigkeiten zwischen Einzelnen«, sagte Henri missmutig. »Ich streite für das Recht aller auf Unversehrtheit und gesetzlichen Schutz! Und das ist in Frankreich unüblich. Deshalb noch einmal die Frage, Graf von Anjou. Würde ich auf Eurer Burg Asyl finden?«

»Meine Burg ist groß, es gibt viele Räume«, erwiderte Anjou und lächelte fein.

Frühjahr 1318. Die Tage der Unheiligen

Kerzen waren gesegnet worden, das Licht sollte die Finsternis erleuchten, die Verklärung des Heilands geschah an allen Abenden. Und jetzt, im Frühling, wo die Tage immer länger wurden, der Komet am Himmel stillstand und auch in den Nächten nicht näher kam, so als beobachte das Auge Gottes das Tun der Menschen ganz genau, jetzt fühlten die Gefährten, dass das Leben auch leicht sein konnte.

Der Aufenthalt in Tarascon auf der Burg des Grafen von Anjou hatte ihnen dabei geholfen. Der aufrechte Graf schien vor allem Henri ein Lichtblick zu sein, ein Fingerzeig darauf, dass Frankreich noch nicht verloren war.

An Henris Rachedgedanken änderte dies jedoch nichts. Und er glaubte fester denn je daran, dass der Tempel wieder errichtet werden musste.

Die Gefährten beschlossen, um Avignon einen Bogen zu machen. Die Ereignisse, in die sie vor wenigen Jahren in der Papststadt verwickelt gewesen waren, waren zu dramatisch gewesen. So ließen sie die große gelbe Stadt im Westen liegen, und sie blieb zunehmend hinter den vier Reitern zurück, die auf staubigen Wegen durch Wälder und über Weiden unterwegs waren.

Als sie zwei Tagesreisen später auf die Straße an der Rhone zurückkehrten, begegnete ihnen viel fahrendes Volk. Der fröhliche Haufen zog nach Camaret, wo ein Sängerefest stattfand.

Unter den Gauklern und Sängern war eine junge Frau, die Henri nicht aus den Augen ließ. Sie war auffallend hübsch, ihr weiches, helles Gesicht strahlte viel Fröhlichkeit aus, und ihre kastanienbraunen Haare lagen in schönen Wellen um ihre klare Stirn. Sie blickte aus grünen Augen auf Henri, der nicht umhin konnte, den Zauber, der von ihr ausging, zu bemerken. Die junge Frau hieß Marie und war die Tochter eines mitziehenden Baders. In ihrem tief, aber dennoch züchtig ausgeschnittenen, engen rotgrünen Leinenkleid bewegte sie sich so grazil wie ein Reh.

Sean wollte weiterziehen. Aber Henri machte den Vorschlag, dem fahrenden Volk zu folgen. Was hinderte sie daran, ebenfalls nach Camaret zu reiten, in Gesellschaft unbeschwerter Leute? Uthman stimmte zu, Joshua ebenfalls. Und so wurde Sean überstimmt. Zunächst war er enttäuscht, doch dem geduldigen Joshua gelang es bald, ihn zu trösten.

Unterwegs rastete der Trupp in einem Ort namens Saint-Foucault. Die Vaganten kauften bei Bauern Federvieh, und am Abend brieten sie es am Feuer. Henri ertappte sich dabei, wie er die schöne Marie nicht aus den Augen ließ. Und jedes Mal, wenn er sie anblickte, traf ihn ihr geheimnisvoller Blick.

Henri probierte im Kreis der lustigen Gesellen einen Becher Honigwein. Er stieg ihm merklich zu Kopf. Aber als sie aßen, wurde er schnell wieder nüchtern. Als er noch dem Tempel angehörte, hatte er keinerlei berauschende Getränke angerührt. Und auch später hatte er kein besonderes Verlangen danach verspürt. Doch an diesem Abend war es anders. Marie setzte sich wie zufällig neben ihn, und die Hitze, die er an ihrer Seite verspürte, kam nicht vom Lagerfeuer.

Man scherzte und lachte. Unter den Vaganten befanden sich zwei weitere Frauen, die jedoch mit Gauklern verheiratet waren. Sie begannen, um das Feuer zu tanzen, begleitet von zwei Flöten und einer Trommel. Die Stimmung wurde

ausgelassen. Einige Männer schlossen sich dem Tanz an, umfassten die drallen schwarzhaarigen Tänzerinnen und schwenkten sie herum, was den Frauen hörbares Vergnügen bereitete.

»Wer bist du?«, fragte Marie Henri plötzlich von der Seite.

»Ich heiße Gabriel von Edinburgh und bin Minnesänger«, erwiderte Henri vorsichtig.

»Nein, das glaube ich nicht, du bist kein Minnesänger. Du wirkst eher wie ein Ritter, wie ein echter Kämpfer.«

»Ihr könnt den Menschen scheinbar direkt ins Herz sehen. Und ihre Gedanken, könnt Ihr die auch lesen?«

»Natürlich. Ich kann Euch deshalb auch sagen, wer Ihr wirklich seid.«

»Nur zu! Ich bin gespannt.«

»Ihr seid ein begnadeter Liebhaber!« Marie bog den Oberkörper nach hinten und lachte mild.

»Da liegt Ihr ziemlich weit daneben, Marie! Ich bin Ordensritter, keusch bis unter die Haarspitzen.«

»Ach, wirklich?« Henri bemerkte, dass Marie plötzlich sehr ernst wurde. Ihre Augen funkelten. »Ihr seid Mönch? Und unberührt? So einen habe ich noch nie gehabt.«

»Ihr seid offenbar darauf aus, Männer kennen zu lernen, Marie.«

»Ich bin nicht prüde. Aber urteilt nicht vorschnell, Mönch! Ich bin keine Hexe!«

»Ich urteile nie über andere«, sagte Henri. »Es sei denn, ich verfüge über genügend Kenntnisse über einen Menschen, die dieser mir selbst offenbart hat. Über Euch kann ich mir noch kein Bild machen, es sei denn dies: Ihr seid wunderschön!«

»Danke«, sagte sie artig. Ihr Lächeln war bezaubernd. »Wenn Ihr wollt, kümmere ich mich ein wenig um Euch.«

»Ich werde meine Freunde nicht vernachlässigen«, sagte Henri. »So müsst Ihr also mit Anhang rechnen.« Er lachte.

Marie blickte ihn wieder tief und lange an, als läse sie in seinen Augen. Dann stand sie plötzlich auf.

»Wir werden uns nicht aus den Augen verlieren – Gabriel!«

Sie schwebte davon, und Henri verfolgte sie mit sehnsüchtigen Blicken. Er war sich dessen bewusst, aber er wollte es nicht verhindern. Er war aus Fleisch und Blut.

Als sie am nächsten Morgen in aller Frühe aufbrachen, lag Nebel über dem Wald. Er kroch in den Senken über die Wiesen und hielt sich zäh. Leichter Frühlingsregen begleitete sie, solange sie an der Rhone entlang ritten. Erst als sie am Mittag nach Osten abbogen, kam die Sonne durch und der Nieselregen hörte auf. Und am Nachmittag erreichten sie endlich Camaret.

Es war die einzige Stadt in der Provence, die keine Kirche besaß. Es hatte eine Zeit gegeben, in der die Pfaffen hier so übermächtig den Ton angegeben hatten, dass man eines Nachts die beiden Gotteshäuser niederbrannte. Seitdem waren sie nicht mehr aufgebaut worden. Camaret war dreimal im Jahr Treffpunkt fahrender Leute.

Henri und seine Freunde kamen in einem lauten, aber gemütlichen Wirtshaus unter. Die Vaganten lagerten hingegen auf dem Marktplatz in Zelten und Wohnwagen. Sean war nicht ansprechbar, er machte ein finsternes Gesicht, hin und wieder kritzelte er mit Federkielen Sätze auf Pergament.

Der Abend war mild, und die Truppe gab eine Zusatzvorstellung auf dem Platz. Man jonglierte, musizierte, riss Witze und machte akrobatische Kunststücke. Ein Bader versuchte, Flaschen mit selbst gemachtem Heilmittel zu verkaufen. Zwei Hunde bestiegen sich, und die Menge lachte.

Marie hatte unter den Vaganten einen Freund, es war Marceau, der Feuerschlucker. Der umarmte sie nun und versuchte, sie zu küssen, aber sie wehrte ihn ab. Enttäuscht ließ er sie los. Er nahm seine Fackeln auf, füllte Spiritus in den

Mund und sprühte ihn gegen die Flammen; die Feuerbälle, die er heute erzeugte, stiegen wütender und größer auf als je zuvor. Lodernd züngelten sie den Abendhimmel hinauf, dorthin, wo sich an diesem Abend wieder jene andere Feuerfackel zeigte, die über den Köpfen der Menschen unbeirrbar und beängstigend ihre Bahn zog.

»Es sind die Tage der Unheiligen«, sagte der Abt. »Schwarze Tage, dem Licht völlig abgewandt. Deshalb erscheint dieser Komet am Himmel. Aber auch diese Tage müssen gefeiert werden.«

Henri hatte in Ermangelung einer Kirche im Kloster der Zisterzienser gebetet. Ausgestreckt auf dem Bauch liegend, hatte er die Kühle des Steinfußbodens gespürt. Die Steine erzählten ihm nichts, und er hatte auch keine Fragen an sie. Er lauschte nur seinen Gedanken. Etwas Neues war in diesen Tagen in sein Leben getreten. Er glaubte, diese junge Frau zu lieben. Konnte das sein? Durfte das sein?

Marie! Marie! Welch schöner Name! Und doch so unverständlich, wenn man ihn immer wieder dachte oder aussprach. Die Person kam ihm dadurch nicht näher. Ihr Gesicht war ihm dagegen immer gegenwärtig. Und ihr Leib lockte ihn unablässig. Es war der schönste Frauenkörper der Welt! Er übte eine magische Anziehungskraft aus.

Henri schämte sich seiner Gelüste nicht. Er würde das Kloster, in dem er lag, dadurch nicht entweihen. Denn hatte er nicht so viele Jahre der Keuschheit angesammelt, dass es nun an der Zeit war, den Berg endlich abzutragen? War dieses Begehren nicht auch ein Tempel, der neu errichtet werden musste, noch höher als der alte Tempel des Ordens? Henri erhob sich und verließ die Klosterkapelle. Er ging nach Camaret zurück. Auf dem Weg dorthin spürte er die Milde des

abendlichen Frühlingswinds, der Düfte nach Gras und Blüten mit sich brachte. Auf dem Marktplatz lärmten die Vaganten.

Henri ging einmal ganz um ihren Lagerplatz herum. Marie war nirgends zu sehen. Nur der Feuerspucker, mit dem sie öfter zusammensaß, spuckte seine immer höher wachsenden Fackeln in den Nachthimmel, als wollte er jene andere Fackel herausfordern.

Ein Sänger sang unanständige Lieder, die mit Beifallsstürmen entlohnt wurden. Seine Frau wiegte dazu schamlos die Hüften. Die Bewohner von Camaret waren aus dem Häuschen.

Rund um den Platz galoppierten junge Männer. Es waren Bauernsöhne, die wie jeden Abend getrunken hatten und Handel suchten. Sie brüllten laut, und einige ließen sich im vollen Galopp seitwärts an ihrem Pferd hinabgleiten, um sich als geschickte Reiter zu präsentieren. Sie schrien Unflätigkeiten in die Abendluft hinein, und einige sprangen von ihren Pferden und torkelten umher. Aber es kam zu keinem Streit.

Plötzlich war Marie da. Wie aus heiterem Himmel stand sie neben Henri. Zwischen die Zähne hatte sie eine Olive geklemmt. Sie biss zu, und bevor das nach außen ragende Stück herunterfallen konnte, streckte Marie Henri ihren Mund entgegen. Ohne nachzudenken, schnappte Henri nach der grünen Frucht und landete auf Maries Lippen. Sie küssten sich lange. Henri saugte an Maries weichen, vollen Lippen, sie schmeckten nach Früchten und nach Salz. Alles an Marie war weich und warm. Sie nahm Henris Hand und wollte ihn mit sich fortziehen, doch Marceau wurde auf sie aufmerksam und spuckte Flammenbälle in ihre Richtung.

»Ein anderes Mal«, flüsterte Marie. »Er ist tödlich eifersüchtig. Es wäre zu gefährlich.«

Zum ersten Mal seit ewiger Zeit spürte Henri, dass er für die Berührung der Liebe bereit gewesen wäre. Er stand da wie ein

Verdurstender, dem man das Wasser gezeigt und es dann in den Wüstensand geschüttet hatte.

In der Schänke ging es am Abend hoch her. Doch die Gefährten hatten sich in das Zimmer von Joshua und Sean zurückgezogen. Sie berieten. Uthman hatte bemerkt, was sich zwischen Henri und Marie abspielte. Er sagte aber zunächst nichts, denn die Freunde wollten beraten, wie ihre Reise weitergehen sollte. »Solange wir hier unten im Süden verweilen«, sagte Joshua, »bin ich in Sorge. Zu viel ist hier geschehen. Ich sehe Uzés vor mir und Roquemaure, ich sehe Avignon und Beaucaire. Überall, wohin wir kommen, wittere ich Verfolger. Überall kann jemand sein, der uns erkennt und anzeigen wird. Wir sollten in Gebiete reiten, in denen wir weniger bekannt sind.«

»In die Bretagne! Und zwar möglichst schnell!«, warf Sean ein.

»Dorthin kommen wir sowieso«, beruhigte Joshua. »Aber dazwischen liegen Regionen, in denen wir keine Vergangenheit haben und deshalb auch nichts fürchten müssen. Auf jeden Fall sollten wir die Rhone aufwärts ziehen, nach Burgund, dort gibt es verträumte Orte, an denen wir keine Nachstellungen zu gewärtigen haben.«

»Aber wir sind nicht unterwegs, um die Schönheit der Landschaft zu bestaunen«, warf Sean vorlaut ein.

Henri wies ihn zurecht. »Es ziemt sich nicht, Joshua zu belehren, mein Sean. Eher bist du es, der belehrt werden muss. Deine Sehnsucht danach, in die Bretagne zu kommen, ist uns bekannt. Aber mache nicht deine persönlichen Beweggründe zum Maßstab für unser Tun. Du weißt inzwischen selbst, dass es um wichtigere Dinge geht als um Liebe.«

»Auch dir sind die großen Gefühle offenbar nicht länger fremd, Henri«, warf Uthman jetzt ein, der in Henris Ermahnung einen guten Anknüpfungspunkt sah. »Wie steht es mit Marie?«

Henri wurde verlegen. »Ich denke nicht, dass wir darüber reden müssen, Uthman! Du kennst mich lange genug. Ich laufe keiner Frauenschürze hinterher!«

»Gewiss nicht. Aber diese Marie scheint eine besondere Person zu sein.«

»Wer ist Marie?«, warf Sean ein.

»Die Verlobte des Feuerschluckers«, erklärte Uthman. »Du hast sie wohl nicht wahrgenommen?«

»Doch«, erwiderte Sean, »aber ich kannte ihren Namen nicht. Außerdem ist sie viel zu alt!«

»Sie ist fünfundzwanzig«, sagte Henri ruhig. »In deinen Augen uralt, in meinen Augen eine begehrenswerte junge Frau, das gebe ich zu.«

»Für uns alle stellt sich einmal die Frage danach, wie wir es mit den Frauen und der Liebe halten sollen«, sagte Joshua. »Da wir ledig sind und keusch leben, kann jeden von uns die Liebe übermannen. Wie werden wir uns dann verhalten?«

»Die Frage, die sich jetzt stellt, ist, wie Henri sich verhalten wird«, meinte Uthman und blickte den Freund und Kampfgefährten herausfordernd an.

»Ich weiß es nicht«, bekannte Henri. »Vorhin, auf dem Markplatz, war ich nahe daran, mich Marie hinzugeben. Nur ein Zufall verhinderte, dass wir, dass wir...«

Plötzlich klopfte es an die Tür. Die Männer zuckten zusammen, als witterten sie höchste Gefahr. Henri legte den Finger an die Lippen. Wieder klopfte es, diesmal leiser. Henri ahnte, wer draußen stand. Er erhob sich und öffnete die niedrige Tür. Marie trat ein. Sie legte ihren Überwurf ab und setzte sich in ihren Kreis. Die Männer starrten sie an wie eine

Erscheinung. Marie strahlte von innen heraus so viel Natürlichkeit und Anmut aus, dass sie alle verzauberte. Henri spürte, wie eine Welle von Zärtlichkeit und Schwäche in ihm aufstieg.

Marie sah von einem zum anderen. Dann legte sie ihre Hand auf Henris Hand. Sie sagte:

»Es ist nun einmal so.«

Henri wartete nicht länger. Er zog Marie mit sich nach draußen. Die Gefährten blieben sprachlos zurück, so etwas hatten sie noch nicht erlebt. Schon auf dem dunklen Flur küssten sich Henri und Marie lange und leidenschaftlich. Sie wollten nicht mehr voneinander lassen. Körper an Körper taumelten sie in Henris Zimmer. Dort begannen sie unter Küssen, sich zu entkleiden.

Henri stand im Bann dieser jungen, schönen Frau. Er steckte kein Licht an. Auch im leichten Dämmerlicht sah er ihren hellen, wohlgeformten Leib. Er küsste Marie überall, und sie stöhnte vor Seligkeit. Dann kamen sie zueinander. Es war Henri, als löse er sich auf. Sein Panzer aus Misstrauen, Vorsicht und Verbitterung fiel von ihm ab. Darunter kam die nackte Seele zum Vorschein und ein Körper, der sich gerne hingab.

Als sie danach schwer atmend in die Kissen zurückfielen und langsam ruhiger wurden, steckte Henri doch noch eine Kerze an. Er blickte in Maries grüne, geheimnisvolle Augen. Und er sah darin so viel Sehnsucht und Hoffnung, dass ihm bange wurde.

»Mein Liebster«, sagte Marie immer wieder. Sie streichelte ihn. Und sie ließ sich streicheln.

Nach einer Weile sagte Henri: »Was wird jetzt mit uns?«

»Ich komme mit euch«, sagte Marie unbekümmert. »Ich verlasse Marceau und die Vaganten.«

Henri war glücklich. Doch dann überfielen ihn plötzlich Zweifel, er begann nachzudenken. Es war unverantwortlich, mit einem Weib an der Seite weiterzureisen! Er brachte sie in höchste Gefahr.

Henri gestand: »Wir sind auf der Flucht, auch wenn wir keine Verbrecher sind. Aber wohin wir auch gehen, warten Häscher auf uns. Ich kann dich also nicht mitnehmen, Marie.«

»Ihr seid auf dem Weg nach Norden, nicht wahr?«

»In die Bretagne.«

»Bei Vienne, am Oberlauf der Rhone, kenne ich eine Burg. Dort lebt ein Vetter von mir. Wir wären dort sicher.«

Henri stellte sich das Leben mit Marie vor. Er malte es sich in den buntesten Farben aus. Es wäre ein neuer Anfang, etwas völlig Neues, an das er noch nie zuvor gedacht hatte. Es schien ihm in diesem Moment ungeheuer verlockend zu sein.

Aber dann dachte er an die Gefährten. Was würde aus ihnen? Konnte er sich Uthman vorstellen, wie er sein Leben als Anhängsel eines verliebten Ehepaars verbrachte? Würde Joshua nicht auf der Stelle nach Toledo reiten, um sich wieder seinen Studien zu widmen? Und auch Sean hätte an seiner Seite nichts zu erwarten, er würde nach Quimper ziehen und sein Glück mit Angélique versuchen. Es wäre das Ende ihrer Gemeinschaft.

»Nein«, sagte Henri, »es geht nicht. Ich kann nicht frei entscheiden. Ich bin nicht allein.«

»Es müsste nicht für immer sein«, flehte Marie. »Nur einige Zeit. Um das Glück zu spüren. Danach kannst du tun, was du willst.«

»Oh, Marie, wie gern würde ich Ja sagen!«

»Tu es einfach!«

»Ich muss mich mit meinen Freunden besprechen.«

»Wenigstens für ein paar Tage im Frühling«, sagte Marie leise. »Es wäre so schön!«

»Das Leben ist nicht schön, Marie. Es ist grausam und ungerecht. Und es verbietet Glück.«

»Nein, das stimmt nicht! Man kann sich sein Glück verdienen! Jetzt, wo es so nahe ist, sollten wir es festhalten!«

»Wenn ich dir zuhöre, glaube ich beinahe daran. Vielleicht kann das Leben wirklich leicht sein, und ich habe nur verlernt, es so zu sehen. Ich werde mich mit meinen Freunden besprechen. Sie müssen zustimmen.«

»Sie werden es ablehnen, es sind Männer, die ihren eigenen Weg verfolgen.«

»Sie mögen dich, Marie. Aber du musst verstehen, dass wir von sehr weit her kommen. Wir haben uns viel aufgeladen, das kann man nicht einfach abschütteln.«

»Nur für ein paar Tage«, flehte Marie erneut leise.

»Lass mich sehen, was ich tun kann«, antwortete Henri.

»Komm noch einmal zu mir, willst du?«

Henri berührte die nackte Frau. Er wollte nur noch Marie, sie schien ihm die Antwort auf all seine Fragen zu sein.

Die Gefährten stimmten Henris Bitte zu. Sie begriffen gleich, wie wichtig es ihm war, ein paar Tage mit Marie zusammen zu sein. So packten sie am Morgen noch vor Sonnenaufgang ihre Sachen und machten sich zu fünft auf den Weg nach Vienne.

Unterwegs erzählte Marie aus ihrem Leben, das sie größtenteils in Clermont verbracht hatte, bevor sie zu den Vaganten kam. Sean fragte, ob sie noch einen Beinamen hätte, der ihre Familie benenne, doch diesen wollte Marie nicht preisgeben. Sie wolle an ihn ebenso wenig erinnert werden wie an den Feuerschlucker Marceau. Es reiche völlig aus, wenn man sie Marie nenne.

In den kleinen Ortschaften, durch die sie ritten – Marie hatte kein eigenes Pferd und saß hinter Henri im Sattel –, fanden

Gottesdienste statt. Die Ankunft des Kometen hatte überall seine Spuren hinterlassen. Die Priester verkündeten die unheiligen, dunklen Tage und riefen zu Buße und Sühne auf. Einmal begegneten ihnen Flagellanten, halb nackte Männer, die sich geißelten. Sie zogen singend nach Süden, in Marseille wollten sie zu einer Pilgerfahrt aufbrechen.

Marie schmiegte sich an Henri. Trotz all der düsteren Vorboten fühlte sich Henri so unbeschwert wie seit langem nicht mehr. Die Wärme der Frau hinter ihm und ihr heiteres Wesen wischten alle Bedenken fort. Welchen Tempel galt es zu bauen?, fragte sich Henri. War der Tempel der glücklichen Liebe nicht wichtiger als ein geistlicher Ritterorden? Er erschrak bei dem Gedanken, dass viele Ketzerbewegungen dies genauso gesehen hatten. Allzu leicht führten solche Gedanken auf Abwege. Aber welche Rolle spielten dann die Frauen in der Schöpfung und im Leben?

Henri konnte diese Frage nicht beantworten. Und er vergaß sie auch, als Marie ihm ins Ohr flüsterte, dass sie schon wieder Lust verspürte.

Sie hatten das Gefühl, der Komet über ihnen zöge an ihnen vorbei nach Süden. Sie merkten es daran, dass sie sich immer öfter umdrehen mussten, um ihn zu sehen. Nachts leuchtete sein feuriger Kopf stark, am Tag blieb er meistens verschwunden.

Die Pferde führten die kleine Gruppe durch eine fruchtbare Landschaft. Überall auf den Feldern waren die Menschen bei der Arbeit zu sehen. Nachts hörten die Gefährten das Geheul von Wölfen, die von den Bergen der angrenzenden Hochplateaus mit ihren dichten Wäldern herunterkamen. Eines Nachts schien ein Rudel ganz nahe zu sein, und Marie saß wie erstarrt und weiß im Gesicht neben Henri am Feuer. Aber außer Geräuschen aus dem Unterholz war nichts weiter zu vernehmen, sie ließen das Feuer die ganze Nacht brennen und

hielten abwechselnd Wache. Am Morgen, als das Feuer heruntergebrannt war und es hell wurde, fanden sie Spuren des Rudels rund um ihren Lagerplatz.

Hin und wieder stießen die Freunde auf ihrem Weg nach Norden auf Richtstätten. An Galgen, die auf kleinen Anhöhen standen, baumelten Gehängte, nackt und von Vögeln verstümmelt. Oder sie sahen Pfähle, auf denen Verurteilte gerädert worden waren. Manchmal zogen dichte Vogelscharen, die sogar den Himmel verdüsterten, über diese Richtstätten dahin. Aber in manchen Orten ging es auch fröhlich zu. So ritten sie am dritten Tag durch ein Weindorf, in dem es ebenso viele Tavernen wie Häuser zu geben schien. Der Gesang feiernder Menschen verfolgte sie noch eine Weile, und Marie lachte plötzlich auf und begann ebenfalls zu singen. Sean stimmte ein. Und dann sang auch Henri mit seiner kräftigen, vollen Baritonstimme. Die beiden anderen ließen ihre Pferde antraben, führten sie mit gerafftem Zügel ein paar Mal im Kreis herum und ließen sie auf der Hinterhand steigen.

Am vierten Tag erreichte die kleine Gruppe Vienne. Die Straßen der Stadt waren wie ein Gitternetz angelegt, in dessen Mitte sich eine alte Basilika mit dicken Mauern befand. Die Burg des Herrn von Vacluse erhob sich jenseits der Stadt auf einem Felsen. Sie sah imposant und feierlich aus. Marie deutete hinauf.

»Dort lebt mein Vetter Jean. Er ist Sänger. Der Herr de Vacluse hat ihn nur deshalb angestellt, damit er ihm jeden Tag Dichtungen und Lieder vorträgt. Denn der Herr de Vacluse ist ein trauriger Mensch, der aufgeheitert werden muss.«

»Und du glaubst also, wir könnten in der Burg ein paar Tage Unterschlupf finden?«, wollte Uthman wissen.

»Natürlich! Deshalb habe ich euch ja hergeführt. Reiten wir gleich hinauf. Jean ist ein hervorragender Sänger.«

Vor der Burg fiel ihnen ein Wehrturm auf, den Philipp der Schöne kaum zehn Jahre zuvor erbaut hatte. Henri kam schmerzlich zu Bewusstsein, wie kurz es erst her war, dass dieser König den Templerorden vernichtet hatte. Er hatte den Turm im gleichen Jahr errichten lassen, in dem er alle Templer hatte verhaften und einsperren lassen. Der Turm diente als Kopf für eine lange Brücke, die hier über die Rhone führte. Oben auf dem kleinen quadratischen Aufsatz befand sich eine Plattform, von der aus Bewaffnete zu ihnen heruntersahen.

Die Gefährten zogen weiter über einen Hügel und näherten sich dem imposanten Eingangstor der Burg mit seinen runden Flankentürmen. Das Fallgitter im Westturm war hochgezogen, und sie erreichten den Burghof unbehelligt. Er war auffallend groß und beherbergte auch eine kleine Abbaye von Benediktinern. Es war eine wirklich kleine Zelle, die Außenstelle einer größeren Abtei, die der Burgherr angesiedelt hatte, um sich sein Seelenheil zu sichern. Die Ankommenden erblickten ein Steinhaus und eine Kapelle aus Holz, auch der Schlafsaal der wenigen Mönche bestand aus Brettern, die mit Lehm bedeckt waren.

Schon bei ihrem Einreiten ertönten aus einem der hohen Fenster Gesang und Lautenspiel. Marie deutete hinauf. »Jean!«, erklärte sie.

Man saß ab. Stallburschen versorgten die Pferde. Ein alter Haushofmeister in einem Lederschurz trat auf sie zu. Er hatte Marie sofort erkannt, die ihn nun herzlich begrüßte.

»Jean ist oben, nicht wahr?«

»Er singt von morgens bis abends wie ein Vögelchen«, antwortete der Alte. »Aber der Graf hat es auch nötig, er ist zurzeit besonders schlecht gestimmt.«

»Gehen wir hinauf«, sagte Marie.

Der Haushofmeister warf der jungen Frau einen besorgten Blick zu. »Der Graf ist wirklich in ganz schlechter Stimmung«, warnte er.

»Aber ich besuche doch nur Jean«, sagte Marie sanft.

Marie führte die Gefährten eine Außentreppe entlang zum Wohnturm hinauf. Oben schob sie eine schwere Tür auf. Dahinter lag ein dunkler Flur, in dem es muffig roch. Trockene Blätter knirschten unter ihren Füßen, die noch vom letzten Herbst stammen mussten. Der Gesang kam näher. Und dann standen die Freunde vor der Kammer, aus welcher der Gesang erklungen war. Darin befand sich der viel gepriesene Sänger.

»Marie!«

»Jean! Wie schön, deine Stimme zu hören!«

»Und wie herrlich, dich zu sehen! Komm her, schöne Base!«

Sie umarmten sich. Marie stellte ihre Begleiter vor. Jean blickte freundlich, fast ein wenig übermütig. Er war sehr schlank und hoch gewachsen, mit einem Gesicht, in das unzählige Lachfalten eingraviert zu sein schienen. In seiner Kammer befanden sich zahlreiche Musikinstrumente.

Marie erzählte ihrem Vetter von ihrer Absicht, einige Tage in der Burg zu verweilen. Jean hörte aufmerksam zu und sagte:

»Das ginge nur hier, in diesem Flügel, eigentlich sogar nur rund um meine Kammer. Der Graf ist ziemlich übel gelaunt, seit er mit dem Grafen von Vienne im Streit liegt. Der Graf von Vienne beansprucht Land. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es zu einem Krieg kommt.«

»Da sind wir ja am richtigen Ort gelandet!«, meinte Henri mit einem Stoßseufzer.

»Aber bleibt nur hier in meiner Nähe«, sagte Jean. »Ich freue mich, Gesellschaft zu haben.«

»Gabriel von Edinburgh ist auch Sänger!«, erzählte Marie frech und wies auf Henri. »Er hat einen schönen, tragenden Bariton.«

»Aber nein, ich...« Henri wollte nicht als Minnesänger auftreten, aber Jean schnitt ihm das Wort ab.

»In vier Tagen gibt es hier einen Sängewettstreit. Ihr könnt Euch gerne daran beteiligen. Sagt ja, und ich trage Euch in die Liste ein.«

»Ich sage nein. Ich will nicht singen. Ich bin kein...«

»Denk an unsere Tarnung, Henri«, raunte Uthman dem Freund leise ins Ohr.

»Also schön«, sagte Henri nachgebend. »Ich kann es ja versuchen.«

Jean lud sie alle ein, sich hinzusetzen, wofür einige Instrumente und Notenblätter zur Seite geschoben werden mussten. Er klatschte in die Hände und trug einem eintretenden Lakaian auf, Erfrischungen zu bringen.

»An welchen Höfen hast du gesungen, Gabriel von Edinburgh?«, fragte Jean.

Henri beschloss, das Spiel eine Zeit lang mitzuspielen. Bevor er antworten konnte, sagte Sean: »In Edinburgh, in London, in Saint-Albans, in Nantes, in Fontainebleau, in Avignon, in Konstantinopel!«

»Oho! Das ist eine stolze Liste bester Empfehlungen! Ich stelle Euch gerne den bedeutendsten Förderern der schönen Künste in dieser Gegend vor, Gabriel! Vielleicht wollt Ihr mir eine Probe Eures Könnens geben?«

Widerstrebend begann Henri, ein kleines Lied zu singen, das von einem fränkischen Barden stammte. Er hatte es einem Liederbuch entnommen, das er einmal in einer Klosterbibliothek eingesehen hatte. Sean begleitete ihn dazu auf seiner Lochflöte. Als er geendet hatte, applaudierte Jean.

»Nicht schlecht. Jetzt hört mich an!«

Er nahm eine Laute und sang mit der Stimme eines Kastraten. Henri wusste, dass dies eine ganz besondere Kunst war, und er

lauschte dem gefälligen Wohlklang, der an Fürstenhöfen geboren worden und dort seitdem äußerst beliebt war.

Als Jean geendet hatte, applaudierten alle. Und Sean schwärmte: »Wenn ich doch nur so herrlich singen könnte!«

»Meine Spezialität ist das Tagelied, wie ihr es eben hörtet«, erklärte Jean. »Die Gattung mag euch noch unbekannt sein. Es handelt sich um Lieder, die den Trennungsschmerz von Liebenden bei Tagesanbruch besingen.«

»Ach bitte, Henri, sing mir ein solches Lied!«, bat Marie und legte dem Templer die Hand auf den Arm.

»Henri?«, fragte Jean verdutzt, »ich dachte, dein ehrenhafter Begleiter heiße...«

»Das ist nur ein Künstlername, denn dahinter verbirgt sich ein bekannter Adelsname, der unbekannt bleiben soll«, erklärte Sean schnell. »Mehr als den Vornamen dieses Mannes hier werdet Ihr daher auch nicht erfahren.«

»Ein Pseudonym also, na schön!«, meinte Jean. »Nun, wie ist es – Gabriel von Edinburgh? Werdet Ihr der Bitte unserer schönen Marie nachkommen?«

Henri erinnerte sich lebhaft an die erste gemeinsame Nacht mit Marie und an die Melancholie, die ihn am Morgen bei der Trennung befallen hatte. Er dachte kurz nach und sang dann:

*Der bittre Schmerz war ihr Geliebter, als der Morgen kam...
sie tauschte ihn ein gegen den wahren Geliebten...es stiegen
Herzensseufzer auf... Sie trat ans Fenster und begrüßte die
Sonne mit einer Träne...Er indes begrüßte die Geliebte mit
warmen, schönen Worten...*

»Wunderbar!«, rief Jean. »Mich entzücken Eure Phrasierungen! Ihr werdet auf dem Sängerfest Aufmerksamkeit erregen.«

Marie blickte stolz zu Henri hinüber, sagte aber nichts.

Sean holte erneut seine Knochenflöte aus dem Überwurf und begann, eine sehnsuchtsvolle Melodie zu spielen. Es klang wie

der Gesang eines Pirols an einem warmen Sommerabend. Auch dieser Vortrag gefiel Jean. Der Minnesänger erzählte von seiner Arbeit auf der Burg. Er stand ausschließlich im Dienst des Grafen de Vaucluse und durfte also für keinen anderen Herrn singen. Er musste zu jeder Zeit zur Verfügung stehen. Aber der Graf entlohnte in außerordentlich großzügig, und deshalb ertrug Jean diese Art der Leibeigenschaft.

Fürs Erste trennte man sich. Jean ließ ihnen Zimmer rund um seine Kemenate zuweisen, die sämtlich auf den Burghof hinausgingen. Von dort drang der monotone, aber anrührende Gesang der Benediktiner herauf.

In seinem Zimmer überlegte Henri, ob ihm gefiel, was hier zu erwarten war. Sicher, sie würden wohl einige Zeit frei von Verfolgung sein. Aber war es das wert, dass er sich dafür als Sänger von Tage- oder Nachtliedern verdingen musste?

Gut, sagte sich Henri, es ist ja nur für ein paar Tage. Dann brechen wir nach Norden auf. Und mit jeder Meile werde ich wieder in das Ornat meines Ordens hineinwachsen. Wenn wir in der Bretagne ankommen – spätestens dann –, werde ich wieder Henri de Roslin sein. Ich nehme einfach einige Zeit frei von mir selbst, wie ein Gaukler, der in ein buntes Narrenkostüm schlüpft!

Noch waren sie dem Burgherrn nicht begegnet, und auch beim Abendessen blieb er unsichtbar. Allerdings war er auf der Burg anwesend, Jean hatte vor dem Essen für ihn gesungen. Der Graf lebte in diesen Tagen zurückgezogen, um in Ruhe seine Kriegspläne bedenken zu können.

Die Gefährten aßen in der Küche, die für den Trakt zuständig war, in dem Jean lebte. Außer ihnen gesellten sich noch der Kaplan und der Abt der kleinen Abbaye dazu.

Nachdem sie gegessen hatten, stimmte Sean ein melancholisches Liebeslied an. Der Kaplan rümpfte die Nase. Anschließend sang auch Marie. Sie hatte eine ungewöhnlich

schöne Stimme, die auch höchste Tonlagen meistern konnte. Ihr Vortrag brachte sogar Uthman dazu, ein kleines Liedchen zum Besten zu geben. Seine Darbietung, die tief aus der Kehle kam, weckte das Misstrauen der geistlichen Männer.

»Eurem Äußeren nach zu schließen, seid Ihr wohl kein Christ?«, fragte der Abt vorsichtig.

»Sarazene!«, sagte Uthman betont selbstbewusst.

Der Abt zuckte zusammen. Der Kaplan errötete und murmelte: »Die Tage der Unheiligen rücken näher.«

Jean beruhigte alle, indem er zur Laute griff und sanfte Töne anschlug. Wieder sang er eines seiner Tagelieder. Jetzt lauschten die geistlichen Männer mit schiefen Mienen, aber es schien Jean nichts auszumachen. Die beiden Herren nahmen einen tiefen Schluck vom guten Wein. Sean klatschte laut Beifall.

»Tagelieder kannte man schon im alten Ägypten, meine Herren«, erklärte Jean in Richtung von Kaplan und Abt. »Auch im klassischen Griechenland und in Byzanz sang man sie viele Jahrhunderte lang. Bei uns kennt man diese Art des Lieds erst seit etwa hundert Jahren. Sie ist in Arles entstanden und nannte sich damals *Alba* – eine *Alba* der Liebe. Sie wurde jedoch rasch wieder vergessen. Ich habe sie nun wieder ausgegraben und bemühe mich, sie von neuem bekannt zu machen.«

»Welche Themen aus dem menschlichen Leben besingt Ihr außerdem mit dieser Kunst, Jean?«, wollte Henri wissen.

»Reicht Euch die Liebe nicht, Gabriel von Edinburgh?«, fragte Jean spöttisch. »Übt solche Lieder zur Freude Maries. Sie wird es Euch danken.«

»Mir gefallen die Tändeleien des höfischen Minnesangs nicht«, erklärte Henri. »Wahre Liebe, wie das Volk sie lebt, ist dagegen eine wunderbare Sache.«

»Schon immer bot die Gesellschaft der Höfe die Kulisse für die Minne«, verteidigte sich Jean. »Liebende, die tiefe, reine

Gefühle hegen, können doch wohl nur Adelige sein, oder nicht? Die Bildung und das feine Gespür für die Schönheit der Dinge gibt es nur hier. Rittersmann und Frouwe, die zentralen Charaktere der Minnelieder, sind daher immer Mitglieder der höfischen Gesellschaft, und die Szene spielt nicht unter freiem Himmel, bei Schäfern und Hirten, sondern in einer Burg, in der Kemenate der Dame oder im Flügel des Herrn.«

»Wenn Ihr davon singt«, meinte Henri, »klingt es sehr schön, das will ich gerne zugeben. Man vergisst dann schnell das Gekünstelte, das Unechte und Gedrechselte.«

»Ich will diese Lieder so lange fördern, bis man sie überall singt«, sagte Jean noch einmal. »Ich denke mir dafür immer neue Figuren aus. Zum Beispiel den Wächter, der das heimliche Beisammensein der Liebenden bewacht und sie durch seinen Morgenruf weckt. Dadurch wird das Lied auch dramatischer und gefühlvoller, die Seufzer der Liebenden werden unterbrochen durch die Rufe des Wächters – welch eine schöne Szene.«

»Bei solchen Worten wird mir warm ums Herz«, bekannte Marie.

Der Abt blickte sie wohlwollend an. »Nun, Ihr habt sicher ein gutes Herz, junge Frau. Aber Ihr seid – wie ich sehe – nicht verheiratet. Ihr könnt also die Situation der Liebenden am Morgen kaum aus eigener Erfahrung kennen. Ihr wisst nicht, wovon Jean singt, wenn er das feindliche Morgenlicht aus der Perspektive der Liebenden zum Tagesdämon erklärt, der seine Klauen durch die Wolken geschlagen hat – in solchen starken Worten! Ihr kennt nicht die Situation, wenn die Liebenden vor dem anbrechenden Tag noch einmal zueinander kommen und ihr Abschied in eine Hingabe mündet, das gegenseitige Erlauben der Liebe. Ihr könnt davon nichts wissen, nicht wahr?«

Marie errötete leicht. Dann sagte sie mit fester Stimme: »Und doch ist es so, ehrwürdiger Abt! Ich kenne solche Momente durchaus. Gerade vor kurzer Zeit habe ich eine solche, bewegende, große Szene erlebt. Betrachtet mich deshalb nicht als Hexe.«

»Aber ich bitte Euch!« Der Abt schlug ein Kreuz. »Beichtet Eure Sünden, dann wird Euch sofort vergeben!«

»Es sind wirklich außerordentlich kunstvolle Variationen eines Themas«, sinnierte Jean ungerührt weiter. »Auch die Strophenform ist neu, sie variiert einen Grundtypus mit kurzen dreiteiligen Stollen und gewaltig anschwellendem Abgesang.«

»Trotzdem – verzeiht, dass ich Euch unterbreche – glaube ich kaum, dass es dem Grafen gefallen würde, wenn er wüsste, dass sich auf seiner Burg eine Ehebrecherin befindet. Oder eine Jungfrau in Sünde«, warf der Kaplan ein. »Und Ihr, Jean! Singt Lieder zum Lob der Ehemoral, nicht des Ehebruchs!«

»Alles zu seiner Zeit!«, lächelte Jean. »Große Epen wirken nur, wenn vorher von den Jugendsünden gesungen worden ist, meint Ihr nicht? Saulus wird zu Paulus, Maria Magdalena wandelt sich von der Hure zur Heiligen, diese Geschichten kennt selbst ihr Kirchenherren, und ihr wisst um die Wirkung ihrer Wandlungen.«

»Zur Ehrenrettung der Sänger«, meldete sich nun auch Joshua zu Wort, »würde ich sagen, dass sie ihr ganzes Leben in den Dienst einer Dame stellen, und das ist äußerst ehrenhaft. Das sollten wir nicht vergessen. Sie stellen damit durchaus moralische Vorbilder dar. Die Sänger versichern in ihren Liedern immer wieder, dass sie nur eine einzige Frau lieben und ihr auf ewig treu sein wollen. Ich habe dagegen von Kirchenfürsten gehört, die zu ihren Konzilen mit einem Tross von Mätressen anreisen.«

»Aber wovon redet Ihr nur?« Der Kaplan war rot angelaufen. »Das ist ja eine ungeheuerliche Behauptung!«

»Die aber leider zutrifft!«, musste der Abt eingestehen. »Wir Benediktiner haben die Lüsternheit der Kirchenfürsten immer wieder angeprangert. Aber das ist ein anderes Thema.«

»Aber Ihr Herren«, wandte Jean ein, »der Minnesang ist doch höchste Kunst, wie könnt Ihr von etwas so Schnödem sprechen wie dem Ehebruch oder der Lüsternheit von Pfaffen. Die Sprache ist es, nur auf sie kommt es an! Sie muss variantenreich sein und ergreifend, Lautform und Satzbau müssen frei sein von alltäglichen Floskeln, bildhafter und dunkler Ausdruck sind für die Wortwahl des Minneliedes von größter Bedeutung. Das Thema ist doch gar nicht entscheidend!«

»Nun versteigt Ihr Euch in künstlerische Details«, meinte der Abt. »Was geht uns das an?«

»Aber es handelt sich doch auch um Kunst. Der Minnesang ist nichts Alltägliches! Wir müssen Dinge wie die sprachliche Gestaltung unbedingt berücksichtigen, wenn wir über den Minnesang sprechen. Diese Kunst gefällt Euch doch auch. Aber warum tut sie das? Doch nicht zuletzt wegen der trefflichen Verbindung von Sprache und Musik. Wir müssen also unbedingt den Wortschatz des Dichters berücksichtigen, die hervorragende Sprachkunst unserer provenzalischen Sänger. Wenn Ihr das nicht versteht, dann habt Ihr den Minnesang nicht begriffen!«

»Lieder sind keine Glaubensbekenntnisse, da hat er Recht«, sagte Henri, an den Abt gewandt.

»Aber sie müssen doch mit den Lehren der Kirche übereinstimmen«, beharrte der Kaplan.

Jean seufzte. »Eure Gleichgültigkeit gegenüber der künstlerischen Form macht mich krank. Ihr wollt einfach nicht einsehen, dass wir nur deshalb gern Minnelieder hören, weil sie uns vom Alltag ablenken. Sie stellen eine spielerische

Behandlung der Wirklichkeit dar, sie sind nicht die Wirklichkeit.«

»Genau«, pflichtete Sean ihm bei, »es handelt sich um *fictione*, nicht wahr, Herr Jean?«

»Absolut richtig, mein Junge! Und deshalb werden Reim und Vers verwendet! Warum sonst sollte man die Anstrengungen des Dichtens auf sich nehmen, wenn nicht, um etwas anderes zu schaffen als das, was uns täglich umgibt.«

»Und doch sind das Finessen, mein lieber Sänger!«, sagte der Abt. »Die Menschen wollen lautstarke und wirkungsvolle Parolen präsentiert bekommen, und sonst nichts! Über affektierte Poesie lachen sie nur!«

»Oh, Schluss damit! Ich kann es nicht hören! Welche Ignoranz!« Jean war aufgesprungen, er griff nach seiner Laute und begann zu singen. Es war ein kunstvolles Lied voller komplizierter Versschlüsse. Als er geendet hatte, schrie er: »Begreift Ihr? Begreift Ihr das?«

»Ihr seid ein wahrlich überschäumender Dichter, Jean!« Der Abt sah erzürnt aus.

Jean rief: »Vierheber und Fünfheber, darauf kommt es an! Hört Ihr nicht den Unterschied? Es kommt nicht auf die Moral oder Unmoral der Tagelieder an. Weibliche Kadenzen mit zwei Hebungen, darum geht es, verdammt noch mal! Männliche Taktgebung und harte Sprechgeschwindigkeit, das ist wichtig! Es geht um den kunstfertigen Einsatz der Ausdrucksmittel! Das Überspielen der Versgrenze durch den Satzbau! Die Kunst ist das Wichtige – versteht Ihr das denn nicht?«

Henri wollte den Sänger beruhigen. »Für künstlerische Laien sind dies wirklich sehr spezielle Fragen, mein Minnekünstler. Macht es uns nicht zum Vorwurf, wenn wir sie nicht erörtern mögen. Wer dazu berufen ist, der empfindet sicher auch die Feinheiten der Lieder. Ihr könnt es aber nicht erzwingen.«

»Nein, natürlich nicht«, gab Jean zu. »Aber seht, ich bemühe mich in meinen Liedern darum, den Sprecher hervortreten zu lassen. Ich rede an, ich kommentiere, ich stifte Beziehungen, und zwar um der Wirkung des Liedes willen, damit es den Zuhörer anrührt und er die Schönheit unserer Sprache erkennt. Diese beiden Kirchenmänner hier, die mich auffordern, moralischer zu singen, werfen mir nun vor, der Sprecher meiner Lieder sei identisch mit mir, mit Jean, dem Sänger! Das ist doch verrückt! Wenn ich mich auf einen Marktplatz stelle und eine primitive Hetzrede gegen Kirche und König halte, ist das etwas anderes. Dann kann man mich gerne verhaften, und man sollte es auch. Aber nicht wegen eines kunstvollen Liedes, in dem mein Held dies und jenes tut!«

»Wir verstehen, was Ihr meint«, sagte Joshua. »Wenn Gabriel von Edinburgh jetzt anheben würde, von seiner Angebeteten zu singen, und sie hieße in seinem Lied nicht Marie, sondern vielleicht Julia – könnte man ihn dann der Untreue bezichtigen?«

»Ich würde eifersüchtig sein, aber ich würde ihn nicht beschuldigen«, beantwortete Marie die Frage.

Henri ließ diese Gelegenheit, seiner Liebe Worte und dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, nicht ungenutzt. Er hob zu einem Lied an, das Maries Augen immer größer und Jeans Züge immer begeisterter werden ließ.

Ist es gestattet, abzusitzen, mit Eurer freundlichen Erlaubnis, und seid Ihr, Herrin Beata, so gestimmt, dass Ihr mich gerne bei Euch seht... so weicht die Trübsal vor der Freude, war kein Ritter je so glücklich... Noch im Sterben werd' ich sagen: Ihr seid für mich die Allerschönste und Allerbegehrteste gewesen!

Henri sang mit beseelter Stimme. Marie starrte ihn sprachlos an. Jean schnappte nach Luft. Dann sagte er leise:

»Wunderbar gesungen, mein Herr Gabriel. Ich freue mich schon auf das Sängerfest. Ihr habt gute Aussichten zu siegen. Mit dieser Stimme und mit dieser Gabe der Fantasie seid Ihr gegenüber den meisten Mitstreitern im Vorteil.«

»Aber wer ist Beata?«, fragte Marie, sichtbar verstimmt.

»Es gibt sie nicht«, erwiderte Henri lachend. »Das eben ist es ja, was Jean uns zu erklären versuchte. In einem Lied steckt die Wahrheit nur als *fictione*. Ein Sänger erfindet den Inhalt seiner Lieder nur. Er will nur unterhalten, nicht von sich selbst erzählen.«

Marie blickte Henri misstrauisch und unglücklich an.

»Sing uns ein weiteres Liebeslied, damit wir begreifen, was du meinst«, bat Uthman.

»Nein!« Marie schrie auf. »Bitte nicht. Ich will es nicht hören.«

»Singen wir noch ein wenig von anderen Dingen«, meinte Jean. »Und nennen wir keine Namen, so mag sich jeder Zuhörer dabei denken, was er will. So bereiten wir uns auch auf das bevorstehende Sängerfest vor. Dein Ruhm, Gabriel, wird sich weit über die Provence hinaus verbreiten! Und du wirst zu vielen Burgfesten eingeladen werden, um dort zu singen, und die Frauen werden dir zu Füßen liegen.«

»Mir genügt eine Frau, und sie heißt Marie!«, sagte Henri. Aber in den Augen der jungen Frau, die er so sehr begehrte, erblickte er plötzlich einen langsam wachsenden Zweifel.

Sie war gekränkt. Und sie war auf der Hut.

»Schmäht mir die Frauen nicht«, warnte der Kaplan. »Oder es werden die Tage der Unheiligen kommen.« Und er blickte aus dem Fenster zum Himmel auf, als suche er die Fackel des Kometen.

Ende März 1318. Der Raubritter

Es war, als erfülle die Stimme den ganzen Raum. Sie wand ein Band durch das Maßwerk der Fenster hinaus und legte sich um die Spitzen der Sonnenstrahlen, die am hellblauen Firmament durch die Wolken tauchten. Alles war licht, warm und hell, und von dem großen Kometen gab es an diesem Tag keine Spur.

Hingerissen lauschten die Menschen im großen Saal der Burg von Vienne dem wohlklingenden Gesang. Nicht alle, die gekommen waren, hatten Platz gefunden. Viele mussten in den Eingängen zum Palas stehen, ja sogar auf den Fluren, einige reihten sich auch an den Wänden auf, die mit Teppichen und Fellen, Wappen und Schilden geschmückt waren.

Dieser Gabriel von Edinburgh sang wunderbar!

Ich kann von den Damen sagen... was mir meine Augen zeigen... Man findet Unterhaltung dort... die besser ist als anderswo... Sie war so schön, es stand ihr gut... und sie war die reine Seele... das verhalf ihr zu einem hohen Rang... dessen Glanz über das ganze Land erstrahlte...

»Ich wette, er bekommt den ersten Preis!«, flüsterte einer der Richter, die über den Wettbewerb zu entscheiden hatten. »Er hat etwas Einzigartiges, etwas...«

»Ja!«, hauchte eine Dame und schlug ihren Schleier vom Gesicht zurück, um den stattlichen Sänger mit der schlanken, hoch aufragenden Gestalt besser bewundern zu können. »Ja, wahrhaftig. Ein neues und seltenes Talent, mit einer herausragenden Stimme – und von besonderer Gestalt.«

... Ich weiß, dass Damen mit Verstand, sofern sie Liebe und Treue kennen... mir zugestehen müssen... Ich erzählte von Frauen besser, als ich von der einen sang... und dennoch...

Marie beugte sich zu Jean hinüber und fragte verstimmt: »Können wir ihn auffordern, von anderen Dingen zu singen als von Frauen?«

»Ich fürchte, das entscheiden die Preisrichter«, flüsterte Jean. »Aber mir scheint, Gabriel singt gerade von diesem Thema sehr bewegend. Nur auf diesem Gebiet scheint er mit Sicherheit einen Preis zu bekommen. Es sind viele fürstliche Gönnerinnen unter den Zuhörern, ihrem Geschmack müssen wir Rechnung tragen.«

»Müssen wir?«

»Sie zahlen für unsere Arbeit und laden uns ein. Wovon sollten wir Dichter sonst leben?«

»Nun, du hast doch deinen Herrn und Meister!«

»Ich bin eine Ausnahme. Alle anderen Minnesänger, die ich kenne, arbeiten für adlige Damen.«

»Bitte die Richter, von Henri andere Lieder zu verlangen, sei so gut.«

»Na schön«, seufzte Jean. Er beugte sich zur anderen Seite und flüsterte einem der Veranstalter des Sängersfests etwas zu.

Nachdem Henri mit seinem Liebeslied geendet hatte, forderte der Preisrichter von ihm: »Singt von hohem Christentum und edlem Waffendienst, mein Herr von Edinburgh. Wir möchten sehen, ob Ihr auch wandlungsfähig seid und ebenso talentiert, wenn es um solch schwere Themen geht, die ein ganz besonderes Können und umfassende Kenntnisse erfordern!«

Joshua stieß Uthman an. »Jetzt bin ich gespannt, wie unser Henri sich aus der Affäre zieht. Wie will er diese Gegensätze in einer lyrischen Form vereinen?«

»Wenn es ihm gelingt, werden die anwesenden Ritter ihn gewiss zum Sieger küren, denn das dürfte ihnen gefallen, ihre Ideale kennt Henri genau.«

Henri überlegte einen Moment und sammelte sich. Dann holte er weit aus. Sein Vortrag war ein Sprechgesang, in dem er die alten Zeiten beschwor, die von den Tagen der Unheiligen nicht verdunkelt werden können.

Er erzählte von Pilgern im Heiligen Land, von Kranken, die untergebracht werden mussten, von Beratung und geistlicher Führung. Er sang von mutigen Männern, die in Armut, Keuschheit und Gehorsam lebten. Er sang vom Mut solcher Männer, deren christliche Ideale blühten und sich mit dem Dienst an der Waffe verbrüderten. Wie sie beteten und ihre Schwerter gebrauchten. Wie sie die Grenzen schützten. Wie sie die Pflege kranker, frommer und reicher Pilger in den Hospitälern übernahmen. Wie ihre *fraternitas* ein Vorbild für alle Ritter wurde.

»Er erzählt von den Templern!«, flüsterte Joshua Uthman zu.
»Hoffentlich verrät er sich nicht.«

Henri sprach weiter. Und hin und wieder verfiel er in einen schönen Gesang, der den Rhythmus seiner Erzählung umspielte. Sean konnte dabei nicht anders, er setzte die Flöte an die Lippen. Aber er durfte nur tonlos spielen, eine Begleitung war nicht gestattet.

Henri erzählte weiter von den Kriegern Christi und des Himmels. Bei diesen Worten ging ein Raunen durch die Zuhörerschaft. Einige Preisrichter steckten die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander. Das Publikum raunte und tuschelte. Sang dieser großartige Mann etwa von diesen verbotenen Rittern?

Henri erzählte von den vorbildlichen Männern im fernen Land, wie sie im Herzen den wahren Glauben und in den Händen das Schwert hielten. Jemand stieß einen Bravoruf aus.

Ein zweiter folgte. Jemand klatschte. Ein anderer stand auf und legte sich die geballte Faust auf das Herz. Henri erzählte weiter von der Gerechtigkeit und der Schönheit des Kampfes, von Sanftmut und Kühnheit, von den Idealen der himmlischen Heerscharen, die solche Männer in ihre Dienste nahmen, weil sie Werke des Herrn taten. In ihren weißen Umhängen, erzählte Henri –, und an dieser Stelle hob er wieder zu einem einfachen Gesang an und ließ seine Stimme in der tiefen Schweben über seine Worte spielen – in ihren weißen Umhängen und blutroten Kreuzen waren sie beliebt und gefürchtet. Man beschenkte sie reichlich, damit sie ihren christlichen Dienst verrichten konnten. Ihr Ansehen wuchs und wuchs, bald waren sie die Herren im Heiligen Land, und die Unheiligen erzitterten vor ihnen.

»Nun ist es genug, Henri«, knurrte Uthman. »Lass ab davon, allzu sehr für deine Sache zu werben, es verunglimpft dein Lied.«

»Seine Stimme zittert«, flüsterte Sean. »Er erinnert sich mit wahrer Wehmut. Ich kann ihn nur bewundern.«

»Verzeih mir, Sean«, entgegnete Uthman leise, »aber jene Unheiligen, von denen da Henri singt, die bekämpft und getötet wurden, waren meine Brüder. Das vergessen wir besser nicht.«

Der Beifall brandete auf und wollte nicht enden. Jetzt standen die Zuhörer von ihren Hockern und Bänken auf und jubelten Henri zu. Der verneigte sich artig und verließ das Podest und den Saal, wie es die Regeln vorschrieben.

Sean war ebenfalls aufgesprungen und folgte Henri nach draußen. Henri musste sich in eine Kammer zurückziehen und dort warten, bis das Ergebnis des Wettbewerbs verkündet wurde. In benachbarten Kammern saßen schon andere Sänger, deren Vortrag beendet war, und solche, deren Vortrag noch bevorstand.

Noch ein weiterer Mann war aufgesprungen und hatte den Saal verlassen. Er stolperte überhastet über Uthmans Beine und wäre beinahe gestürzt. Aber Uthman fing den kräftigen, bärtigen, wild aussehenden Mann auf. Der blickte ihn unter seinen buschigen Augenbrauen jedoch nur zornig an und verließ schnell den Saal. Sein roter Mantel mit dem Adlerwappen wehte hinter ihm her wie eine Fackel.

Henri saß in seiner karg eingerichteten Kammer und ließ sich von Sean berichten, wie gut ihm der Vortrag gefallen hatte.

»Du hast den Tempelritterorden gemeint, nicht wahr? Ob die anderen es gemerkt haben?«

»Ich weiß es nicht. Sie sollten es merken. Mir war danach, davon zu erzählen. Ich hoffe nur, mein Vortrag war nicht zu kunstlos. Das würde Jean bemängeln.«

»Er war begeistert! Ich habe es ihm angesehen.«

»Aber wie werden die Preisrichter befinden?«

»Es folgen noch fünf weitere Sänger. Dann erst wird man sehen, ob dein Vortrag als Werbung oder als Kunst verstanden wurde.«

»Ich ertappe mich schon dabei«, gab Henri zu, »dass ich mitfiebere! Ich will gewinnen! Kannst du dir das vorstellen, mein Sean? Ein Tempelritter, der wegen seiner schönen Stimme geliebt werden will! Ist das nicht komisch?«

»Aber wieso denn? Du hast doch selbst vom Ideal der geistlichen Ritter erzählt, dass sie Gegensätze miteinander zu vereinen suchten. Möglichst große Gegensätze, die sich bei verengten Geistern ausschließen. Rittergefühl und Sinn für Musik, Kampf und Kunst – welch große Gegensätze!«

»Mein Knappe überrascht mich jeden Tag«, sagte Henri.

»Ich bleibe bei dir, bis der Wettbewerb entschieden ist, Herr Henri! Die anderen Sänger interessieren mich nicht. Ich habe den besten Sänger schon gehört!«

»Gemach, Sean. Du bist voreingenommen. Gehe wieder in den Saal und berichte mir dann, wovon die anderen Sänger singen. Und wie sie es anstellen. Ich kann davon nur lernen.«

»Wenn du darauf bestehst!?!«

»Ja. Mach schon.«

Sean erhob sich ein wenig enttäuscht.

Im gleichen Moment war von draußen ein Poltern zu hören. Die niedrige Tür zu der halbdunklen Kammer wurde aufgerissen. Ein Fremder trat ungestüm ein und stürmte auf sie zu.

Ritter Merveille vom Chateau d'Eglise war ein unsteter Mensch. Mit seinem wilden Temperament hatte er schon Dinge getan, die er später zu bereuen hatte. Aber er war der schönen Kunst verfallen, vor allem Minnelieder berührten ihn so tief, dass er gleichzeitig weinen und mit dem Schwert um sich hauen wollte.

Oft hatte er seinem Lieblingssänger Kyot d'Arles gelauscht, den er sehr bewunderte. Aber seit Kyot wie vom Erdboden verschwunden war und niemand wusste, was mit ihm geschehen war, suchte er nach anderen Sängern, die er verehren konnte. Voller Unrast zog er von Sängerfest zu Sängerfest. Die Sänger, die dort auftraten, kannte er nicht, er sah nur, wie andere ihnen zujubelten und mit ihnen umgingen, als seien sie das Eigentum der Menge. Das gefiel ihm nicht, diese Sänger, die guten zumindest, sollten für ihn singen, zu seinem alleinigen Vergnügen. Bald schon gelang es ihm auch, genau dies einzurichten. Denn er zahlte über die Maßen gut. Und er besaß andere Mittel, um sie gefügig zu machen. Ritter Merveille hatte feste Vorlieben. Und er wurde zornig, wenn er die von ihm gewünschten Lieder nicht zu hören bekam. Er war der schönen Kunst des Minnesanges verfallen.

Als er aus dem Palas stürmte, rauschte es in seinem Kopf. Dieser Sänger da war ein Gott! Ja, so empfand er es. Ein Gott! Er verkörperte alles, was sich der Ritter erträumte. Ein schöner Mann, ein Sänger, ein Kämpfer! Ritter Merveille versuchte, sich mit ihm zu vergleichen. Wie sah er sich selbst? Stattlich, das auf jeden Fall. Ein gefürchteter Kämpfer vor dem Herrn. Wild und leidenschaftlich. Aber ein Sänger? Das leider nicht. Seine Stimme war rau und brüchig, er war nicht in der Lage, eine einzige Melodie zu singen. Das wusste er.

Er brauchte eine neue Stimme! Er brauchte einen Sänger, der seine Mängel wettmachte! Diesen seinen einzigen Mangel konnte dieser neue Sänger, dieser Gabriel von Edinburgh, wettmachen.

Der Ritter lief dem Knappen hinterher. Als dieser in der Kammer des Sängers verschwunden war, verschnaufte Merveille kurz. Sorgsam legte er seinen flammendroten Mantel um seine kräftige Gestalt, um sein mächtiges Schwert zu verdecken. Er überlegte, ob er es wagen sollte. Immerhin verletzte er die Regeln des Wettbewerbs.

Aber das tat er auch gewiss nicht zum ersten Mal. Warum also nicht auch jetzt?

Ritter Merveille trat ans Fenster und machte seine Reiterknechte auf sich aufmerksam. Er bedeutete ihnen, die Pferde bereitzuhalten und den Wagen anzuspinnen, gleichzeitig winkte er seinen Knappen herauf. Dann wartete er. Als der Knappe kam – ein Kerl wie ein Baum, dem ein dümmliches Grinsen ins Gesicht eingemeißelt war –, schob ihn der Ritter vor sich her.

»Diese Tür!«, sagte er. »Aufbrechen! Reinstürmen! Die beiden Kerle darin niederschlagen. Und dann nichts wie weg.«

Der Knappe nickte wortlos. Er stellte sich vor die Tür und horchte kurz auf die Stimmen, die aus der dahinter liegenden Kammer zu hören waren. Dann stieß er die niedrige Bohlentür

auf, trat mit zwei weit ausholenden Schritten hindurch und schlug den beiden Männern, die in der Kammer saßen, die Fäuste auf den Kopf. Diese Fäuste glichen kräftigen Hämmern. Henri und Sean hatten keine Gelegenheit, sich zu wehren. Schon beim ersten Schlag taumelten sie und brachen zusammen. Dennoch schlug der Angreifer noch einmal zu und schließlich noch ein letztes Mal – nur zur Sicherheit.

Da fiel Merveille ihm in den Arm. »Du tötest sie ja noch, du Tölpel! Sie sollen aber nur bewusstlos sein, verstanden? Ich leg sie dir über die Schulter, und dann weg hier.«

Der Knappe gehorchte. Als Henri und Sean auf seinen Schultern lagen, torkelte er leicht, aber es gelang ihm, die beiden aus der Burg zu tragen. Merveille zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass er unbemerkt entkommen würde. Er war es gewohnt, zu handeln, wie er es für richtig hielt. Dies hier war nicht sein erster Menschenraub. Er nahm sich, was er brauchte.

Er stürmte voraus, die Turmtreppe hinab. Es ging über einhundert Stufen im Kreis hinunter. An der Hintertür stand inzwischen der Wagen. Der Knappe legte die beiden reglosen Leiber hinein, und ein Knecht deckte sie mit einem großen, groben Leintuch ab. Merveille sah sich um. Niemand hatte etwas bemerkt. Er sah zu den vielen Fenstern des Prunksaals hinauf, niemand zeigte sich. Merveille war zufrieden. Aber nicht zu sehr, denn für ihn war es selbstverständlich, dass seine Vorhaben gelangen.

Der Ritter bestieg sein Pferd und ließ es einmal im Kreis reiten. Der Wagen war bereit. »Hoh!«, rief der Ritter und gab seinem Ross die Hacken. Polternd setzte sich der kleine Tross seiner Getreuen in Bewegung. Hinter ihm fiel das Fallgitter des Torturms rasselnd in die Halterungen hinab.

Joshua und Uthman lauschten gebannt dem nächsten Sänger. Es war ein Aquitanier von der Westküste, er sang von Helden, die die ihnen gestellten Aufgaben nicht lösen konnten und in einen Bann geschlagen wurden. Die Stimme des Sängers war schön und tragend, aber seine Texte wenig einfallsreich. Dennoch trug er seine Lieder überzeugend vor.

»Henri ist trotzdem besser«, sagte Uthman. »Er hat mehr Gefühl in seinen Liedern.«

»Wo ist übrigens Sean geblieben?«, wollte Joshua wissen. »Ob er Henri in seiner Kammer Gesellschaft leistet?«

»So wird es sein. Lauschen wir dem nächsten Vortrag.«

Diesmal sang der Minnesänger von Tod und Verklärung. Der Tod riss ein junges Eheglück auseinander, besonders schmerzlich traf es die Dame, in deren Dienst der Mann umkam, der sie nur im Geiste umschwärmte. Sie verzweifelte und lebte fortan zurückgezogen und einsam. Die Ehefrau brachte sich um.

»Auch das war nicht schlecht. Aber es ist zu auffällig auf Wirkung hin ausgelegt«, meinte Uthman. »Es will die Gefühle der Zuhörer erzwingen. Ich bevorzuge Lieder, die mir die Wahl meiner Gefühle selbst überlassen. Bei diesem ist das nicht möglich, deshalb...«

»Sean kommt gar nicht zurück. Findest du das nicht seltsam? Henri hätte ihn sicher längst zurückgeschickt, damit er von den Vorträgen der Mitstreiter lernen kann. Sollen wir nicht mal nachsehen?«

»Ach was. Sean kommt sicher gleich wieder.«

»Ich weiß nicht, mich beschleicht ein ungutes Gefühl«, sagte Joshua. »Ich will nicht mehr warten.«

»Warte ab. Bis zum Ende dieses Vortrags dauert es nicht mehr lange, Joshua. Wir haben Zeit.«

Henri erwachte, als sein Kopf gegen einen Sparren schlug. Der Boden unter ihm bebte. Dann begriff er, dass er gefesselt in einem Karren lag. Neben ihm stöhnte Sean. Schlagartig erinnerte sich Henri an das, was geschehen war.

Er zerrte wütend an seinen Fesseln. Aber sie waren fest geschnürt. Henri versuchte ruhig zu bleiben. Was konnte er tun? Wer waren die Männer, die sie überfallen hatten? Er hatte sie einen Augenblick lang gesehen, bevor es um ihn herum dunkel geworden war, aber er kannte sie nicht. Was hatten sie mit ihm und seinem Knappen vor?

Der Wagen holperte über die unebenen Straßen. Henri konnte keinen Blick nach draußen erhaschen. Nur hin und wieder hörte er Stimmen, eine krächzende, tiefe und eine plumpe, einfältige. Dann sagte ein Dritter, wahrscheinlich der Kutscher, etwas von müden Pferden.

Henri wälzte sich auf die Seite. »Sean! Kannst du mich hören? Du musst aufwachen, Sean.«

Der Junge rührte sich nicht. Henri bemühte sich, so nahe wie möglich an Sean heranzukommen. Dann gelang es ihm, den Jungen mit seiner Stirn anzustupsen. Davon wachte Sean tatsächlich auf. Verwirrt fuhr er hoch und sank sogleich mit schmerzverzerrtem Gesicht wieder zusammen.

»Wo sind wir?«, fragte er mit schwacher Stimme.

Henri erklärte ihm die Lage.

»Was will man von uns?«

»Ich weiß es nicht. Wir werden es aber sicher bald erfahren, denn ich habe den Eindruck, wir sind am Ziel.«

Der Wagen hielt. Einige grobe Kommandos wurden gebrüllt. Dann setzte sich der Wagen wieder in Bewegung. Jetzt polterte er über einen groben Steinboden, über einen Boden, wie es ihn Henris Erfahrung nach in einem Burginnenhof geben konnte.

Als Chateau d'Eglise in Sicht kam, konnte Merveille seine Erregung bis in die Fingerspitzen spüren. Es war spät am Nachmittag. Die Burg von Vienne lag einen halben Tagesritt entfernt im Süden, seine Spuren würde niemand verfolgen. Vielleicht bemerkte man erst jetzt, dass der Minnesänger mitsamt seinem Knappen verschwunden war. Doch das war einerlei. Sobald er die Burg erreicht hatte, würden sich die Fallgitter unwiderruflich hinter ihm schließen. Wer den Sänger und seinen Jungen holen wollte, musste ihn schon belagern.

Merveille fühlte sich wie nach einem großen Sieg. Seine Brust war geschwellt, er atmete heftig. In Kürze würde er dem Sänger und seinem Knappen die Instrumente zeigen.

Als sie das Chateau erreicht hatten, ließ Merveille sein Pferd austraben. Er wandte sich um. Hinter ihm rappelte der Wagen, in dem die gut gefesselten Gefangenen lagen. Als der kleine Treck durch Eglise gekommen war, das Dorf, das zu Merveilles Lehen gehörte, waren sie an ein paar Bauern vorbeigekommen. Die ärmlich gekleideten Landarbeiter hatten sich vor ihrem Herrn nur leicht geduckt, eine richtige Verbeugung hatten sie nicht zustande gebracht. Merveille ging durch den Kopf, dass er die Dorfbewohner bei Gelegenheit einmal züchtigen musste, sie sollten ihrem Lehnsherrn gefälligst mit dem gebührenden Respekt entgegentreten. Aber das hatte erst einmal Zeit. Jetzt hieß es, schnell in die Gemächer zu kommen.

Wolken waren aufgezogen, sie berührten fast die hohen Spitzen des Chateaus, auf dessen Zinnen Wachen patrouillierten, als befände sich die Festung in Feindesland. Der Ritter preschte im vollen Galopp über die Zugbrücke, im Innenhof sprang er vom Pferd und wartete ungeduldig auf den Wagen und die Begleitung.

»Los, los!«, schrie er. »Wird's bald! Oder soll ich euch Beine machen?«

Der Wagen hielt. Merveille trat heran und lüftete das über die Gefangenen gebreitete Leintuch. Die beiden Gefangenen waren bei Bewusstsein und starrten ihn mit weißen Gesichtern an. Hervorragend, dachte Merveille, es klappt doch immer.

»Raus mit ihnen aus dem Wagen und ab ins Verlies!«, herrschte der Ritter die Lakaien an. Er ging voraus. Sie durchquerten einen ausgedehnten Flügel, dann ging es treppab. Anschließend verlief der Weg durch Gänge, die nur spärlich von Kienspanfackeln beleuchtet waren, in einer Nische duckten sich zwei halb nackte Männer mit Lederschürzen. Der Ritter ließ von einem Bediensteten, der an einem Tisch wartete, einen vergitterten Raum aufschließen. Eigenhändig stieß er seine beiden Gefangenen hinein.

Knarrend schloss sich die Bohlentür und schlug schließlich ins Schloss. Ein eiserner Schlüssel verriegelte sie. Merveille schaute durch das Türgitter und rief höhnisch:

»Herzlich willkommen auf Schloss Goldkehlchen!«

Er wies den Wächter an, die Fackeln zu löschen. Dann ging er lachend davon.

Marie konnte ihre Unruhe nicht mehr zügeln. Sie stieß den neben ihr sitzenden Vetter an. »Wo sind Henri und Sean?«

Überrascht blickte Jean durch die Reihe. Er hatte ihr Verschwinden nicht bemerkt. »Sie sind nicht da!«

»Ich weiß«, entgegnete Marie ungeduldig. »Aber wo sind sie?«

»Nun, Henri wird in seiner Kammer auf das Urteil der Juroren warten, und der Junge...« Jean beugte sich wieder vor, »... ist vielleicht auf dem *Lokus secretus*, was weiß ich.«

Marie gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. Sie hatte bemerkt, dass Sean schon seit längerem verschwunden war. Plötzlich sah sie, dass Uthman und Joshua aufstanden und den

Raum verließen. Sie werden nachschauen, wo ihre beiden Freunde sind, beruhigte sie sich. Da sie aber nicht stillsitzen konnte, beschloss sie, ihnen zu folgen. Einige Zuhörer murrten unwillig, als sie durch die Reihen ging. Als sie endlich den freien Gang vor sich hatte, musste sie laufen, um die beiden Freunde einzuholen. Wie sie fürchteten auch diese, dass etwas Schlimmes geschehen war.

Als sie die Kammer erreichten und sahen, dass die Tür nicht nur offen stand, sondern offensichtlich auch aufgebrochen worden war, wurde ihre Ahnung zur Gewissheit. Uthman rannte sofort über die Wendeltreppe in den Hof hinunter. Unten fragte er den Stallmeister, ob er in der letzten Zeit jemanden im Hof gesehen habe und wer bereits abgereist sei.

»Bislang ist nur Ritter Merveille von Chateau d'Eglise abgefahren. Ansonsten war seit heute Morgen auch niemand mehr im Hof.«

»Wer hat den Ritter begleitet?«

»Seine Knechte. Und zwei kranke Männer, die getragen werden mussten.«

»Verflucht!«, fauchte Uthman. »Warum hast du sie nicht aufgehalten?«

»Wieso?«, fragte der Stallknecht verdutzt. »Was ist denn geschehen? Ich habe kein Recht dazu, die Gäste meines Herrn aufzuhalten, wenn sie abreisen wollen. Ich...«

»Schon gut. Wo ist das Chateau!«

Der Stallmeister beschrieb ihm den Weg. Drei Stunden würde er nach Norden reiten müssen. Eglise läge an der Handelsstraße nach Saint-Laurent, aber noch weit vor Lyon.

Uthman brüllte unbeherrscht nach oben, wo Joshua und Marie am Fenster standen. »Sie sind von einem Ritter entführt worden! Weiß der Satan, weshalb! Wir müssen sofort hinterher!«

Joshua spurtete gleich darauf die Wendeltreppe hinunter. Marie versuchte, ihm zu folgen. Erst auf dem Hof holte sie ihn ein.

»Du bleibst hier!«, befahl Uthman. »Wir müssen zureiten.«

»Ich kann so schnell reiten wie keiner von euch. Ich komme mit!«

Den Gefährten gelang es nicht, Marie von ihrem Vorhaben abzubringen. Also ließen sie drei Pferde satteln. Anschließend preschten sie, tief über die Kruppen ihrer Rösser gebeugt, über den Hof und durch das Tor, dessen Fallgitter hastig aufgezogen worden war. Vor ihnen lag ein langer Weg.

Henri und Sean versuchten, sich zurechtzufinden. Sie tasteten in dem dunklen Verlies herum. Hier drinnen war es nass und kalt. Manchmal ertasteten sie etwas Feuchtes, das unter ihren Händen fortglitt. Dann krabbelte etwas über ihre Arme. Sean ekelte sich unsäglich. Die fugenlosen Wände maßen etwa sechs mal sechs Meter, es gab keine Nischen und natürlich kein Fenster. Schließlich gaben sie die Suche auf. Von draußen war nichts zu hören, und hinter der Eingangstür schien niemand Wache zu halten.

»Was hat er mit uns vor?«, fragte Sean mit zitternder Stimme.

»Das würde ich auch gerne wissen, mein Sean, aber wir dürfen keine Angst haben. Wir wehren uns, so gut wir können.«

»Ob Joshua und Uthman uns suchen werden?«

»Davon bin ich überzeugt. Auf unsere Freunde können wir uns verlassen. Das haben sie schon oft bewiesen. Damals, als ich im Donjon von Fontainebleau saß...«

»Still!«

Henri und Sean hörten ein Kratzen vor der Tür. Oder war es eher ein Schaben oder ein Rutschen? Es konnten Schritte sein, die näher kamen. Oder entfernten sie sich? Dann sahen sie plötzlich einen Lichtschein und hörten eine Stimme.

»Macht es euch gemütlich!«, rief jemand von draußen. »Ihr werdet so lange da drin bleiben, bis euch das Fleisch am lebendigen Leib verfault. Es sei denn... Nun ja, eventuell gibt es für euch eine Möglichkeit, freizukommen. Ich könnte unter Umständen mit mir reden lassen.«

»Bitte, Herr!«, rief Sean. »Lasst mit Euch reden! Was haben wir Euch getan, dass Ihr so zornig auf uns seid? Was wollt Ihr von uns?«

»Das werdet ihr schon noch herausfinden, mein Kleiner«, krächzte die Stimme von draußen. »In Kürze kommen meine Knechte. Sie werden euch etwas mitbringen. Wenn ihr seht, was es ist, werdet ihr sicher von selbst darauf kommen, worum es mir geht.«

»Herr!«, rief Sean, »holt uns hier raus – ich bitte Euch!«

»Sei still, Sean!«, sagte Henri leise. »Er weidet sich an deiner Angst, merkst du das nicht?«

»So ist es richtig, schont Eure schöne Singstimme! Und passt auf, dass sie nicht bald für immer verklingt!« Erneut erklang von draußen ein grobes Lachen, das sich, ebenso wie der flauere Lichtschein, der Sean und Henri ein wenig Hoffnung gemacht hatte, allmählich in den Gängen des Verlieses verlor.

»Was ist das nur für ein Ungeheuer? Kannst du dir vorstellen, wer das sein könnte, Herr Henri?«

»Wir wissen nicht, wie lange wir gefahren sind, also können wir auch nicht errechnen, wo wir uns ungefähr befinden könnten. Diesen verrückten Ritter, der uns hier gefangen hält und auf dessen Burg wir offensichtlich sind, kenne ich auch nicht. Sein Wappen – den Adler auf rotem Grund – habe ich noch nie gesehen. Ich schlage vor, wir versuchen, uns zu

beruhigen. Joshua und Uthman sind uns gewiss schon auf der Spur. Sie werden uns finden.«

Die Dunkelheit legte sich schwer auf Seans Gemüt. Die Kälte kroch in seine Glieder. Auf seinen Händen spürte er, wie sich etwas bewegte. Er schrie kurz auf. Dann begann er zu schluchzen. Er versuchte, sich zu beherrschen, schließlich war er der Knappe von Henri de Roslin. Aber es gelang ihm nicht.

Merveille verzog das Gesicht zu einer Grimasse der tyrannischen Zufriedenheit. Endlich konnte er wieder einmal zeigen, wer er war. Als Spross einer hochherrschaftlichen Familie hatte man sich seinem Willen zu beugen. Sein Vater hatte schließlich an den letzten Schlachten im Outremer teilgenommen! Damit hatte zweifellos auch er sich Hochachtung und Respekt verdient.

Der Ritter durchschritt sein Gemach mit schweren Schritten. Seine Gespielinnen hatte er in ihre Kemenaten geschickt. Der Wein im Becher seiner linken Hand, dem er wie immer gerne und ausgiebig zusprach, schimmerte blutrot. Die Farbe erinnerte ihn daran, wie viele Menschen ihn inzwischen fürchteten. Diese Furcht war ihm wichtig, denn sie zwang die Menschen dazu, ihm den gebotenen Respekt entgegenzubringen. Auch auf den Turnierplätzen hatte er sich diesen Respekt erworben. Vor Vollendung seines dreißigsten Lebensjahrs hatte er bereits gegen dreißig Ritter gekämpft, er erinnerte sich genau an den allerersten und den bisher letzten dieser Kämpfe. Nur ein einziges Mal hatte er verloren, aber diese Niederlage war belanglos. Viel wichtiger waren seine zahlreichen Siege. In den Turnierschranken hatte er vor dem König von Kastilien und Portugal gekämpft. Bei einem Turnier vor dem französischen König hatte er gar die Zeichen der Herzogin von Kalabrien und jener von Orleans, den Wimpel

der einen und den Handschuh der anderen, an seinem Helm getragen. Und man hatte ihn ehrfürchtig angesehen, mehr noch, man hatte ihn gefürchtet.

Liebe war etwas für Schwächlinge, er brauchte sie nicht. Courtoisie und Courage waren seine Lieblingsworte.

Er, Merveille d'Eglise, war Ritter des Goldenen Vlieses, aber er wusste schon seit längerem nicht mehr, ob er sich darüber freuen sollte. All diese Tugenden und Moralvorstellungen, denen man sich als Ritter beugen sollte – ebenso wie die Liebe –, waren doch nur dazu da, aus Kämpfern Schwächlinge zu machen. Er sah überhaupt nicht ein, diese Vorschriften zu befolgen. Er, dessen Stärke noch niemals gebrochen wurde. Nur ein einziges Mal war sein Aufstieg gebremst worden, als ihn bei der Belagerung von Avignon ein schwerer Stein an der Stirn getroffen hatte. Aber von diesem Schlag hatte er sich rasch wieder erholt. Seitdem war seine Wut riesengroß. Und mit jedem Tag, an dem man ihm nicht die gebührende Achtung für seine ritterliche Leistung entgegenbrachte, wurde sie größer. Um die zunehmende Respektlosigkeit unter seinen Untertanen einzudämmen, hatte er eine freie Söldnerkompanie ins Leben gerufen, die aus einem Haufen dummer, aber kampfbereiter Männer bestand. Durch sie war er unantastbar.

Merveille dachte an seine beiden Gefangenen unten im Verlies. Es schüttelte ihn, wenn er an die vielen Maden dachte, die in ihrer Zelle an den Wänden hingen. Aber es war nötig, die beiden dort unten einzusperren, sonst würden sie niemals für ihn musizieren.

Der Ritter musste sich ablenken. Immer wieder dachte er an den Kerker. Direkt nebenan befand sich seine Folterkammer, dort warteten Becken mit glühenden Kohlen, Streckbänke, Zangen und Knochenhämmer auf widerspenstige Zeitgenossen.

Bevor ihn das Entsetzen übermannte, dachte er an seine Herausforderung für das letzte Turnier. Mit solchen Bildern konnte er sich immer ablenken.

Das Turnier hatte auf der Insel Saint-Laurent bei Chalon stattgefunden. Dort war ein Pavillon errichtet worden, mit dem Bildnis der Heiligen Jungfrau auf dem Dach. Davor hatten sie ein Mädchen in einem mit Tränen gemusterten Gewand und mit schulterlangen, wallenden Haaren platziert. Sie führte ein Einhorn, um dessen Hals drei Schilde hingen, auch sie mit Tränenmustern belegt und in verschiedenen Farben gehalten, Weiß, Violett und Schwarz. Die Herausforderer mussten den weißen Schild berühren, wenn sie mit der Axt kämpfen wollten, den violetten, wenn sie den Schwertkampf bevorzugten und den schwarzen, wenn ihnen fünfundzwanzig Stechen mit der Lanze lieber waren. Sein Gegner hatte die Axt gewählt. Merveille schauderte noch immer, wenn er daran dachte. Die Axt war ein furchtbares Instrument, er hasste sie. Er konnte schlecht mit dieser Waffe umgehen, und immer wieder sah er die klaffenden Wunden vor sich, die sie hinterlassen konnte.

Es war der einzige Kampf gewesen, den er verloren hatte. Aber wie durch ein Wunder blieb er nur leicht verletzt. Ein Jahr lang musste er daraufhin als Buße ein goldenes Armband tragen, dann kam eine Dame und schloss das Armband auf, dieselbe Dame, die ihm das Band zuvor angelegt hatte. Er hatte sie getötet, nachdem sie das grausige Mal von ihm genommen hatte. Das war eine durchaus gerechte Strafe gewesen, man konnte ihn vielleicht töten, in einem stolzen Kampf, Mann gegen Mann, aber keine Frau hatte das Recht, ihn an den Pranger zu stellen.

Merveille trank noch einen Krug von dem dunklen Wein. Der Kampf ist das Einzige, dem sich ein Ritter widmen sollte, dachte er. Er erinnerte sich an eine Wegkreuzung in seiner

Heimat, an der eine kleine Kapelle stand, die er immer aufgesucht hatte, bevor er sich einem Zweikampf stellte. Jedes Mal hatte er dort zu Gott gebetet, während er auf den Mann wartete, mit dem er kämpfen wollte. Oft hatte er an dieser Wegkreuzung gestanden und seinen Gegner herbeigesehnt oder herbeigeflücht. Und jedes Mal war es ihm gelungen, einen zu verhexen, mit dem er sich hatte messen wollen.

Doch genug der Erinnerungen, ermahnte er sich. Jetzt musste er sich beherrschen. Er brauchte einen klaren Kopf. Seine beiden Gefangenen waren keine kleinen Fische, das ahnte er. Entweder er schaffte sie. Oder sie schafften ihn.

Die Sonne berührte bereits die Wipfel der Bäume, als Joshua und Uthman ihre Reittiere in Maries Spur lenkten, die nach Westen abgebogen war. Kurz darauf tauchte das Chateau d'Eglise auf. Es war hoch oben auf einem Bergsporn gelegen und wirkte wie ein Adlernest. Seine Umrisse zeichneten sich deutlich gegen die untergehende Sonne ab.

»Schwarz und abweisend«, murmelte Marie. »Wie sollen wir dort ungesehen hineinkommen?«

»Wer sagt, dass wir ungesehen sein wollen?« Uthman inspizierte die Burg, während sein Pferd unruhig tänzelte.

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, dass wir mit einem offenen Angriff die besten Chancen haben, eben weil wir uns keinen geheimen Zugang verschaffen können. Das Wichtigste ist, unsere Gefährten zu befreien. Wenn wir erst einmal drin sind, fällt uns schon ein, wie wir am besten vorgehen. Sollte der Sturm misslingen, gehen wir eben alle zugrunde. Das ist besser, als zuzusehen, wie Henri und Sean auf dieser Burg versauern.«

Marie sagte: »Ich könnte vorausgehen. Ich bin nicht gerade hässlich. Wenn der Herr dieses Chateaus ein Ritter ist, werde

ich bei ihm sicher einiges erreichen können. Ich würde mich ihm auch hingeben, wenn Henri dadurch freikommt.«

»Das wäre ein zu hoher Preis, schöne Marie!«, sagte Uthman.
»Nein, wir werden die Freunde auf unsere Art befreien, das ist Männersache!«

»Ja – aber wie? Hast du schon einen Plan?«, wollte Joshua wissen.

»Noch nicht, aber lass mich nachdenken. Mir wird schon etwas einfallen.«

Als man Henri holte, wollte Sean nicht allein zurückbleiben. In panischer Angst versuchte er, aus dem Kerker zu fliehen. Aber die Wachmänner hatten keine Mühe, ihn zu packen und in das Verlies zurückzustoßen. Henri hörte Seans Wimmern hinter der geschlossenen Kerkertür noch, als man ihn bereits die Treppe hinaufführte. Mit jedem Schritt, den er machte, wurde sein Zorn größer. Dieser Raubritter war verrückt, aber seine Tat sollte nicht ungestraft bleiben.

Merveille empfing ihn in Gesellschaft einiger Gäste. Offenbar war er betrunken, denn sein Gesicht war gerötet und seine Gesten fahrig. Mit schwerer Zunge sagte er: »Da ist ja endlich mein kostbares Vögelchen! Von nun an wirst du nur noch für mich singen, hast du verstanden? Los, fang gleich an! Sing uns etwas vor!«

»Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, ich singe für Euch, während Ihr meinen Knappen gefangen haltet, Ritter.«

»Red' nicht, sondern fang' an, verdammt noch mal!«

Die Anwesenden starrten Henri an. Die meisten Gäste waren Geharnischte mit wüsten Gesichtern, die maßlos aus großen Krügen tranken. Aber Henri sah auch Frauen mit bleichen Gesichtern und gleichgültigen Blicken, schöne Frauen, deren

Stellung in der Burg ihm rätselhaft war. Auch ein Priester war unter den Anwesenden, der Henri verzweifelt anblickte.

»Ich verlange von Euch, dass Ihr meinen Gefährten unverzüglich aus dem Loch holt, Ritter! Erst, wenn er hier neben mir steht, sprechen wir über das, was Ihr von mir verlangt.«

»Das sehe ich anders, Sänger. Ihr habt in Vienne, bei diesem Vacluse, wie ein Goldkehlchen gesungen. Aber Kehlen kann man durchschneiden, und scharfe Klingen gibt es hier reichlich. Also nehmt Euren Schnabel nicht zu voll, sonst habt Ihr zum letzten Mal gezwitschert!«

Einige Männer lachten dröhnend, sie hoben ihre Krüge und Humpen und stießen auf Merveilles Wohl an.

»Los doch!«, brüllte einer in einem lila Waffenrock. »Du musst ja ein ganz besonderes Vögelchen sein.«

Henri schüttelte die Wächter ab, die seine Arme umklammerten, und machte seelenruhig ein paar Schritte auf Merveille zu. Sofort schreckten die Geharnischten aus ihrer lockeren Haltung auf, sie beugten sich nach vorn, stellten ihre Humpen ab und ließen die Hände zu ihren Schwertgriffen gleiten.

»Mein Gefährte wird freigelassen, und zwar sofort!«, sagte Henri mit seiner kräftigen, wohltönenden Stimme, die keine Erregung verriet. »Ansonsten zeige ich Euch, was es heißt, einen Tempelritter gefangen zu nehmen!«

»Er droht mir!«, brüllte der Ritter und lachte dabei laut. »Habt ihr das gehört? Und nicht nur das, ein Tempelritter will er sein!«

»Die singen besonders gut, wenn man sie foltert!«, schrie ein Bewaffneter. Die anderen lachten dröhnend. »Als Söldner des Königs habe ich auf diesem Gebiet gewisse Erfahrungen sammeln können!«

»Was ist nun, Ritter?«, fragte Henri, der auf den offenen Hohn der Geharnischten nicht einging. »Entscheidet Euch! Mein Knappe! Oder Ihr hört keinen einzigen Ton.«

Der Ritter erhob sich schwerfällig und trat dicht vor Henri, bis dieser seinen fauligen Atem spürte. »Du wirst singen!«, sagte er nur. Dann gab er zwei seiner Männer ein Zeichen. Sie sprangen auf und stürzten aus dem Saal. »Achtet darauf, dass wir hier oben alles mitbekommen!«, rief er ihnen hinterher, und dann stieß er wieder sein grausiges Lachen aus.

Henri ahnte, was der Ritter vorhatte, aber er wollte nicht glauben, dass er es wirklich wagte. Doch schon bald, nachdem die letzten Schritte der beiden Männer verklungen waren, hatte er Gewissheit.

»Wohin des Wegs? Gehört ihr auch zu den Söldnern von Ritter Merveille?«, fragte der Reiter, der ihnen auf der letzten Strecke vor der Burg entgegenkam.

Uthman hatte Joshua und Marie ein Zeichen gegeben, sich im Hintergrund zu halten, als er das ferne Hufgetrappel vernahm. Er wollte sich allein um den Fremden kümmern. Zum Ausweichen war es zu spät gewesen. Auf die Frage des Reiters reagierte er blitzschnell. Alles auf eine Karte setzend, entgegnete er: »Das sind wir. Aber wir sind spät dran. Die anderen sind sicher schon vollzählig versammelt, nicht wahr?«

»In der Tat«, erwiderte der Reiter. »Ihr solltet Euch beeilen. Ihr wisst sicher zu gut, wie zornig Ritter Merveille werden kann, wenn man ihn warten lässt.«

»Da habt Ihr Recht, aber noch einmal vielen Dank für die Warnung«, rief Uthman dem Fremden über die Schulter zu, als er bereits weitertrabte. Er hatte Joshua und Marie mit einem verdeckten Handzeichen zu verstehen gegeben, dass auch sie Eile vortäuschen sollten.

Die Freunde hofften, dass ihre kleine Gruppe bei dem Fremden keinen Verdacht erregt hatte. Denn wie zähe und kräftige Söldner sahen sie eigentlich nicht aus. Noch dazu hatten sie eine Frau dabei. Aber mittlerweile war es stockdunkel geworden, und dichte Wolken standen am Himmel. Die Gefährten waren daher recht zuversichtlich, mit ihrer kleinen Lüge durchzukommen. Der Reiter hatte in der Dunkelheit sicher kaum etwas erkennen können.

Gespannt, welcher Empfang ihnen wohl bereitet werden würde, ritten sie zur Burg hinauf, die sie schon bald erreichten.

»Meldet uns an!«, rief Uthman den oben am Torturm postierten Wächtern zu.

»Wer seid Ihr?«

»Wir wollen der Söldnerkompanie beitreten, die Euer Ritter Merveille gegründet hat! Wir sind keinem Lehnsherrn verantwortlich!«

Die Freunde warteten gespannt, was geschehen würde. Sie hatten Glück: Sie wurden eingelassen. Man führte ihre Pferde in den Stall und wies den Weg nach oben, dorthin, wo in den Fensterhöhlen des Donjon flackernde Lichter brannten.

»Geht schon! Die Versammlung wird euch gewiss freudig aufnehmen. Wein und Frauen gibt es reichlich. Eure Begleiterin hier ist wohl ein Geschenk für den Ritter?«

»Ihr seid ein schlaues Kerlchen, Mann. Wie erkenne ich Euren Ritter?«

»Nichts leichter als das. Er ist der Lauteste von allen und der Wortführer.«

»Beschreibe ihn genauer! Ich würde nur ungern seinen Zorn auf mich ziehen, indem ich den falschen begrüße.«

»Ihr trefft gesunde Vorsichtsmaßnahmen. Das ist gut. Also, Ritter Merveille ist immer rot gewandet, sein Wappen ist der gespreizte Adler. Außerdem sind seine Haarpracht und sein Bart von außergewöhnlicher Fülle.«

»Na schön«, brummte Uthman und stapfte los. Joshua fasste Marie betont ruppig am Arm, und zu dritt stiegen sie zum Donjon empor.

»Was wird uns dort oben erwarten?« Maries Stimme zitterte leicht.

Im nächsten Moment erstarrten sie. Markerschütternde Schmerzensschreie drangen aus den unteren Kellergewölben herauf. Sie waren so laut, als befände sich derjenige, dem sie aus der Kehle drangen, unmittelbar neben ihnen.

»Welches Lied möchtest du nun singen? Dasselbe wie dein Knappe oder ein wohler klingendes?« Merveille grinste breit. Der Druck, den er auf seinen Gefangenen ausübte, schien ihn noch stärker zu berauschen als der Wein, den er unablässig in sich hineinkippte.

Henri war innerlich kalt wie Eis. Er fühlte, wie eine eiserne Faust sein Herz umklammerte. Dieser Hund hatte es tatsächlich gewagt! Er schreckte vor nichts zurück.

»Ich werde nicht singen«, erwiderte Henri.

»Wir können deinen Jungen auch nach oben holen! Dann legen wir ihn dort drüben auf unseren Ehrentisch, dort, wo die Wappen sind. Diese wertigen Herren dort werden dann höchstpersönlich dafür sorgen, dass dein Knappe nicht so schnell mit seinem Gesang aufhört. Ist dir das lieber?«

Henri überlegte einen Herzschlag lang. Er musste nachgeben, sonst brachten sie Sean um. Wenn er in die Gesichter der wüsten Gesellen blickte, die ringsherum saßen, wurde ihm klar, dass sie keine Skrupel kannten.

»Ich würde schon singen«, sagte Henri, »aber was? Ich muss erst etwas dichten.«

»Unsinn! In Vienne hast du auch gesungen, sobald man es dir auftrug! Da ist dir auch was eingefallen. Also hör auf mit dem

Gefasel! Singe, oder dein Knappe wird vor deinen Augen gevierteilt. Hast du verstanden?»

Plötzlich brachen Seans Schreie ab. Unheimliche Stille trat ein. Henri fragte sich verzweifelt, ob sie Sean schon umgebracht hatten. Merveille wurde mit einem Mal ganz bleich im Gesicht, und seine linke Gesichtshälfte begann zu zucken.

»Seht nach, was da unten los ist!«, befahl er mit stumpfer Stimme. Ein Geharnischter sprang auf, zog sein Schwert und rannte hinaus.

»Gnade dir Gott, Ritter, wenn deine Knechte ihn umgebracht haben!«, stieß Henri hasserfüllt hervor. Er trat noch einen Schritt auf Merveille zu und stieß ihm die Hände vor die Brust. Der Ritter torkelte und fiel in seinen Armsessel.

Dann hörte Henri plötzlich einen Ton, der ihn einhalten ließ. Es war ein hohes, durchdringendes Pfeifen. Er kannte diesen Laut. Es war der Warnruf eines Wüstenfuchses, den dieser bei Gefahr ausstieß.

»Warte hier, Marie!«, flüsterte Uthman. »Joshua, du bleibst bei ihr. Stellt euch dort in die Treppennische. Wenn ihr herauskommen könnt, gebe ich ein Zeichen. Bis dahin haltet ihr euch aus allem heraus, verstanden?«

Ehe Joshua protestieren konnte, hatte Uthman sein Kurzschwert gezogen und war die Treppen des Turms hinabgesprungen. Er nahm immer zwei Stufen auf einmal. Unten angekommen orientierte er sich kurz. Es fiel ihm nicht schwer, sich zurechtzufinden. Alle diese verfluchten Christenburgen ähneln sich, dachte er. Vor allem die Folterkammern und Verliese befinden sich immer an derselben Stelle, so, als habe es immer nur einen einzigen Baumeister gegeben.

Uthman rannte in eine Richtung los und stieß rasch auf drei Männer. Es waren zwei Geharnischte und ein Wachmann mit einem dicken Schlüsselbund. Der Wachmann erblickte ihn zuerst und hob die Hand zu einem Warnruf. Aber zu spät, Uthman war schon bei ihnen. Es ging um das Leben seiner Gefährten, Mitleid war hier daher fehl am Platz. Er hob sein Schwert weit über den Kopf und ließ es auf den Schädel des Wachmannes niedersausen.

Er zog die Waffe aus dem Getöteten heraus, noch bevor dieser zu Boden sackte. Dann sprang er zu einer der offenen Verliestüren. Dort stand einer der beiden Geharnischten, der ihn entgeistert anstarrte. Sein Kumpan von vorhin war nirgends zu entdecken. Der Zurückgebliebene hielt eine Folterzange in der Hand, mit der er jetzt jedoch nichts anfangen konnte. Er ließ sie fallen, um an sein Schwert zu gelangen, und nestelte an seinem Gürtel herum. Endlich gelang es ihm, das Schwert zu ziehen. Aber Uthman war schneller. Gnadenlos stieß er seinem Gegner das Kurzsword in den Bauch, zog es wieder heraus und stieß erneut zu. Der Verletzte versuchte, das Schwert festzuhalten, und packte mit beiden Händen die Klinge. Uthman jedoch stieß das Schwert ein drittes Mal in seinen Leib und sah, wie das Blut des Geharnischten aus Bauch und Händen quoll.

»Sean! Wo bist du?«, schrie Uthman daraufhin. Er musste sich sein Haar, das ihm bei dem wilden Kampf über die Augen gefallen war, aus der Stirn streichen. Er hörte Seans hilfloses Wimmern, konnte ihn jedoch nirgends entdecken.

Aus einem der Verliese kam ihm plötzlich der zweite Geharnischte entgegen. Uthman sprang ihn im Halbdunkel an wie ein Tier. Er musste auf den anderen wie der leibhaftige Teufel wirken. Uthman sah das blanke Entsetzen in seinem Gesicht. Diese Schrecksekunde nutzte er aus. Sein Schwert durchdrang zunächst das Kettenhemd, dann die Brust des

Gegners. Die Klinge machte ein hässliches Geräusch, als Uthman sie wieder herauszog. Der Geharnischte griff sich an die Brust und keuchte: »Du verdammter... du elender... du...«

Uthman hieb ihm in den Hals. Der Sterbende rang nach Luft, ein gurgelndes Geräusch kam aus seiner Kehle. Dann fiel er auf die Knie. Sogar aus seinen Augen und Ohren floss Blut. Schließlich fiel er auf sein Gesicht und regte sich nicht mehr.

»Sean! Junge!«

Uthman hörte die schwache Stimme des Knappen. »Hierher, Uthman...«

Der Sarazene entdeckte Sean im matten Schein einer Fackel, die auf dem Boden lag, gegen die Wand gelehnt sitzen. Er blutete an beiden Händen.

»Kannst du aufstehen, Junge?«

Sean nickte wortlos.

Uthman packte ihn und stützte ihn auf seine Schulter. »Raus hier!«

Der Sarazene schleppte Sean aus dem Verlies heraus. Er bückte sich und sammelte die beiden Schwerter der Getöteten ein. Er brachte Sean in den Treppenturm, und dann stieß er den Ruf des Wüstenfuchses aus. Joshua trat aus der Nische hervor. Uthman übergab Marie den verletzten wimmernden Jungen.

»Komm mit mir, Joshua. Hier, nimm das Schwert. Du, Marie, nimmst das zweite – für alle Fälle. Verteidige dich und Sean, wenn es notwendig ist. Geht in die Ställe, und haltet euch bei den Pferden bereit.«

»Passt auf euch auf!«, flehte Marie.

Doch Uthman stürmte schon die Treppe hinauf, und Joshua folgte ihm mit geschmeidigen Sätzen.

Einer der Söldner im Dienst riss seine Waffe aus der Scheide und sprang Henri an. Der konnte dem Angreifer zwar

ausweichen, stolperte aber über einen am Boden liegenden Krug und stürzte zu Boden. Der Angreifer war behänd wie eine Katze und stand blitzschnell über ihm. Er blickte zu Merveille.

»Soll ich ihn töten? Oder hast du etwas anderes mit ihm vor?«

»Töte ihn!«, sagte Merveille, der vor Wut und Pein inzwischen grau im Gesicht geworden war. »Ich will seine Gedärme hervorquellen sehen!«

Der Söldner lachte hämisch und hob sein Schwert. Henri rollte sich blitzschnell zur Seite, doch der Angreifer setzte ihm nach und holte abermals zum Schlag aus.

Bevor die Anwesenden begriffen, was da auf sie zukam, war Uthman schon unter ihnen und hatte im Nu seinen Freund entdeckt. Mit einem Furcht einflößenden Gebrüll rannte er auf den Söldner zu, der Henri bedrohte. Der Wüstling drehte sich überrascht zu ihm um, da hieb Uthman ihm auch schon das Schwert aus den Händen. Dann durchbohrte er den Mann, der augenblicklich zusammenbrach. Henri hatte sich rechtzeitig zur Seite gerollt, damit der Getötete – ein immens kräftiger Hüne – ihn nicht unter sich begrub.

Uthman sah, dass Joshua Henri sein Schwert zuwarf. Im selben Augenblick riss Uthman Merveille von seinem Stuhl. Er umfasste ihn grob von hinten, packte seine Haare und hielt ihm sein Kurzsword an die Kehle. Die noch verbliebenen Söldner waren von der Situation so überrascht, dass sie sich kaum regen konnten und wie versteinert auf die Szene starrten, die sich vor ihren Augen abspielte.

»Er kommt mit uns!«, rief Uthman den Männern zu. Die hatten inzwischen ihre Schwerter gezogen. Doch als sie Henri in die Augen blickten, der ihnen das blanke Schwert entgegenstreckte, als wolle er sie alle nacheinander aufspießen, und gnadenlosen Zorn darin erkannten, hielten sie inne.

»Ritter Merveille!«, rief ein Söldner. »Was sollen wir tun?«

Uthman drückte sein Kurzschwert fester an den Kehlkopf des Ritters. Eine feine Blutspur rann daraufhin Merveilles Hals hinab, und der Mann brachte kein Wort mehr heraus.

Stattdessen sprach Uthman zu den Söldnern: »Wir haben den Jungen aus dem Kerker befreit. Den Ritter töte ich, sobald ihr euch auch nur einen Schritt bewegt!«

Merveille keuchte. Dann stieß er mit matter Stimme hervor: »Macht, was sie befehlen! Sonst bringt er mich um!«

»Bleibt, wo ihr seid!«, schrie Uthman. »Wir nehmen Merveille als Geisel mit. Wenn wir weit genug von der Burg entfernt sind und ihr uns nicht nachgestellt habt, lassen wir ihn frei. Ihr könnt in der Zwischenzeit ja ein wenig weiterfeiern.«

Uthman übergab den Ritter Joshua. Der riss ihm an den Haaren und setzte ihm schmerzhaft den Dolch an die Kehle. Dann schob er ihn vorwärts. Henri und Uthman deckten den Rückzug mit gezückten Schwertern. Als sie den Palas verlassen hatten, brach drinnen ein Tumult los.

Marie löste geschickt die kurzen Seile, mit denen die Pferde angebunden worden waren. Sean, dem beide Daumen gebrochen waren, gelang es nur mühsam, auf den Rücken des kleinsten Gauls zu steigen. Er wimmerte leise, während Marie sich vor ihm in den Sattel setzte.

»Versuche dich irgendwie festzuhalten«, sagte sie. »Ich führe jetzt die Tiere hinaus.«

Ungeduldig zerrte Marie an den Seilen. Die Pferde waren unruhig, eines bäumte sich sogar wiehernd auf. Die Tiere spürten die Gefahr und witterten das Blut, das vergossen worden war. Marie musste sie daher zunächst beruhigend am Hals tätscheln und ihnen gut zureden, bevor es ihr gelang, sie aus dem Stall herauszulotsen. Ein Stallknecht versuchte ein

wenig halbherzig, sich ihr in den Weg zu stellen. Aber Marie beachtete ihn nicht, und so blieb ihm nichts übrig, als zur Seite zu treten.

Der Burghof lag verwaist. Marie sah zur Eingangstür des Donjon hinüber. Wieder tänzelten die Pferde aufgeregt. Das Tier, auf dem Sean saß, zerrte besonders wild an den Zügeln. Die heftigen Bewegungen bereiteten Sean Schmerzen, er schaukelte im Sattel hin und her. Marie versuchte verzweifelt, die Tiere zu beruhigen. Sie warf einen ängstlichen Blick zum Turm hinauf. Warum kamen die Gefährten nicht? In einem Moment der Panik überlegte sie, allein fortzureiten. So wären wenigstens sie und Sean in Sicherheit gewesen. Was gingen sie diese Männer an, die ständig nur Gefahren anzuziehen schienen? Sie konnte zu ihrem Feuerschlucker zurückkehren. Er würde sie mit Freuden aufnehmen.

Doch noch ehe sie diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, stürmten die Männer aus der niedrigen Tür des Wohnturms. Joshua voran, der den Raubritter festhielt. Dann die beiden anderen, mit dem Rücken zu ihnen.

»Hierher! Die Pferde sind bereit!«, rief Marie.

Uthman übernahm nun wieder den Ritter, er setzte ihn vor sich auf das Pferd. Alle saßen auf. Und dann gaben sie ihren Tieren so heftig die Hacken, dass diese erschreckt einen Satz nach vorn machten. Sie preschten durch das Burgtor, über die Zugbrücke und ließen die Burg schnell hinter sich. Nach einer Weile stieß Uthman Merveille ohne ein weiteres Wort vom Pferd. Er hatte seine Schuldigkeit getan.

Sobald die Pferde die offenen Felder erreicht hatten, setzten sie ihre Hufe leichter auf. Fast schien es, als flögen sie dahin.

Marie war leichenblass. Sie stand leicht bebend vor Henri. Ihre Fäuste hielt sie geballt, bis das Blut in ihnen erstarrte. Sie

blickte Henri de Roslin stumm an und schüttelte immer wieder den Kopf, als wollte sie die Gedanken, die darin rumorten, niederringen.

»Nein«, sagte sie schließlich. »Es hat keinen Zweck. Das ist nicht mein Leben. Ich hätte keinen Platz neben dir, Henri de Roslin. Du bist zu besitzergreifend. Nicht durch dein Wesen, aber durch dein Tun. Und deine Gefährten sind nicht anders. Ich kann das nicht.«

»Dann trennen sich hier wohl unsere Wege«, sagte Henri leise. Es klang nicht drohend, nicht bitter, nur traurig.

»Ja. Leb wohl!«

Henri wollte Marie noch einmal umarmen. Aber er blieb stehen, wo er war, als hätte irgendetwas seine Füße in den Boden gerammt. Und Marie blieb stehen, wo sie war. So standen sie sich noch einige Herzschläge lang gegenüber wie zwei blind gewordene Spiegel an gegenüberliegenden Zimmerwänden, die sich nicht mehr gegenseitig spiegelten.

Keiner von beiden erkannte sich im anderen. Sie hatten sich getäuscht, es gab keinen gemeinsamen Weg. Als hätten sie sich abgesprochen, drehten sie sich gleichzeitig um, bestiegen ihre Pferde und ritten in entgegengesetzten Richtungen davon.

Henris Gefährten warteten schon in der Dunkelheit.

»Nach Norden«, sagte Henri. »Auf in die Bretagne.«

Uthman blickte zum Himmel auf. Nur noch schwach leuchtete der Komet in ihrem Rücken. Irgendwann würde er ganz verschwunden sein.

»Das Licht ist günstig«, sagte Uthman. »Wir reiten die ganze Nacht hindurch.«

Die mittelalterliche Literatur – ein Überblick

1. Troubadoure und Minnesänger

Als Henri, Joshua und Uthman zu Beginn ihres neuen Abenteuers in Marseille von Bord gehen, landen sie auf sicherem Terrain, denn die Provence – die historische Landschaft zwischen Rhonetal und Italien – war damals selbständig und gehörte nicht zu Frankreich.

In den Jahren 470 bis 477 war das Gebiet von den Goten erobert und aus dem Verband der alten römischen Provinz *Gallia Narbonensis* herausgelöst worden; an die vormalige römische Besatzungszeit erinnert der Name *Provence* [dt. Provinz] bis heute. In den folgenden Jahrhunderten erlebte das Land eine wechselvolle Geschichte: 509 geriet es unter die Herrschaft der Ostgoten, die 536 den Franken weichen mussten. Danach eroberten die Araber das Gebiet für lange Zeit, bis sie 737 bis 739 in zähen Schlachten von Karl Martell zurückgedrängt wurden. In den Küstengebirgen, vor allem in La Garde-Freinet, hielten sich die Sarazenen sogar bis 983. Im Verlauf des 9. Jahrhunderts erlebte die Provence vier verschiedene Herrscher (von 843 an regierte Lothar I. ab 855 Lothars Sohn Karl, ab 863 Kaiser Ludwig II. und ab 875 Karl der Kahle), bis sie 879 Teil des von Bosco von Vienne neu gegründeten Königreichs Niederburgund wurde, mit dem sie 934 in Hochburgund aufging. Ab 1032 gehörte Hochburgund zum Heiligen Deutschen Reich und unterstand dem Grafen von Arles. Im Jahr 1112 fiel die Grafschaft an eine Seitenlinie des Hauses Barcelona-Aragon, 1246 wiederum an Karl von Anjou. Zu einem festen Teil Frankreichs wurde die Provence erst

1481, als sie nach dem Tod des damaligen Herrschers Karl IV. dem französischen König Ludwig XI. vermacht wurde.

In der Geschichte der mittelalterlichen Literatur nimmt die Provence insofern eine Sonderstellung ein, als sie an der Schwelle vom Früh- zum Hochmittelalter zur Geburtsstätte einer neuen Lyrikform wurde, die ihren Einfluss bald über ganz Europa ausübte. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts entstanden hier erste laikal-volkssprachige Lieder, die in Konkurrenz zur klerikal-lateinischen Literatur traten. Die Verfasser dieser neuartigen Dichtung nannten sich selbst Troubadoure. Die Herleitung ihres Namens ist bis heute umstritten. Abgeleitet wurde er vermutlich von dem Verb *trobar*, dessen Herkunft jedoch nicht sicher geklärt ist. Spätestens nach dem Aufkommen der Troubadourdichtung wurde es aber im Sinne von »finden« verwendet, was in einem engeren Verständnis auch das musikalisch-poetische Er-Finden einschließt, von dem die Troubadoure immerhin reichlich Gebrauch machten.

Auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung war die Troubadourdichtung von einer komplizierten Reim- und Strophentechnik geprägt, die weit über mögliche Anknüpfungspunkte in der lateinischen Dichtung hinausgeht. Zudem weist sie ein breites Spektrum an Gattungen auf, die in der altfranzösischen, altitalienischen und mittelhochdeutschen Dichtung nachgeahmt und weiterentwickelt wurden und so eine Art Kanon der lyrischen Gattungen der mittelalterlichen höfischen Literatur ausgeprägt haben. Zu den wichtigsten unter ihnen zählen die *canso*, die Königsgattung der Troubadoure, die dem Themenkreis der Hohen Minne zugeordnet ist, das *sirventes*, ein Schelt- oder Rügelied mit moralisch- oder politisch-satirischem Inhalt, der *planh*, eine Totenklage über eine hochgestellte Person, sowie die Tanzliedgattungen *dansa*,

estampida und *retroensa*, bei deren Vortrag das Publikum zum Teil in den Gesang einbezogen wurde.

Melodie und Text gehören bei der Troubadourdichtung eng zusammen. Allerdings gingen ca. 90 Prozent der Melodien der etwa 2500 erhaltenen Texte bei der Überlieferung verloren, weil diese – ebenso wie die Texte selbst – nur selten aufgeschrieben wurden. Auch die erhaltenen Texte wurden zum Teil erst etwa 200 Jahre nach ihrer Entstehung aufgezeichnet, sodass wir davon ausgehen müssen, dass ein großer – wenn nicht der größte – Teil der Troubadourdichtung verloren ist.

Mittelpunkt der Troubadourdichtung waren die Fürstenhöfe, an denen die Sänger ihre Kunst vortrugen und in der Regel auch schufen. Das höfische Leben spielt daher eine große Rolle in ihren Liedern. Die ständische Herkunft der Dichter war, soweit dies aus den überlieferten Schriften geschlossen werden kann, aber dennoch vielfältig. Unter ihnen waren Fürsten ebenso vertreten wie Ritter, Kleriker, Stadtbewohner und sogar Gaukler und Mitglieder anderer Randgruppen.

Insgesamt sind ungefähr 450 Troubadoure namentlich bekannt, darunter auch etwa 20 Frauen, die so genannten *trobairitz*. Dennoch handelt es sich bei den Troubadouren, von denen wir Namen oder gar biographische Daten kennen, wohl nur um einen äußerst geringen Teil derjenigen, die sich als Lyriker betätigten. Dies zeigt die enorme gesellschaftliche Bedeutung dieser laikalen, die sozialen Gruppen übergreifenden Bewegung.

Der erste bedeutende Troubadour ist Wilhelm IX. Herzog von Aquitanien, auch bekannt als Guilhen de Peiteu oder Guillaume d'Aquitaine, von dem elf Lieder auf uns gekommen sind.

Die Troubadoure der zweiten Generation, darunter Jaufré Rudel und Marcabru, verbreiteten ihre Kunst im gesamten

Südwesten des heutigen Frankreichs. Der Krieg gegen die Albigenser (1209-1229), in dessen Verlauf große Teile Südfrankreichs verwüstet wurden, bewirkte schließlich einen kulturellen Bruch, von dem sich die Troubadourdichtung nicht mehr erholen sollte. An den Höfen Südfrankreichs gab es für die Sänger und Dichter infolge der Kriegswirren kein Auskommen mehr, viele zogen nach Spanien und Italien. Der klassischen Troubadourdichtung waren anschließend nur noch wenige Jahrzehnte vergönnt; einer der letzten namentlich bekannten Sänger und Dichter war der um 1270 lebende Guiraut Riquier. Zwar entstanden noch bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts Lieder in der Tradition der Troubadoure, doch diese erstarrten immer mehr in den Regeln der ihnen zugrunde liegenden Poetik.

Der Einfluss, den die Troubadourdichtung nördlich der Loire erlangte, wurde in weiten Teilen Europas kulturprägend, so auch im Deutschen Reich. Mitte des 12. Jahrhunderts entstand hier eine weltliche Hofkultur, die sich von der Vormundschaft der Kirche löste und neben weltlichen Epen und Heldensagen auch Liebeslyrik hervorbrachte, die hier eine spezifische Ausprägung als Minnesang erfuhr.

Die Bedeutung des Begriffs Minne umfasst sowohl die Liebe im Sinne des Helfens und Erbarmens als auch die Liebe zwischen den Geschlechtern, von platonisch bis sinnlich. Im Zentrum der ritterlich-höfischen Dichtung stand die Minne als eine überwältigende zwischenmenschliche Erfahrung. Indem die Dichtung die Beziehung zwischen dem Ritter und der geliebten Dame in ihrem Sinne gestaltete, trug sie zu einer Veränderung der Beziehung zwischen Mann und Frau bei. Es entstand der Begriff der hohen Minne, die sich von der niederen Minne, der körperlichen Liebe, absetzte. Das Ideal der hohen Minne stellte für den Liebenden eine große sittliche Herausforderung dar, indem es den selbstlosen Dienst an der

Dame unter Verzicht auf die sinnliche Erfüllung der Liebe in den Mittelpunkt rückt.

Der deutsche Minnesang nahm seinen Anfang bei den so genannten *donauländischen Dichtern*. Zu ihnen zählen der Kürenberger, Dietmar von Aist, Meinloh von Sevelingen und der Burggraf von Regensburg. Die Forschung geht davon aus, dass sie ihre Anregungen auf direktem Weg aus Frankreich erhielten. So gehörten die Troubadoure Jaufré Rudel und Cercamon zum Gefolge des französischen Königs Ludwig VII. (Kg. 1137-1180), der 1147 in Regensburg weilte. Hier werden die Troubadoure vermutlich auch mit deutschen Dichtern in Kontakt gekommen sein.

Erhalten geblieben ist von den Dichtungen der ersten Minnesänger nur wenig, darunter allerdings die folgenden berühmten Strophen des Kürenbergers:

*Ich erzog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Als ich ihn gezähmt hatte, so wie ich ihn haben wollte,
und ich ihm sein Gefieder mit Gold umwunden hatte,
hob er sich hoch hinauf und flog in andere Länder.*

*Danach sah ich den Falken herrlich fliegen,
er führte an seinem Fuße seidene Riemen,
und sein Gefieder war ihm ganz rotgolden.
Gott möge sie zusammenführen,
die einander gerne lieben wollen!*

Mit der Phase des *rheinischen Minnesangs* nimmt die Zahl der bekannten Dichter zu. Führend unter ihnen ist Friedrich von Hausen (um 1150-1190), von dem 17 Lieder erhalten sind und der als erster deutscher Dichter urkundlich bezeugt ist. In einem seiner Lieder besingt er die Qualen des Liebenden:

*Hätte ich mich auf so hohe Minne nie eingelassen,
so könnte mir Hilfe werden.
Ich tat es ohne Verstand.
Dafür leide ich nun dauernd Not, die mir nahe geht.
Meine Beständigkeit hat mir nun das Herz so gebunden,
dass sie es nicht frei lässt von ihr – so wie es jetzt steht.*

Ungefähr zur gleichen Zeit dichtete auch der spätere Kaiser Heinrich VI. (1165-1197) seine Minnelieder. Wie er hat sich vermutlich ein Großteil der bekannten Dichter jener Zeit im engeren oder weiteren Umkreis des Stauferhofs bewegt. Heinrich von Veldeke etwa nahm am Mainzer Hoffest von 1184 teil, das ein Vorbild für viele mittelalterliche Festdarstellungen in der Literatur werden sollte.

Mit den Minneliedern von Heinrich von Morungen, Reinmar sowie Hartmann von Aue trat der Minnesang in den zwei Jahrzehnten vor und nach 1200 in eine neue Phase. Die Dichter erscheinen nun immer mehr als Individuen mit persönlich geprägten Liedern.

Den Höhepunkt des deutschen Minnesangs bilden fraglos die Lieder Walthers von der Vogelweide (um 1170 – ca. 1230), des bekanntesten deutschen Dichters des Mittelalters, von dem über 500 Strophen erhalten sind. Zu Walthers Zeit wurde nicht nur der Minnesang in seiner klassischen Form vollendet, sondern auch breit variiert. Neben der Hohen Minne kommt bei Walther auch die niedere Minne auf ihre Kosten:

Unter der Linde auf der Heide,
wo unser beider Lager war,
da könnt ihr finden,
schön gepflückt,
Blumen und Gras.
Vor dem Walde in einem Tal,

tandaradei,
lieblich sang die Nachtigall.

Der Minnesänger Neidhart ging in seinen Liedern sogar so weit, die höfische Minnelyrik zu parodieren.

Aus der Zeit von 1210 bis 1300 kennen wir die Namen von rund 90 Minnesängern, von denen im Allgemeinen nur wenige Lieder bekannt sind, anhand deren jedoch die regionalen Ausprägungen des Minnesangs festgemacht werden können.

Überliefert ist die erhaltene Minnedichtung fast ausschließlich in späten Sammelhandschriften aus dem späten 13. und 14. Jahrhundert, einer Zeit also, in der die Popularität des höfischen Minnesangs zugunsten des bürgerlichen Meistersangs langsam abklingt. Die bekannteste dieser Sammlungen ist die *Große Heidelberger* oder *Manessische Liederhandschrift*. Späte Minnesänger, die sich noch an der höfischen Dichtung orientieren, sind Hugo von Montfort (1357-1423), der »Mönch von Salzburg« und Oswald von Wolkenstein (1376/78-1445). Schon an der Schwelle zum bürgerlichen Meistersang steht Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, der 1318 starb.

2. Die höfische Literatur

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts, der Zeit, in der die Abenteuer von Henri, Joshua und Uthman spielen, waren die großen Epen des Mittelalters längst geschrieben. Vom Schöpfer des Nibelungenlieds, der großen Zeit der Artusepik und den Gralsepen trennen die Freunde etwas mehr als 100 Jahre. Doch wurden diese kulturelevanten Werke auch zu ihrer Zeit noch rezipiert, wie wir aufgrund der großen Anzahl erhaltener Abschriften aus dieser Zeit wissen, die von der lang anhaltenden Beliebtheit der Stoffe zeugen.

Jahrhundertlang war die europäische gleichzeitig eine lateinische Literatur. Im deutschsprachigen Raum sind volkssprachige Schriften erst seit dem 8. Jahrhundert belegt. Dabei handelt es sich überwiegend um Texte geistlichen Inhalts, die von Kirchenmännern verfasst wurden, etwa Otfried von Weißenburgs *Evangelienbuch* aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Volkssprachige Dichtung weltlichen Inhalts wie das um 800 verfasste, nur fragmentarisch überlieferte *Hildebrandslied* bildet die ganz große Ausnahme. Erst im 12. Jahrhundert, mit der fortschreitenden Emanzipierung des Adels von der Kirche, erlebt sie eine erste kulturelle Blüte. Getragen wurde sie von adeligen oder dem Adel nahe stehenden Dichtern, die an den Höfen der großen Fürsten ihr Auskommen fanden und dort von den Zuwendungen ihrer Mäzene lebten. Sie hatten zumeist eine höhere Bildung genossen und waren auch des Lateinischen mächtig, verfassten ihre Dichtungen aber für ein Publikum, das zwar fürstlichen Geblüts war, aber dennoch zum größten Teil aus Analphabeten bestand, die zudem nur die Volkssprache beherrschten. Lateinische Dichtungen waren hier schon aus diesem Grund nicht sehr gefragt.

Das Nibelungenlied

Das Nibelungenlied ist das wohl bekannteste volkssprachige Epos des Mittelalters. Entstanden im 13. Jahrhundert, verbindet es die germanische Heldensage, der der Nibelungenstoff entstammt, mit Elementen der höfischen Literatur. Der unbekannte, wahrscheinlich aus dem bayerischen Sprachraum stammende Verfasser – vielleicht waren es auch mehrere – adaptierte ältere, mündlich überlieferte Stoffe und Motive, übertrug sie in seine Zeit und schuf so ein Werk, unter dessen von höfischen Normen und christlichen Wertvorstellungen geprägter Oberfläche die heidnisch-germanischen Ursprünge virulent bleiben. Er lässt die Geschichte von Siegfried, seinem Tod durch Mörderhand und der Rache seiner Frau Kriemhild in seiner eigenen Zeit spielen, aber sie bleibt irritierend fremd und bedrohlich archaisch:

Kriemhild, die Schwester der drei burgundischen Könige Gunther, Gernot und Giselher, wächst unter dem Schutz ihrer Brüder in Worms am Rhein auf. Eines Tages erscheint der niederländische Königssohn Siegfried am dortigen Hof. Hagen von Tronje, ein Gefolgsmann König Gunthers, weiß Wunderbares über ihn zu berichten. Siegfried, so erzählt er, habe einen Drachen getötet und in dessen Blut gebadet, das seine Haut mit einer unverletzbaren Hornschicht überzogen habe. Auch verfüge er über einen unermesslichen Reichtum, denn er habe die reichen Königssöhne Schilbung und Nibelung erschlagen und sei damit in den Besitz ihres Schatzes, des gewaltigen Horts der Nibelungen, sowie des Schwerts Balmung gelangt. Zudem habe er den Zwerg Alberich überwältigt und ihm dessen Tarnkappe entwendet, die unsichtbar mache. Am Wormser Hof empfängt man den strahlenden Helden daraufhin mit allen Ehren. Und schon bald

hält dieser um die Hand Kriemhilds an. König Gunther stellt jedoch eine Bedingung: Siegfried müsse ihm helfen, die auf Isenland lebende Königin Brunhild als Gemahlin für sich zu gewinnen. Siegfried willigt ein und ist sogar bereit, sich, obwohl er selbst königlichen Geblüts ist, als Gunthers Lehnsmann auszugeben. Dieses Täuschungsmanöver, bei dem er sich vor aller Augen König Gunther unterstellt, soll ihm schließlich zum Verhängnis werden. Zunächst scheint Gunthers Plan allerdings zu gelingen: In einer dreifachen Kraftprobe mit der mächtigen Brunhild, bestehend aus Steinwurf, Speerwurf und Sprung, siegt Gunther dank der Hilfe des unter der Tarnkappe unsichtbaren Siegfried. Brunhild ahnt den Betrug, dennoch begleitet sie Gunther nach Worms. Dort wird eine prächtige Doppelhochzeit gefeiert, Siegfried ehelicht Kriemhild, Gunther Brunhild. Doch noch in der Hochzeitsnacht legt die misstrauische Brunhild Gunther in Fesseln. Gunther bittet Siegfried abermals um Hilfe. Dieser erscheint in der folgenden Nacht wiederum unsichtbar in Gunthers Schlafgemach, überwältigt Brunhild und überlässt sie anschließend Gunther, nicht ohne ihr vorher als Trophäe Ring und Gürtel entrissen zu haben. Diese beiden Symbole der Jungfräulichkeit übergibt er – aus Übermut – seiner Frau Kriemhild. Damit hat er einen weiteren Schritt zu seinem Verderben getan. Zehn Jahre später nämlich – Siegfried und Kriemhild leben inzwischen in Xanten – wird in Worms ein großes Fest gegeben, zu dem auch Kriemhild und ihr Gemahl geladen sind. Beim Gang in die Kirche beansprucht Brunhild den Vortritt vor ihrer Schwägerin, da sie annehmen muss, Siegfried sei Gunthers Vasall, Kriemhild als Siegfrieds Frau ihr also nachgeordnet. Kriemhild, die nun ihrerseits ihre Stellung gefährdet sieht, bezeichnet Brunhild als Kebse – als Nebenfrau – Siegfrieds. Als Brunhild Beweise für diese ungeheuerliche Beleidigung fordert, kann Kriemhild die

geraubten Trophäen, Brunhilds Ring und Gürtel, vorzeigen. Nun nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Mit Brunhild ist die Ehre des gesamten Königshofs geschändet, Brunhild verlangt Siegfrieds Tod. Gunther widerspricht nicht, Hagen von Tronje wird die Tat ausführen. Er entlockt Kriemhild das Geheimnis der verwundbaren Stelle Siegfrieds – während seines Bads im Drachenblut fiel ein Eichblatt zwischen seine Schulterblätter – und ermordet diesen hinterrücks während einer inszenierten Jagd. Kriemhild muss den Mord, den sie selbst ermöglicht hat, ohnmächtig hinnehmen. Eine weitere Demütigung erfährt sie, als Hagen ihr den Nibelungenschatz, Siegfrieds Morgengabe, raubt, ohne dass ihre Brüder eingreifen.

In den folgenden Jahren lebt Kriemhild isoliert und zurückgezogen am Wormser Hof, ganz im Gedenken an Siegfried. Doch als König Etzel, der mächtige Herrscher der Hunnen, um sie wirbt, ergreift sie trotz aller Bedenken – Etzel ist Heide – die Chance und wird seine Frau. Wiederum nach ein paar Jahren, in denen sie ihre Position am Hunnenhof festigt, ist ihre Zeit der Rache gekommen: Kriemhild überredet Etzel, ihre Brüder zu einem Fest einzuladen. Obwohl Hagen Kriemhilds Pläne durchschaut, treten die Burgunder, die jetzt Nibelungen heißen, ihre verhängnisvolle Reise ins Hunnenreich an: Die Einladung eines Königs kann man nicht ausschlagen. Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Kriemhild stachelt den Hass der ihr ergebenen Hunnenkrieger gegen die Nibelungen – vor allem gegen Hagen – an. Diese wiederum erscheinen entgegen der höfischen Etikette schwer bewaffnet im Festsaal. Kriemhild lässt 9000 unbewaffnete burgundische Knappen töten. Hagen, durch die Nachricht vom Mord an den Knappen rasend vor Wut, tötet Kriemhilds und Etzels kleinen Sohn. Danach kommt es inmitten der brennenden Halle zu einem Gemetzel ungeahnten Ausmaßes. Gegen den übermenschlichen Durst trinkt man das Blut der Gefallenen.

Nahezu alle Helden kommen um. Am Ende bleiben nur Gunther und Hagen, sie werden von Dietrich von Bern und Meister Hildebrand überwältigt und Kriemhild überstellt. Im Finale verlangt sie von Hagen, ihr das zurückzugeben, was er ihr genommen hat – und meint Siegfried. Hagen bezieht diese Forderung auf den Hort – eine weitere Demütigung –, dessen Versteck er erst nach Gunthers Tod verraten werde. So lässt Kriemhild ihren Bruder kurzerhand umbringen. Hagen, der das Versteck des Schatzes nun als Einziger kennt, will es dennoch nicht verraten. In rasender Wut greift Kriemhild daraufhin Siegfrieds Schwert und tötet Hagen. Sie selbst wird anschließend von Meister Hildebrand, der sie als Teufelin bezeichnet, gerichtet. König Etzel bleibt zuletzt nur die Klage um die vielen Toten. Das Epos endet mit dem Satz: »Hie at daz maere ein ende: daz ist der Nibelunge not.«

Die Artusepik

König Artus ist die wohl bekannteste Sagengestalt Westeuropas. Seiner Legende widmen sich vom 12. Jahrhundert an zahlreiche Autoren, zuerst im heutigen Frankreich, dann auch im deutschen Sprachgebiet und in England. Ihren Anfang nehmen die Geschichten um König Artus in einer historischen Darstellung. In der Absicht, den normannischen Königen eine Legitimation für ihre Eroberung Englands zu verschaffen, schuf Geoffrey von Monmouth in den Jahren 1130 bis 1136 die mehrbändige *Geschichte der Könige Britanniens (Historia regum Britanniae)*, und dort wird in den Büchern 8, 9 und 10 die Geschichte von König Artus erzählt. Die Könige Britanniens stammen Geoffrey zufolge von dem Trojaner Brutus ab, der Britannien eroberte und ihm seinen Namen gab. Aus dessen Geschlecht stammten, so

Geoffrey, auch Konstantin und dessen Sohn Uther Pendragon. Letzterer begehrte Ygernä, die Gemahlin des Herzogs von Cornwall. Er gewann sie dank der Künste des Zauberers Merlin, der es ihm ermöglichte, die Gestalt des Herzogs anzunehmen und auf diese Weise Artus zu zeugen. Im Alter von 15 Jahren wurde Artus König. In zahlreichen Schlachten gegen die Sachsen blieb er siegreich und ehelichte schließlich die Römerin Guinivere. Anschließend dehnte er seine Herrschaft aus und eroberte Irland, Island, Norwegen und Gallien. In Carlion hielt er einen prächtigen Hoftag, der der Repräsentation seiner Macht diente. Hier erreichte ihn auch ein Brief des Papstes, der ihn nach Rom zitierte, um dort seine Verbrechen zu verantworten. Auf dem Weg dorthin vollbrachte Artus weitere Heldentaten, doch bevor er sein Ziel erreichte, erfuhr er vom Verrat seines Neffen Mordred, der in Artus' Abwesenheit die Herrschaft in Britannien an sich gerissen hatte. In zwei Schlachten gegen Mordred blieb Artus siegreich, aber in der dritten wurde er schwer verwundet. Zur Heilung wurde er schließlich auf die Insel Avalon gebracht, von der er nicht zurückkehrte.

Geoffrey gibt diese Geschichte als Aufzeichnung historischer Tatsachen aus, für die letzte Schlacht gegen Mordred gibt er sogar ein konkretes Datum, nämlich 542, an. Obwohl die meisten Elemente der Schilderung der Phantasie des Autors entspringen, ist nicht alles erfunden, was Geoffrey schreibt – zumindest nicht von ihm. Vereinzelt belegen nämlich, dass es Sagen um Artus schon am Anfang des 9. Jahrhunderts gegeben hatte. Wie einzelne walisische Heiligenlegenden zeigen, galt Artus schon zu dieser frühen Zeit als außergewöhnlicher Held. Die Ausgestaltung dieser Sagengestalt durch Geoffrey von Monmouth und besonders auch die Schilderung des Hoffestes von Carlion machten ihn zum nachahmenswerten Ideal höfischer Ritter. Damit hatte

Geoffrey den Geschmack der Zeit getroffen, und die folgenden Bearbeitungen des Artusstoffes zeigen deutlich die außerordentliche Popularität dieser Sagengestalt. Die berühmte Tafelrunde wird allerdings erst von Wace, der Geoffreys Werk ins Französische übertrug, in seinem 1155 entstandenen *roman de brut* eingeführt, in dem Artus zu einem mittelalterlichen Feudalherrn umgedichtet wird. Vielleicht griff Wace für seine erweiterte Personenkonstellation auf keltische Vorbilder zurück, näher liegend erscheint es jedoch, dass dafür entweder die Abendmahlsrunde von Jesus mit den zwölf Jüngern oder die Runde der Paladine Karls des Großen Pate stand.

Die rein fiktionale Artusepik nahm ihren Anfang mit dem zwischen 1165 und 1170 von Chrétien de Troyes verfassten Werk *Érec et Éneide*. Chrétiens Artus ist keine (pseudo-)historische Gestalt mehr, sondern existiert vielmehr in einer Art Märchenwelt ohne Bezug zur historischen oder gar geographischen Realität. Der Artushof bildet bei Chrétien auch nicht mehr den zentralen Ort des Geschehens, sondern nur den Rahmen für die eigentliche Geschichte: die Erzählung um den Ritter Érec und seine Geliebte Éneide. Érec erringt zunächst die Gunst Éneides, die am Artushof als die Schönste unter den Frauen gilt. Er ehelicht sie, führt mit ihr anschließend jedoch ein pflichtvergessenes Leben, das ihn um die Ehre bringt, an Artus' Tafel zu sitzen. Bevor er triumphal an den Hof zurückkehren kann, muss er sich daher in einer Reihe von Abenteuern bewähren, wobei ihn seine Frau begleitet.

Das hier entworfene Erzählschema setzt sich in den späteren Artusromanen fort: Es werden keine Abenteuer von Artus erzählt, sondern dieser bildet als idealer König mit seinem prunkvollen Hof lediglich den Hintergrund für die Taten der eigentlichen Helden der Geschichten. So auch in *Cligès*, Chrétiens zweitem Artusroman, und in den darauf folgenden

Epen *Lancelot* und *Ywain*. Mit dem unvollendeten *Perceval* schuf Chrétien schließlich auch den ersten Gralsroman.

In den deutschen Sprachraum hielt der Artusroman Einzug mit den Epen Hartmanns von Aue. Bald nach 1180 verfasste dieser seinen *Erec*, dem inhaltlich das gleichnamige Werk Chrétiens zugrunde liegt. Ebenso ist Hartmanns *Iwein* eine Nachdichtung der französischen Vorlage, wobei der deutsche Dichter bei der Ausgestaltung freier verfährt als in seinem ersten Werk. In beiden Romanen müssen sich die Helden um einen Ausgleich zwischen Minne und Ritterpflichten bemühen.

Mit dem von Ulrich von Zazikhofen verfassten Epos *Lancelot* gelangte erstmals der in den romanischen Ländern beliebte Lancelotstoff in den deutschen Sprachraum. Lange Zeit attestierten Experten diesem Werk im Vergleich zu den anderen erhaltenen Artusepen einen eher geringen literarischen Wert, heute erkennt man jedoch mehr und mehr an, dass Ulrich in seinem Werk ein eigenes literarisches Konzept umsetzte.

Der Gral

Auf der Grundlage der Artusepik entwickelte sich die Gralsepik. Der Heilige Gral wird zumeist als jener Kelch verstanden, den Jesus seinen Jüngern beim letzten Abendmahl reichte und in dem anschließend sein aus den Kreuzeswunden fließendes Blut aufgefangen wurde. Robert de Boron erzählt in seinem *Roman de l'estoire dou Graal*, dass dieses Gefäß von Joseph von Arimathia aufbewahrt wurde und dieser es später auf seiner Flucht vor den Römern mit nach England gebracht habe. Wann Roberts Dichtung entstand, ist nicht bekannt, es gibt jedoch einige Berührungspunkte mit Chrétien de Troyes' *Perceval*, sodass Roberts Werk entweder Chrétien als Vorlage

gedient haben könnte oder aber als spätere Dichtung dessen Gedanken aufgriff.

Der zwischen 1182 und 1191 entstandene *Perceval* war Chrétien de Troyes' letztes Werk und blieb, vermutlich aufgrund des Todes des Dichters, unvollendet. Die Welt des Artushofs dient hier, wie schon in den vorangegangenen Epen Chrétiens, nur als Rahmen für die eigentliche Handlung um Perceval und den Gral. Über Letzteren ist in diesem Werk nur wenig zu erfahren – Chrétien hatte vielleicht beabsichtigt, in einem späteren Teil mehr über den Gral zu berichten, kam dann jedoch nicht mehr dazu. Anders als bei Robert de Boron hat der Gral bei Chrétien keinen direkten Bezug zu Jesus oder dem Christentum. Der Leser erfährt lediglich, dass der Gral »aus purem, lauterem Gold« besteht und »mit vielerlei Edelsteinen« besetzt ist [*Perceval* 3232-3237]. Geschildert wird zudem eine prachtvolle Prozession, bei der »ein holdes, anmutiges Fräulein« mit dem Gral den Festsaal der Gralsburg betritt, diesen durchmisst und auf der anderen Seite wieder hinausgeht. Diese Prozession zieht bei jedem Gang des Mahls, an dem der staunende Perceval teilnimmt, erneut vorüber. Erst später erfährt Perceval von einem Eremiten, dass dem König in dem Gral eine geweihte Hostie gebracht wird: »Eine einzige Hostie reicht man ihm, die im Gral zu ihm getragen wird. Sie hält ihn am Leben und stärkt ihn – so geheiligt ist der Gral. In seiner reinen Geisthaftigkeit braucht der König keine andere Speisung...« [*Perceval* 6423-6429].

Ausgehend von dieser Vorlage, schuf Wolfram von Eschenbach ein völlig eigenes Konzept des Grals, das weit über das von Chrétien hinausgeht. Neben Walther von der Vogelweide ist Wolfram unter den deutschen Dichtern des Mittelalters wohl bis heute der bekannteste. Wie für die meisten anderen Dichter seiner Zeit gibt es über ihn keine Zeugnisse in Urkunden oder historischen Aufzeichnungen.

Was wir über ihn wissen, entnehmen wir seinen eigenen Werken und Hinweisen einiger anderer Autoren, die ihn offensichtlich gekannt haben. Alles zusammen genommen, erhält man einige Angaben über ihn, seine Familie und seine Herkunft. Der fränkische Ort Eschenbach wird seit dem 13. Jahrhundert mit Wolfram in Verbindung gebracht. Die Bezeichnung »friunt von Blienvelden«, die Wolfram beigelegt wurde und sich auf den Ort Pleinfeld in der Nähe von Eschenbach bezieht, stützt die These, dass Wolfram aus dieser Region kam, ebenso wie die Tatsache, dass Wolfram in seinen Werken eine ganze Reihe von Orten aus der Umgebung von Eschenbach erwähnt. Ob er allerdings ein Vorfahre der adeligen Familie von Eschenbach war, die dort seit 1268 urkundlich belegt ist, lässt sich nicht feststellen. Im Jahr 1462 wird ein Grabmal Wolframs in der Frauenkirche von Eschenbach erwähnt; Jakob Püterich von Reichertshausen fand und beschrieb es. Es ist allerdings nicht authentisch, denn die Inschrift nennt den Dichter einen Meistersinger, doch solche gab es zu Wolframs Zeiten noch gar nicht. Nichtsdestotrotz betrachtet sich der Ort Eschenbach als Heimstätte Wolframs, zu seinen Ehren errichtete man hier 1861 einen Brunnen mit einer ihn darstellenden Plastik, und seit 1917 ist der offizielle Name des Orts Wolframs-Eschenbach. Es ist allerdings kaum davon auszugehen, dass Wolfram hier seine Werke schuf. Wie die anderen Dichter seiner Zeit wird auch er sich als Hofdichter verdingt haben.

Mit dem *Parzival* schuf Wolfram von Eschenbach den bedeutendsten Gralsroman und zugleich eine der beliebtesten deutschen Dichtungen des Mittelalters überhaupt. Vom Anfang des 13. bis zum 15. Jahrhundert sind über 80 Handschriften und Fragmente des 24 810 Verse umfassenden Werks auf uns gekommen, was deutlich macht, wie groß das Interesse an diesem Stoff über diesen langen Zeitraum war. Der *Parzival*

war zudem das am häufigsten zitierte Werk seiner Zeit. Dies mag vor allem an der inhaltlichen Gestaltung des Epos liegen, dessen Faszination bis heute nicht nachgelassen hat. Wenn auch insbesondere englische Autoren den Stoff stark ausformten und zahlreiche Erzählstränge hinzufügten, so ist doch Wolframs Werk in seiner Detailfreude und seiner erzählerischen Geschlossenheit unübertroffen.

Der gewaltige Umfang des Werks lässt es an dieser Stelle nicht zu, die gesamte Geschichte auch nur kurz zu umreißen. Daher beschränkt sich die folgende Wiedergabe auf die wesentlichen Teile, in denen die Geschichte Parzivals erzählt wird: Parzivals Vater Gahmuret bleibt als jüngster Sohn ohne Erbe. Er zieht in den Orient, wo er Königin Belakane heiratet und dadurch selbst König von Zazamanc wird. Doch es drängt ihn, sein unstetes Ritterleben fortzusetzen, und so verlässt er seine Frau, die mit seinem Sohn Feirefiz schwanger ist. Zurück in Europa gewinnt Gahmuret bei einem Turnier die Hand der Königin Herzeloyde. Doch auch sie wird von ihm verlassen. Gahmuret kehrt in den Orient zurück, wo er getötet wird. Herzeloyde bringt daraufhin als Witwe Gahmurets zweiten Sohn Parzival zur Welt. Sie zieht mit dem Knaben in den Wald, um ihn davor zu bewahren, Ritter zu werden und wie sein Vater im Kampf zu sterben. Doch ihr Plan geht nicht auf: Bei einem Jagdzug trifft Parzival auf drei Ritter, die König Artus dienen und in dem Jungen den Wunsch wecken, selbst Ritter zu werden. Ihre letzte Chance, Parzival vor dem Ritterschicksal zu bewahren, sieht Herzeloyde darin, ihn in ein Narrengewand zu kleiden, als er von ihr verlangt, als Ritter ausziehen zu dürfen – sie hofft, er wird zurückkehren, wenn man am Hof über ihn lacht. Doch welche Konsequenzen diese Verkleidung hat, erlebt sie nicht mehr: Sie stirbt, als ihr Sohn sie verlässt. Auf dem Weg zum Artushof erfährt Parzival von seiner Cousine Sigune das Geheimnis seiner Herkunft. Vor der

Stadt Nantes tötet Parzival, der, wie Herzeloyde es vermutete, in seinem Narrengewand am Hof von König Artus ausgelacht und abgewiesen wurde, den Ritter Ither. Er nimmt ihm dessen rote Rüstung ab und reitet davon. Bei Gurnemanz, zu dem er daraufhin gelangt, lernt er höfisches Benehmen. Auf seinem weiteren Ritt erreicht Parzival die Stadt Belraperie, in der die Königin Condwiramurs herrscht. Er hilft ihr, sich von der Belagerung durch aufdringliche Bewerber zu befreien, gewinnt dadurch ihre Hand und heiratet sie. Wie sein Vater zieht er jedoch bald schon wieder fort. Als er am See Brumbane anlangt und einen Fischer nach einer Unterkunft fragt, verweist ihn dieser nach Munsalvaesche; es ist die Gralsburg, was Parzival in dieser Phase jedoch noch nicht weiß. Als er die Burg erreicht, herrscht dort Trauer, und der Fischer, der ihm den Weg gewiesen hat, entpuppt sich als Herr der Burg – der gelähmte Gralskönig Anfortas. Parzival wird in den Festsaal gebeten, wo der Gral in einer feierlichen Prozession zu Anfortas getragen und auf einem eigens zu diesem Zweck aufgestellten Tisch platziert wird. Beim anschließenden Festmahl werden die Speisen und Getränke vom Gral gespendet. Eingedenk der Lehre des Gurnemanz, nie zu viel zu fragen, hält Parzival sich zurück und erlebt das rätselhafte Geschehen staunend und ohne eine Frage zu stellen. Als er am nächsten Morgen erwacht, muss er sich allein anziehen und bewaffnen, niemand ist zu sehen. Schließlich verlässt er die geheimnisvolle Burg, wobei ihm noch ein Fluch nachgerufen wird. Auf seinem weiteren Weg trifft er erneut auf Sigune, von der er erfährt, dass er auf der Gralsburg war und die Gelegenheit gehabt hätte, durch eine Frage zu den mysteriösen Zeremonien den Gralskönig von seinen Leiden zu erlösen. Schließlich gelangt Parzival an den Artushof, wo die hässliche Gralsbotin Kundrie ihn verflucht, weil er in der Gralsburg versäumt hatte, die Frage zu stellen. Nun gelobt Parzival, nicht

zu ruhen, bis er den Gral gefunden und Anfortas erlöst hat. Von Gott fühlt er sich verlassen und sagt sich von ihm los. Vier Jahre lang zieht Parzival daraufhin auf der Suche nach dem Gral durch die Welt. Zum dritten Mal trifft er Sigune, die nun als Rekluse am Grab ihres Geliebten lebt. Sie weist ihm den Weg zum Gral, doch in seiner Gottvergessenheit kann Parzival ihn nicht finden. Wochenlang zieht er auf der Suche nach dem Gralsweg umher. Am Karfreitag trifft er schließlich auf einen Ritter, der mit seiner Familie auf einer Bußwallfahrt ist. Dieser schickt ihn zum Einsiedler Trevrizent, der den Gralssucher aufnimmt und ihm den Weg zu Reue und Buße zeigt. Nun endlich erfährt Parzival das Geheimnis des Grals und dass er selbst mit dem Hüter des Grals verwandt ist: Anfortas ist sein Oheim.

In diesen Teil des *Parzival* hat Wolfram von Eschenbach einen ausführlichen Exkurs über den Gral eingeschoben. Er behauptet, die Informationen über den Gral dem Buch eines Provenzalen namens Kyot entnommen zu haben, das er, Wolfram, selbst in Toledo gefunden habe. Der Verfasser des Buches soll ein Heide namens Flegetanis gewesen sein. Mit diesen Behauptungen erweckt Wolfram den Anschein, als basiere die von ihm erzählte Geschichte auf wahren Begebenheiten – oder zumindest auf wichtigen, weil schriftlich fixierten Nachrichten.

Aufgeklärt über alles, was er für die Gralssuche wissen muss, und im Inneren geläutert, bricht Parzival erneut auf. Doch er wird abermals von seinem Vorhaben abgelenkt, als er sich auf einen Kampf einlässt. Diesmal ist sein Gegner, Gawan, sogar mit ihm verwandt. Parzival bricht das für Gawan ungünstig verlaufende Gefecht erst ab, als Boten von König Artus Gawans Namen rufen. Parzival wird wieder in die Tafelrunde von König Artus aufgenommen, doch bricht er am folgenden Tag erneut auf, gequält von seinen Gedanken an den Gral und

der Sehnsucht nach Condwiramurs. Wieder lässt sich Parzival auf einen Kampf gegen einen ihm unbekannten Ritter ein. Parzivals Schwert zerspringt, und der Fremde gibt sich als Feirefiz zu erkennen, Parzivals Halbbruder. Diesen bringt Parzival zu Artus, der den Heiden in die Tafelrunde aufnimmt. Bei einem Festmahl erscheint die Gralsbotin Kundrie mit der Berufung Parzivals zum Gral. Gemeinsam mit Feirefiz zieht er nach Munsalvaesche. Auf der Gralsburg werden die beiden mit großer Freude empfangen. Endlich stellt Parzival Anfortas die erlösende Frage nach seinem Leiden. Der Gralskönig ist geheilt. Wie es Gottes Wille war, tritt Parzival nun das Amt des Gralskönigs an. Als Feirefiz beim feierlichen Einzug des Grals in den Festsaal von Munsalvaesche die Trägerin des Grals, Repanse de Schoye, sieht, verliebt er sich in sie und begehrt sie zur Ehe. Er ist bereit, sich taufen zu lassen, was mit Taufwasser geschieht, das der Gral spendet. Dann erst kann auch er den Gral sehen, was ihm als Heide verwehrt geblieben war. Parzivals Sohn Lohengrin wächst heran und wird als Gralsritter nach Brabant gesandt, wo er die Herzogin heiratet, muss sie aber verlassen, als sie nach seiner Herkunft fragt.

Die Frage, worum genau es sich beim Gral eigentlich handelt, beschäftigt die Forschung seit langem, eine eindeutige Erklärung steht bislang allerdings immer noch aus. Bei Robert de Boron war der Gral das Abendmahlgefäß Jesu. In Chrétien de Troyes' *Perceval* wiederum werden das Wesen und die Herkunft des Grals nicht wirklich deutlich – er wird hier lediglich als goldenes, mit Edelsteinen besetztes Gefäß beschrieben. Wolfram von Eschenbach löst sich schließlich völlig von diesen Darstellungen. Er schildert den Gral als einen ungeformten, nicht von Menschenhand bearbeiteten Stein. Dieser sei zunächst von einer Gruppe Engel gehütet worden, die Gott zur Strafe auf die Erde gesandt habe. Als diese Engel wieder in den Himmel eintreten durften, übergaben sie das

Wächteramt an das Geschlecht der Gralskönige. Bei Wolfram bringt an jedem Karfreitag eine Taube eine »kleine weiße Oblate« vom Himmel herab, die sie auf den Gral legt. Daraus empfängt der Stein seine Wunderkraft. Er spendet jede Speise und jedes Getränk, aber auch Taufwasser, und erhält jeden Menschen am Leben, solange dieser ihn ansieht. Für Heiden, wie Parzivals Bruder Feirefiz, ist der Gral unsichtbar. Mit dieser detaillierten Darstellung ging Wolfram über die Schilderungen in seinen epischen Vorlagen weit hinaus. Seine Anregungen bezog er zu einem großen Teil aus der Bibel, so finden sich Parallelen zur wundersamen Speisung aus dem Gral beispielsweise im Mannawunder des Buchs Exodus sowie in den Brotvermehrungen des Propheten Elisa und Jesu [2Mose 16, 1-36; 2Kön 4,42-44; Mk 6, 34-44]. Als weitere Vorlage kann der um 1170 entstandene *Straßburger Alexander* des Pfaffen Lamprecht gedient haben, in dem von einem Stein berichtet wird, der das Leben verlängern kann. Die angebliche Quelle, die Wolfram in seinem Epos nennt – das Buch aus Toledo –, entspringt hingegen aller Wahrscheinlichkeit nach der Phantasie des Autors; sie kann mit keinem zeitgenössischen Dokument belegt werden.

Der Gral wurde und wird immer wieder gerne mit den Tempelrittern in Verbindung gebracht. Dies liegt wohl nicht zuletzt daran, dass Wolfram die Gralsritter »templeisen« nennt, ihnen also einen Namen gibt, der in anderen zeitgenössischen Texten tatsächlich die historischen Templer bezeichnet. Ordensritter waren Wolfram sicherlich bekannt, insbesondere auch solche des Deutschen Ordens, da sie an denselben Höfen verkehrten wie er. Und wenn er die Gemeinschaft der Gralsritter als »ritterliche Bruderschaft« bezeichnet, ihre (vom Gralskönig abgesehene) Ehelosigkeit hervorhebt und ihre stete Verpflichtung zur Hilfe in der Not, dann wird das Vorbild der Ritterorden deutlich.

Die Vermutung, die Templer hätten tatsächlich den Gral verwahrt und verehrt, lässt sich damit allerdings nicht beweisen.

Jörg Dendl

Literatur

F. R. P. Akehurst/Judith M. Davis, *A Handbook of the Troubadours*, Berkeley/London 1995

Karl Otto Brogsitter, *Artusepik*, Stuttgart 1965

Joachim Bumke, *Wolfram von Eschenbach*, Stuttgart 1991/2004

Chrétien de Troyes, *Perceval*, Félicitas Olef-Krafft (Übers./Hg.), Stuttgart 1991

Carola L. Gottzmann, *Artusdichtung*, Stuttgart 1989

Volker Mertens, *Der deutsche Artusroman*, Stuttgart 1998

Ulrich Molk, *Trobadorlyrik*, München/Zürich 1982

Hans-Herbert S. Rakel, *Der deutsche Minnesang*, München 1986

Gunther Schweikle, *Minnesang*, Stuttgart/Weimar 1995

Karl Wais (Hg.), *Der arthurische Roman*, Darmstadt 1970

Max Wehrli, *Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter*, Stuttgart 1997

Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, 2 Bde. Stuttgart 1996